3 1761 07466065 5

Selma Lagerlöf

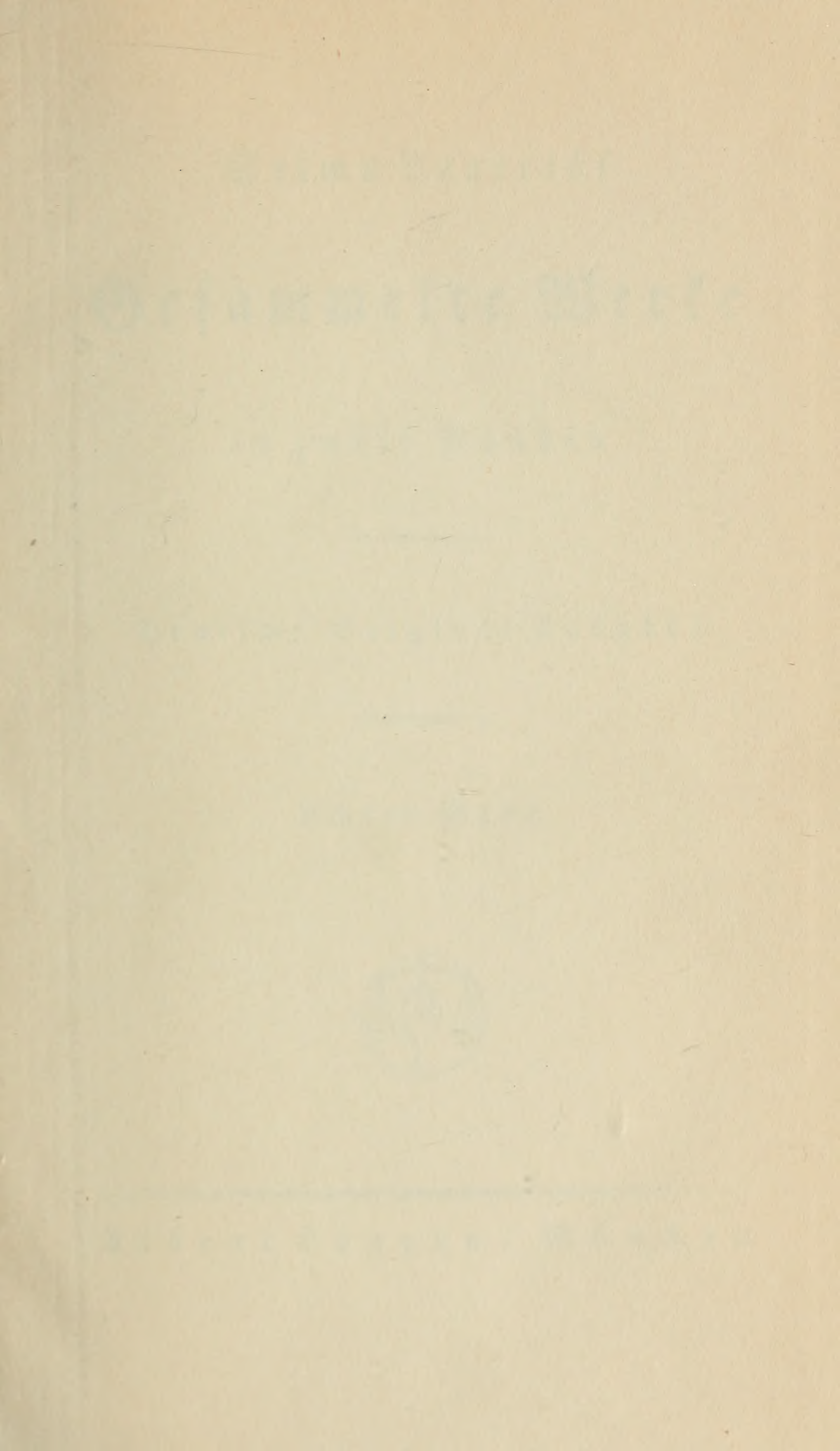
Gesammelte Werke

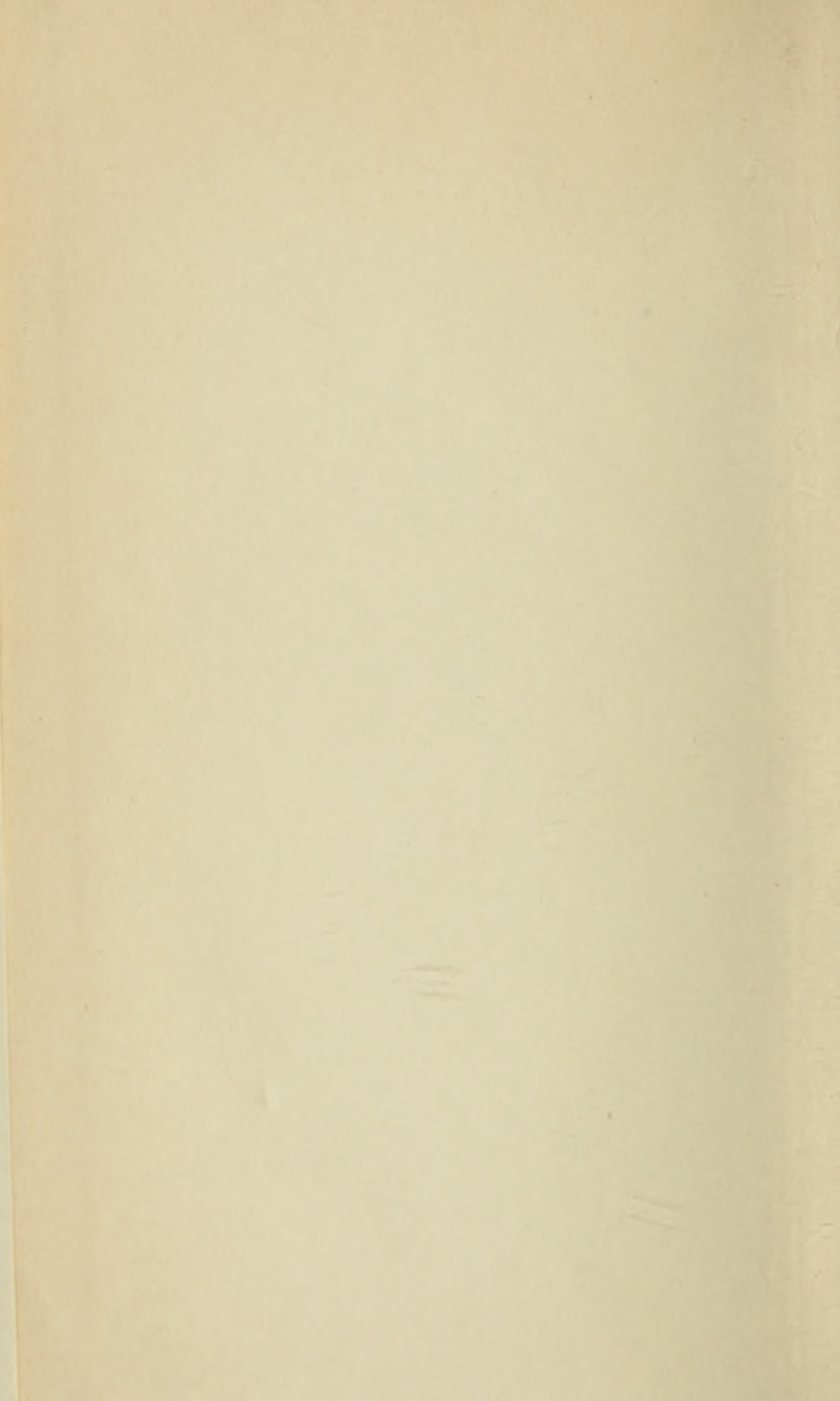
8



Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/gesammeltewerkei08lage





Selma Lagerlöf

Gesammelte Werke

in zwölf Bänden

Deutsche Original-Ausgabe

Achter Band



Albert Langen / München

Selma Lagerlöf

Zacharias Topelius

Eine Lebensgeschichte

Christuslegenden

Albert Langen / München

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Übersetzung vorbehalten. Dramatisierung und Verfilmung verboten.
Selma Lagerlöf Albert Langen

PT
9765
K4
1911
Bd 8

LIBRARY
SEP 9 1966
UNIVERSITY OF TORONTO

1116957

Zacharias Topelius

Eine Lebensgeschichte

Deutsch von Pauline Klaiber-Gottschau

Vorwort

Vor zwei Jahren erteilte mir die schwedische Akademie, die den hundertjährigen Geburtstag des Dichters Zacharias Topelius feiern wollte, den ehrenvollen Auftrag, in einer kurzen Zusammenfassung das Leben und die Werke dieses Dichters zu schildern. Während die Fertigstellung dieser Aufgabe lernte ich die von Professor Vasenius mit außerordentlicher und größter Liebe ausgearbeitete Topeliusbiographie genau kennen und war da höchst überrascht über den Reichtum an lebenswarmen Einzelheiten, sowie von den vielen Aufklärungen über Finnlands Geschichte, die das Buch überall bot, abgesehen davon, welch sichere und vielseitige Bekanntschaft man durch dieses Buch mit dem Dichter selbst macht.

Es erschien mir indes fast unmöglich, daß eine Lebensbeschreibung, die schon drei dicke Teile umfaßt, ehe sie ihren Helden bis zu seinem sechsunddreißigsten Lebensjahr vorgeführt hat, jemals in dem Grad Eigentum der großen Menge werden könnte, wie sie es verdient. Ganz natürlicherweise entstand deshalb bei mir der Gedanke, aus dem vorliegenden Material eine kürzer gefaßte und populärer gehaltene Schilderung von Zacharias Topelius herauszuarbeiten, und ich möchte hier aussprechen, daß Professor Vasenius diesen Plan kennt und mit gewohnter Liebenswürdigkeit sein Einverständnis dazu gegeben hat.

Immerhin muß ich meine Leser davor warnen, in dieser meiner Arbeit nur allein einen Auszug, eine verkürzte Auflage der Biographie von Vasenius zu sehen. Teils habe ich noch einige andere Quellen benutzt, wie Eliel Vests „Lebensbeschreibung und Aufsätze über Topelius' Verfasserwirksamkeit" in den Jubiläumsveröffentlichungen von 1918, sowie die Finnische Zeitschrift, teils habe ich mich nicht ganz davon zurückhalten können, eigene Schlußfolgerungen zu ziehen und den gegenseitigen Zusammenhang der Geschehnisse auf eine Weise darzustellen, für die mein gewissenhafter Vorgänger wahrscheinlich die

Schuld nicht auf sich nehmen möchte. Ganz besonders sollte ich wohl hervorheben, daß künftige Kritiker mich allein für alles verantwortlich zu machen haben, was ich über die Entstehung der „Geschichten des Feldschers“ berichte.

Noch einen Helfer habe ich beim Schreiben dieses Buches zur Seite gehabt, nämlich den alten Dichter selbst. Daß ich viele seiner kleinen lyrischen Erzeugnisse zur Beleuchtung und Belebung meiner Darstellung benutzt habe, wird wohl niemand tadeln; aber ich habe außerdem auf eine höchst unerlaubte Weise einige seiner besten Prosaabschnitte in meinen Text hineingeflochten. Der kundige Leser wird alsbald herausfinden, daß die Einleitung des ersten Kapitels in diesem Buch aus der Sage von der Birke und dem Stern entlehnt ist, und daß der historische Überblick, der das Kapitel „Zacharias Toppelius der Ältere“ schmückt, beinahe wörtlich im „Frühling der Wildnis“ zu lesen steht. Die Beschreibung des alten Hauses auf Alörn ist aus einer Topeliusischen Erzählung genommen und ebenso die Geschichte von „Elias Lönnrots Jugend und mühseligen Studienjahren“, wogegen die kulturhistorischen Aufklärungen, die man im Kapitel „Lyrik“ findet, aus der Novelle „Vincent Wellenbrecher“ geholt sind. Auch hoffe ich eines: alle, die jemals erfahren haben, wie schwer es einem fällt, auf andere Weise Beispiele von dem Prosastil eines Schriftstellers wiederzugeben, werden mir verzeihen, daß sie, anstatt freistehend vorgeführt zu sein, auf solche Weise in das Buch eingeschmuggelt sind.

Mårbacka, 27. Oktober 1920

Selma Lagerlöf

Zacharias Toppelius

Vor ungefähr zweihundert Jahren herrschte in Finnland große Not. Weit umher war durch den Krieg alles verwüstet, Städte und Dörfer gingen in Flammen auf, die Ernte wurde niedergetreten, und die Menschen gingen zu Hunderttausenden zugrunde, durchs Schwert, durch den Hunger und durch furchtbare Krankheiten, und viele, viele entflohen auch aus dem Lande. Wo man hinschaute, lauter Elend, Seufzen und Weinen, Jammer und Trauer, Asche und Blut, und die, so am längsten hofften, wußten schließlich nicht mehr, worauf sie noch hoffen könnten. Denn Gottes Geißel ging über das Reich hin und fiel auf das arme Land nieder; die Schrecken jener Zeit werden niemals vergessen werden.

Bei soviel Unglück geschah es, daß viele Familien auseinandergerissen und weit umher zerstreut wurden. Die einen wurden in Feindesland getrieben, andere entflohen in Wälder und Einöden, ja, weit in die Ferne nach Schweden; eine Gattin wußte nichts mehr von ihrem Manne, ein Bruder nichts von seiner Schwester und eine Mutter nichts von ihren Kindern; sie hatten keine Ahnung, ob die Ihrigen noch lebten oder tot waren.

Als dann endlich Frieden wurde und die Überlebenden wieder in ihre Heimat zurückkehrten, gab es nur ganz wenige Familien, die nicht einige von den Ihren vermissen oder betrauern mußten. Gleichwie wir in dem Märchen vom Ritter Blaubart lesen, daß die junge Gattin ihre Schwester auf den Turm schickte, von wo man weit umherschauen konnte, und sie dann der Ausschauhaltenden beständig zurief: „Anna, siehst du jemand kommen?“ so fragte gar mancher in seiner einsamen Hütte, wo man nichts von den verlorenen Lieben gehört hatte: „Siehst du niemand kommen? Siehst du noch niemand kommen?“ Und meistens lautete die Antwort: „Niemand! Niemand!“

Aber bisweilen ging es doch wie in dem Märchen vom

Ritter Blaubart. Weit draußen auf dem Wege ward eine kleine Staubwolke sichtbar; die Wolke kam näher und näher herbei, und schließlich erkannte man eine Schar Flüchtlinge, die ihre Angehörigen suchte. Dann schauten die Augen von Vater und Mutter sehnsüchtig nach ihren Lieben aus, und fanden sie sie endlich nach vielen Jahren wieder, so herrschte da eine Freude, wie wenn das Leid gar nicht gewesen wäre; die Hütten wurden in aller Eile wieder aufgerichtet, die Felder trugen neue Ernte, und eine neue Zeit brach an nach all den vergangenen Sorgen.

Während des langen Krieges war ein armer Junge aus Uleåborg, Christof Toppelius, mit seiner Mutter und Schwester in eine entlegene Waldhütte in der Mohuser Einöde geflohen. Dort fristeten sie kümmerlich ihr Leben. Sie fingen Fische in einem nahe gelegenen Teich und legten Schlingen für die Tiere im Walde. Aber schließlich wurden sie auch da von dem Feinde aufgespürt. Eine Schar Kosaken kam auf dem Waldwege dahergeritten; sie ergriffen den Jungen vor den Augen der Mutter und sprengten mit ihm auf und davon.

Diese Kosaken nahmen den Jungen mit sich nach Rußland und verkauften ihn da an einen Bojaren, der ein Günstling des Zaren war und ein Gut in Ingermanland besaß. Dort wurde der Junge gut behandelt, er durfte sogar Klavierspielen lernen, und eines Tages, als der Zar Peter als Gast auf dem Gute weilte, wurde der Junge hereingerufen, um dem Herrscher etwas vorzuspielen.

Aber mitten im Überfluß und Wohlergehen konnte der Junge doch Vater und Mutter und Heimatland nicht vergessen. Es erging ihm, wie einst den gefangenen Juden in Babylon, die ihre Harfen an die Weiden hingen und in dem fremden Lande nicht singen und spielen und nicht tanzen konnten.

Als dem Jungen dann zu Ohren kam, daß in Finnland wieder Frieden herrschte, und daß alle, die konnten und wollten, dahin zurückkehren durften, wurde in ihm das Heimweh übermächtig, und eines Tages, als er mit dem Abcbuch unter dem Arm in die Schule wanderte, entwich er in einen großen Wald und hielt sich da bis zum Abend verborgen. Als es Nacht war, wanderte er fort,

immer in der Richtung, wo er an dem Augustabend die Sonne hatte untergehen sehen. Und auf diese Weise, bei Nacht weiter wandernd und sich bei Tage versteckt haltend, erreichte er endlich eine Landstadt im südlichen Finnland. Da lag ein Schiff zum Ausfahren nach Stockholm bereit, und der Schiffer nahm den Flüchtling mit an Bord.

Und siehe, als der Junge in Stockholm bei der großen Schiffbrücke an Land stieg, standen da einige Frauen und spülten Linnen. Eine von ihnen betrachtete den eben Angekommenen genau und fragte ihn auf finnisch: „Woher kommst du?"

„Von Uleåborg," antwortete der Junge.

„Dann bist du mein Sohn Christof," lautete die Antwort.

Und die Frau war in der Tat die Mutter des Jungen; wie so viele andere war sie in die Hauptstadt geflohen und verdiente sich da ihren Unterhalt im Tagelohn durch waschen und scheuern für andere Leute.

Nachdem sich nun Mutter und Sohn auf diese Weise wiedergefunden hatten, kehrten sie miteinander nach Finnland zurück. Der Sohn übernahm seines Vaters Hof in der Limingostraße und erwarb auch die Äcker und Wiesen vor der Stadt wieder, die zuvor seiner Familie gehört hatten. Er wurde Schreiber auf dem Zollamt und beschäftigte sich auch etwas mit Malen und Musik. In der Friedenszeit, die jetzt angebrochen war, durfte er sein Leben in ziemlichem Wohlstand verbringen, und bei seinem Heimgang hinterließ er den Seinen einen geachteten und geehrten Namen.

Michael Toppelius

Ungefähr hundert Jahre nach der Zeit, wo Christof Toppelius in russische Gefangenschaft geraten war, brach wieder Krieg zwischen Schweden und Rußland aus, und wieder hatte er, sogar unter denen, die nicht an den Schlachten teilnahmen, Not und Jammer, Pestilenz und jähe Todesfälle im Gefolge.

In Uleåborg, auf dem alten Erbgut an der Limingo-

straße wohnte damals Christofs Sohn, Michael Toppelius, ein froher, freundlicher, arbeitsamer und gottesfürchtiger alter Mann, der von Beruf Kirchenmaler war und in den Tagen seiner vollen Kraft viele Kirchen seines Landes mit frommen, erbaulichen Bildern geschmückt hatte. Als der Krieg ausbrach, war er schon ein alter Mann, der sich seinen Lebensunterhalt mit seiner Arbeit nicht mehr verdienen konnte und demzufolge vollständig verarmt war. Bis dahin hatte er indes der Zukunft ohne zu große Sorge entgegengesehen, weil er viele fürs Leben wohlausgerüstete Kinder hatte, die ihn sicher nicht im Elend verkommen lassen würden, wenn sie es nur selbst soweit brachten, ihm helfen zu können.

Die größten Hoffnungen aber setzte Michael auf seinen ältesten Sohn Johan Gabriel, der schon Kaplan in Ilmola im südlichen Österbotten war.

Er war allerdings verheiratet, hatte vier Kinder und war überdies recht kränklich; aber der Vater hoffte, er werde bald als Propst auf einer reichen Pfründe in einem großen Pfarrhof wohnen, dort selbst gute Tage genießen und dann gewiß imstande sein, Vater und Geschwistern eine hilfreiche Hand zu bieten.

Auch zwei andere Söhne, Zacharias und Gustaf, hatten sich für einen gelehrten Beruf entschieden. Beide befanden sich zurzeit in Schweden und studierten Medizin. Noch war keiner von ihnen fertig, aber sie waren doch schon so weit, daß sie selbst für ihren Unterhalt sorgen konnten. In der allerletzten Zeit hatten sie überdies angefangen, ihren Vater schon ein wenig zu unterstützen.

Zu Hause hatte Michael Toppelius außerdem noch einen Sohn und drei Töchter. Der Sohn war nicht viel nütze und von schwachem Charakter, aber die Töchter waren klug und unternehmungslustig, und so hatten sie einen kleinen Kramladen eröffnet, um auf diese Weise der schlimmsten Not zu steuern.

Der Krieg hatte noch nicht lange gedauert, da bekam Michael Toppelius gar traurige Nachricht von seinem ältesten Sohne. Im Kirchspiel Kauhajoki, das nahe bei Ilmola lag, war ein russischer Transport von einer Bauernschar ausgeplündert worden. Um diese Frechheit zu bestrafen, wurde eine russische Kosakentruppe nach Kau-

hajoki geschickt, und diese raubte nicht weniger als dreißig Höfe aus und brannte sie dann bis auf den Grund nieder. Im Hofe Knuuttila, der Johan Gabriels Schwager gehörte, wurde der Besitzer mitten in der Nacht durch Schüsse und Bajonettstiche ermordet. Sein Knecht wurde auf der Stelle erschossen, sein Schwiegervater mit Peitschen geschlagen und gefesselt in Gefangenschaft weggeführt, und seine Frau mußte mit ihren Kindern in die Wälder fliehen. Und genau ebenso war in allen den andern niedergebrannten Höfen verfahren worden.

Als diese Nachrichten Ilmola erreichten, zog Johan Gabriel mit seinen Dorfbewohnern nach Kauhajoki, um den ratlosen Flüchtlingen beizuspringen. Man führte sie nach Ilmola und nahm sie in seinen Häusern auf, jeder half nach seinem Vermögen. Zu Johan Gabriel kamen seine Schwägerin, ihre Kinder und ihre Eltern, und sie hatten so Schreckliches zu berichten, daß die Feder sich sträubt, es niederzuschreiben.

Johan Gabriel selbst war weder verwundet noch zerschlagen worden, aber seine Krankheit, ein gefährliches Lungenleiden, verschlimmerte sich nach dem grausigen Ereignis und der beständigen Angst, in der er von jetzt an leben mußte, in beängstigendem Grade.

Aus Furcht vor heranziehenden Feinden mußte er sich lange Zeit nach dem Unglück in Kauhajoki in einer Hütte im Walde verborgen halten. Da war er zwar in Sicherheit vor den Russen, aber statt dessen fand die rote Ruhr, die damals meist im Gefolge der Kriegsheere einherzog, den Weg zu seiner Freistatt; sie raubte ihm drei von seinen Töchterchen und ließ nur ein einziges Kind übrig, einen Sohn, namens Franz Michael.

Nach all diesem hörte Johan Gabriel auf, gegen den Tod anzukämpfen, und im September 1818, vierzehn Tage, nachdem seine drei Töchterchen wie Blumen von der Sichel abgemäht dahingesunken waren, verließ auch er die Schrecknisse dieser Welt.

So hatte der Alte in Uleåborg dur'ch den Krieg seinen Sohn verloren, auf den er als auf die beste Stütze seines Alters gerechnet hatte.

Sehr geringe Hoffnung hatte auch er in jener Zeit, seine beiden andern in Schweden studierenden Söhne jemals

wiederzusehen. Beide waren mit in den Krieg gezogen. Zacharias war Arzt bei der Scherenflotte, die im Sommer und Herbst des Jahres 1809 mehrmals den Versuch machte, Truppen in Finnland zu landen. Gustaf tat Dienst auf der Korvette Camilla, die die Handelsschiffe zwischen Stockholm und Göteborg zu begleiten hatte, um sie vor dänischen Kapern zu schützen.

Und immer düsterer gestalteten sich auch die Verhältnisse in der nächsten Umgebung des alten Toppelius. In Uleåborg drehten sich die Gespräche um nichts anderes mehr, als um Einquartierungen und Aushebungen. Und mit der gewöhnlichen Not des Krieges zugleich stellte sich auch die teure Zeit ein. Wer zuvor etwas besessen hatte, wurde leicht reich, aber den Armen erging es schlimmer als je zuvor. Mit der zunehmenden Not nahm auch die Unehrlichkeit überhand. Zaunpfähle wurden als Brennholz verkauft, und wer ein Pferd besaß, mußte es wohl versteckt halten, damit es ihm nicht gestohlen wurde.

Im Spätherbst 1808 fror das Schiff, auf dem Zacharias Toppelius Dienst tat, in den Stockholmer Schären ein und konnte nicht wieder loskommen. An Bord konnte man sich nicht gegen die Kälte schützen, und als der junge Arzt endlich an Land kam, war er lebensgefährlich krank. Die Korvette Camilla war auch eingefroren, aber weiter südlich im Öresund. Nach vielen Abenteuern zündete der Kapitän das Schiff an, damit es nicht in die Hände des Feindes fallen konnte, aber die ganze Besatzung des Schiffes geriet in dänische Gefangenschaft.

Ungefähr zu derselben Zeit, da solches Unglück den Söhnen von Michael Toppelius widerfuhr, fiel ganz Finnland in Rußlands Gewalt, und die Verbindung mit Schweden wurde abgesperrt. Keinerlei Nachricht gelangte von da nach Uleåborg, und während des ganzen Jahres 1809 wurden Zacharias und Gustaf von Vater und Geschwistern als tot betrauert. Erst im Jahre 1810 erfuhr der Vater, daß seine Söhne allen Gefahren glücklich entgangen waren und sich in voller Gesundheit in Stockholm befanden. Ein paar Monate vorher war von der Kanzel der Friede verkündigt worden. Jetzt hätte man also erwarten können, daß der Alte sehr beglückt und erfreut gewesen wäre und ganz überzeugt, daß seine

Sorgen und die Heimsuchung nun ihr Ende erreicht hätten.

Aber wohlgemerkt, dies war der Friedensschluß, der Michael Toppelius und alle Finnen mit ihm zu russischen Untertanen machte. So froh er darum auch war, daß die Söhne noch lebten, so konnte er doch nur mit Angst daran denken, daß die beiden, die in Schweden wohnten, sich von jetzt ab in einem fremden Lande befanden. Er konnte durchaus nicht versichert sein, daß sie nach Finnland zurückkehren wollten, um sich dadurch unter die russische Gewaltherrschaft zu begeben.

Es verging auch ein Monat nach dem andern, aber nirgends war ein Anzeichen zu erblicken, nach dem man auf die Heimkehr der Söhne hätte schließen können. Sie gaben allerlei Gründe an, sagten, sie könnten erst zurückkehren, wenn sie richtige Ärzte geworden seien, und damit mußte sich der Vater ja auch zufrieden geben. Aber eines wußte er: Je länger es dauerte, desto schwerer wurde es für die Söhne, Schweden zu verlassen, wo sie ihre Ausbildung erhalten hatten, und wo eine gute Zukunft ihrer wartete.

Die Monate wurden zu Jahren. Die Gestalt des Alten wurde gebückt und neigte sich dem Grabe zu; aber von den Söhnen war weder etwas zu sehen noch zu hören. Jetzt hätte er gerne Späher ausgeschickt und gefragt: „Siehst du niemand kommen? Siehst du noch niemand, gar niemand?"

Doch siehe, im Herbst 1811 kehrte wirklich der ältere Sohn Zacharias nach Finnland zurück! Er hatte sich in Stockholm als tüchtiger und erfolgreicher Arzt schon einen Namen gemacht. Großer Erfolg und ein ausgedehntes Arbeitsfeld erwarteten ihn in Schweden; aber das Vaterland zog und zog und ließ ihn nicht los, und als ihm dann die Stelle eines Stadtarztes in Nykarleby angeboten wurde, nahm er den Ruf an.

Das war eine große Befriedigung für den Vater, aber möglicherweise war es doch auch eine Enttäuschung, weil Zacharias sich in Nykarleby niederließ, was für den, der ihn von Uleåborg besuchen wollte, eine dreißig Meilen weite Reise bedeutete. Der Alte hätte für sein Leben gern einen Sohn auf dem alten Hofe an der Limingostraße

schalten und walten sehen, damit das Erbgut vor dem vollständigen Verfall bewahrt würde.

Aber dazu war wenig Aussicht vorhanden, denn daß Gustaf, der andere Sohn, auch wiederkehren werde, das wagte der alte Vater kaum zu hoffen. Zacharias war ein Mann von einfacheren Anlagen, er kannte keinen andern Ehrgeiz, als seinen Nebenmenschen zu helfen. Er befand sich überall wohl, wo er das Bewußtsein hatte, daß man ihn brauchte. Gustaf dagegen war von anderer Art. Auch er war ein tüchtiger Arzt, aber gleichzeitig ein fröhlicher Gesellschafter, der überall, wo er auch immer hinkam, geliebt und verehrt wurde. Er war nicht schwermütig, wie so viele Finnen, sondern dem Festlichen und Frohen zugeneigt.

„Er bleibt in Schweden," sagten die Leute zu dem alten Vater, „dorthin paßt er am besten."

Im Jahre 1815 jedoch wurde Gustav zum Stadtarzt in Uleåborg ernannt, und da zog auch er nach Finnland hinüber.

Denn es erging diesen beiden Brüdern genau wie ihrem Großvater Christof, der sich von seiner glücklichen Gefangenschaft in Rußland unter großen Gefahren bis zu seinem zerstörten Heimathofe durchgeschlagen hatte. Auch diese beiden Nachkommen hatten das Heimweh nach dem Vaterlande nicht überwinden können; in Armut und Unglück — gerade da lockte es sie unwiderstehlicher denn je zuvor.

Zacharias Topelius, der Ältere

Wenn niedergebrannte Häuser, verheerte Äcker, zugrunde gerichteter Wohlstand, erschlagene, gemarterte oder in Gefangenschaft und Sklaverei fortgeführte Menschen, ja, wenn selbst politische Unglücksfälle, wie der Verlust von Ländern, verwüstete Provinzen und allgemeine Verarmung die einzigen Folgen eines langen, verheerenden Krieges wären, dann wäre der Anblick noch lange nicht der furchtbarste, der einem Menschenauge in den Bruderkriegen dieser Welt zuteil werden könnte. Diese Häuser können wieder aufgebaut werden, diese Felder

wieder bestellt, diese Bewohner wieder heranwachsen, weil sich gemäß der weisen Einrichtungen der Natur die Fruchtbarkeit nach großen Zerstörungen verdoppelt. Aber das härteste Unglück von allem und das, was den Beschauer mit tiefster Trauer erfüllt, ist der Anblick der großen moralischen Erniedrigung, die gewöhnlich den Verheerungen des Krieges auf dem Fuße folgt.

Wohl ist es wahr, daß nach dem Friedensschlusse von 1809 die in Finnland herrschende Not nicht zu vergleichen war mit dem Elend des großen Krieges, das Christof Toppelius bei seiner Rückkehr von Rußland überall antraf. Jetzt besaß das Land noch unverbrannte Städte und Dörfer, die Handelsschiffe waren nicht von Freibeutern geraubt, die Felder lagen nicht unbebaut und von sich einnistenden Waldbäumen überwuchert da. Die Kosaken hatten nicht alles Vieh fortgetrieben, und man hatte die Kirchenglocken nicht auf den Meeresgrund versenken müssen, damit sie der Beschlagnahme vom Feinde entgingen. Die Bevölkerung war jetzt nicht von ihrem kostbarsten Eigentume fortgeflohen, die Bürgerschaft wohnte noch in den Städten, Bauern und Pfarrer waren noch auf den Dörfern. Im Waldesdickicht lauerten keine Räuber, und verarmte Flüchtlinge zogen nicht auf den Wegen umher und suchten nach ihren zerstörten Heimstätten. Dem Gefolge aber, das mit dem Kriege dahergezogen kommt, war das Land keineswegs entgangen, der Sittenlosigkeit, der Ungerechtigkeit, der Genußsucht sowie dem verderblichen Verlangen, mit wenig Arbeit leicht erworbenen Verdienst zu ernten.

Wenn man dazu den Umschwung aller Verhältnisse bedenkt, den die Trennung von Schweden herbeiführen mußte, dann kann man wohl sagen, daß das Land zu keiner andern Zeit charakterfeste, uneigennützige und tüchtige Männer so bitter nötig gehabt hätte, Männer, die einen Damm gegen die Sittenverderbnis hätten aufrichten können und dem Volke die Leitung zuteil werden lassen könnten, die es unter der Umwälzung so notwendig brauchte. Unternehmend und scharfsichtig mußten diese Männer auch sein, denn jetzt galt es, nicht nur am Alten festzuhalten, sondern auch das Land auf jedem Gebiet vorwärtszubringen, nun handelte es sich darum, ob Finn-

land zu einem Gouvernement wie jedes andere in einem stillstehenden Rußland herabsinken wollte, oder ob die Finnen auch ferner zu dem fortschreitenden, freien Volk des Westlandes gezählt werden durften.

Und wahrlich, glücklich dürfen sich die Finnen schätzen, daß in jener Zeit ihr hart bedrängtes, sich selbst überlassenes Volk solcher Männer mit solchen hervorragenden Eigenschaften niemals ermangelte, Männer, von denen jeder an seinem Ort die Führerschaft übernahm. Bald war es ein Universitätsprofessor, bald ein Pfarrer, bald ein einfacher Bauer, der sich an die Spitze stellte und die Erneuerung beschleunigte. Und diese Männer der neuen Zeit scheinen sich auch überall gefunden zu haben gleich einer über das Land ausgebreiteten Bruderschaft.

Mit einem aus dieser Schar werden wir jetzt bekannt werden.

Ganz nahe bei der hübschen Stadt Nykarleby im südlichen Österbotten lag ein kleiner Herrenhof namens Kudnäs. Vielleicht kann sich der eine oder andere aus jener Gegend noch an das behagliche einstöckige Wohnhaus erinnern, wie es sich damals ausnahm mit seinen weißen Wänden, seinem gegliederten Dach und dem kleinen eigenartigen Vordergiebel dicht über dem Dachrand. Rings um das Wohnhaus her zog sich der Garten mit Blumenrabatten, Erdbeer- und Küchenkräuterbeeten und einer großen Menge Johannisbeersträuchern. Hinter dem Garten lag ein kleines Wäldchen mit himmelhohen Erlen, vor dem Garten schlängelte sich ein kristallhelles Flüßchen dahin, und vom Hofe her bis zur Straße nach Nykarleby führte eine stattliche Allee.

Dagegen kann man nicht verlangen, daß sich irgend jemand jetzt noch an jenes Leben und die Betriebsamkeit erinnerte, die vor hundert Jahren auf diesem Hofe herrschten. Das Anwesen gehörte seit dem Jahre 1813 dem kurze Zeit vorher von Schweden zurückgekehrten Arzte Zacharias Topelius, der wegen seiner großen Geschicklichkeit in ganz Finnland berühmt geworden war und sich eine ganz bedeutende Praxis erworben hatte. Ein Fuhrwerk ums andere brachte Kranke nach dem Hofe, oftmals von recht weit abgelegenen Orten her. Leute, die den Doktor zu sich holen wollten, warteten vor dem

Hofe mit ihrem Wagen, Kranke, die längere Zeit der Pflege bedurften und in dem Gesindehaus auf Kuddnäs oder in den umliegenden Höfen Aufnahme gefunden hatten, wanderten nach der Wohnung des Doktors, um sich von ihm behandeln zu lassen.

Immerhin waren es nicht nur Kranke und Hilfesuchende, die auf dem Hofe aus und ein gingen. Der berühmte Arzt war zugleich auch ein eifriger Vaterlandsfreund, der sein Eigentum zu einem Musterhofe und den ganzen Bezirk ringsum zu einem nutzbringenden Vorbild machen wollte. Bei ihm waren Arbeiter angestellt, die große Gartenanlagen einrichteten, Zimmerleute verbesserten und erweiterten die Wirtschaftsgebäude; an einem Bach, der im Frühjahr und Herbst gar reißend daherrauschte, wurde eine Schmiede und eine Mühle gebaut, und draußen auf den Äckern wurden neue Arbeitsmethoden geprüft und neue Ackerbaugerätschaften ausprobiert.

Immer neue Gesichter zeigten sich auf dem kleinen Hofe. Bald kam ein Bauer, um sich die neuen „Moden" des Doktors anzusehen, bald war es ein vornehmer Durchreisender, der sich in Nykarleby aufhielt und nicht abreisen wollte, ohne die merkwürdigen Anlagen auf Kuddnäs gesehen und dem Besitzer für seine eifrige Vaterlandsliebe gedankt zu haben. Bald kam der alte Kirchenmaler, der nach der Heimkehr des Sohnes zu neuem Leben erwacht war, mitsamt seinen ganzen Malgerätschaften von Uleåborg dahergefahren, um monatelang das nach Süden gelegene Giebelzimmer zu bewohnen. Bald sah man da auch des verstorbenen Kaplans von Ilmola einzigen Sohn Franz Michael, dem der Doktor seine väterliche Fürsorge zuteil werden ließ, und den er oft in den Ferien nach Kuddnäs einlud.

Unter anderen, die Kuddnäs besuchten, zeigten sich auch ein seltenes Mal arme alte Männer von wildem, sonderbarem Aussehen; sie hatten eine dunkle Hautfarbe, das Haar hing ihnen auf die Schultern herab, und sie trugen lange, fast bis auf den Boden reichende Kaftane.

Diese umherziehenden Männer waren in der ganzen Umgebung gefürchtet, weil man sie für gefährliche Hexenmeister und Zauberer aus dem entferten Finnenbezirk

2*

hielt. Auf Kuddnäs dagegen wurden sie warm willkommen geheißen. Der Doktor schloß sich mit ihnen in sein Studierzimmer ein und unterhielt sich da stundenlang mit ihnen. Er war nämlich während seiner Tätigkeit als Arzt wiederholt mit alten Männern und Frauen in Streit geraten, die die verschiedensten Krankheiten durch Aufsagen altertümlicher Gedichte in finnischer Sprache heilten. Zu all den vielen verschiedenen Gebieten, die ihn anzogen und seine Zeit ausfüllten, war da die Lust in ihm erwacht, sich von diesen seinen armen Nebenbuhlern eine Sammlung ihrer heilkräftigen Runen zu verschaffen, und so begrüßte er hocherfreut jeden, der ihm einen Beitrag dazu liefern konnte, gleichsam vorausschauend, daß sich unter diesen merkwürdigen dichterischen Erzeugnissen Schönes und Wertvolles finden würde, was von andern Forschern bisher übersehen worden war.

Kurz nach seiner Rückkehr in das Vaterland hatte sich Doktor Topelius mit Sofie Calamnius verheiratet, deren Familie zu den reichsten und vornehmsten in Nykarleby zählte, und er und seine Frau luden immer von Zeit zu Zeit Freunde und Verwandte aus der Stadt zu einem frohen Mittagsmahle ein. Bei solchen Gelegenheiten legte der ernste Doktor alle Kümmernisse auf die Seite und war dann ein außerordentlich angenehmer Gastgeber. Er lud seine Gäste nicht nur zu reichlicher Verpflegung an Wein und Speisen ein, sondern auch zu interessanten Geschichten aus der eben erst überstandenen Kriegszeit und zu Berichten über das, was die vaterlandsfreundlichen Männer taten, um den Mängeln in Finnlands Literatur und allgemeiner Bildung abzuhelfen. Viele Tischreden wurden gehalten, vom Hausherrn und von der Hausfrau wurden Lieder vorgetragen, wobei die ganze Gesellschaft in den Kehrreim taktfest mit einstimmte. Wenn nach einem solchen Feste die Gäste Kuddnäs verließen, waren alle darüber einig, daß das Haus des Doktors nicht nur das vornehmste und gebildetste der ganzen Umgegend sei, sondern auch der Ort, wo man so recht von Herzen froh und vergnügt sein konnte, wie sonst nirgends.

Auf diesem Kuddnäs, wo man so überaus fleißig war,

wo man so viel Gutes tat und wo man es verstand, der ganzen Umgebung Freude zu spenden, war man indes durchaus nicht ohne Sorgen und Kummer gewesen. Zwei Söhnlein hatten nur ein paar Monate gelebt; am 14. Januar 1818 wurde ihnen indes noch ein dritter Sohn geboren. Er kam am Felixtage selbst auf die Welt, und ein achtzigjähriger Gärtner, der etwas von Astrologie verstand, stellte ihm das Horoskop. Er fand heraus, daß das Kindlein einstmals einen berühmten Namen bekommen werde. Auf so etwas legten indes die Eltern wenig Gewicht. Sie verlangten nichts weiter, als daß das Kind gesund und kräftig sei, damit es am Leben bleiben könnte und ihnen nicht wie die beiden Brüderchen wieder entrissen würde.

Zwei Jahre später stellte sich auch noch ein Töchterchen ein, und diese beiden Kinder blieben am Leben und gediehen prächtig heran. Nun hatte ihnen das Glück die ersehnten Kinder beschert, und man konnte sich wohl fragen, was es danach noch alles für sie in Bereitschaft haben werde.

Alles ringsumher war im Aufstieg begriffen. Die Anstrengungen des tüchtigen Arztes wurden mit Erfolg gekrönt. Sein Besitztum besserte sich nach jeder Richtung. Er und seine Frau lebten in der glücklichsten Ehe zusammen. Von dieser Welt Güter hatten sie mehr als genug; nicht nur der Not seines Vaters und der seiner Geschwister konnte der Doktor steuern, er konnte auch noch den Nahrungssorgen bei vielen andern abhelfen.

Doch im Jahre 1820 traf ihn ein großes Unglück. Auf einer Amtsreise fuhr Doktor Topelius über einen zugefrorenen See, und da brach das Eis unter ihm ein. Er geriet in eine Wake, wurde zwar gerettet, zog sich aber eine schwere Erkältung zu. Bei seiner Heimkehr fühlte er sich so krank, daß er sich gleich zu Bett legen mußte. Dann lag er unter großen Schmerzen Monat um Monat auf seinem Lager, und er selbst und andere glaubten nicht mehr an sein Aufkommen. Der Tod verschonte ihn dann freilich, aber seine Gesundheit kehrte nicht wieder. Die Beine blieben gelähmt, das Gehör geschwächt, und er litt oft an schmerzhaften Krämpfen. Jetzt mußte er selbst ärztliche Hilfe suchen. Sein Bruder

kam als sein Stellvertreter, er selbst reiste nach Kopenhagen und nach Abo und befragte die berühmtesten Kollegen; aber eine Besserung seines Zustandes war nicht zu erlangen.

Nun verstummte allmählich das brausende Leben auf Kuddnäs. Die Kranken hörten zwar nie ganz auf, den berühmten Arzt um Rat zu fragen, aber notwendigerweise waren sie von da an doch sehr in der Minderzahl. Keine neuen Gebäude erstanden mehr auf dem Gute, kein Einkauf von neuen Hufen Lands wurde mehr gemacht, keine Erweiterung des Gartens vorgenommen. Was schon getan war, suchte man instand zu halten, aber das Leben fiel nun in denselben ruhigen Gang wie auf einem gewöhnlichen Hofe.

Der Kranke selbst verbrachte seine Tage in einem Lehnstuhle sitzend mit einem Schreibebrett vor sich. Sein Kopf war klar, die Hände konnte er bewegen, aber die Fähigkeit zu energischer Arbeit war dahin. Er behandelte die Kranken, die zu ihm kamen, er las, er schrieb, er besorgte seinen Briefwechsel, er sammelte finnische Runen, er interessierte sich für alles, was mit Finnlands Wiederaufbau zusammenhing, er beschäftigte sich auch mit der Erziehung seiner Kinder; aber trotzdem erkannte er selbst und erkannten alle andern, daß seine Rolle auf dieser Welt ausgespielt war.

Aber eines bleibt bestehen: wenn ein Mann, der unter schweren Zeiten mit uneigennützigem Eifer sich für das Wohl seines Landes eingesetzt hat, plötzlich davon abgeschnitten wird, ihm noch weiter zu helfen, dann scheint damit auch sein Lebensnerv dahinzusiechen. Keine andere Tätigkeit befriedigt ihn mehr, er will weder Trost suchen noch annehmen, und eine unüberwindliche Mutlosigkeit zehrt an seiner Seele. Er fühlt sich nicht als der Stein, der, obzwar von den Bauleuten verworfen, trotzdem noch zum Eckstein ward, sondern als ein Pfeiler, der dazu bestimmt, das Gebäude zu tragen, als baufällig, unzulänglich und schwach erfunden und vom höchsten Baumeister verworfen worden ist.

So war ganz gewiß die Gemütsstimmung, die den kranken Arzt beherrschte, obgleich er mit unerhörter Geisteskraft es zu vermeiden suchte, seine Umgebung mit in

sein Leid hineinzuziehen und die Luft im Hause schwer und drückend werden zu lassen.

Vor seiner Gattin, die zugleich seine Pflegerin war, konnte er wohl kaum seine Verzweiflung verbergen, aber seine Kinder durften ihrem Alter gemäß sorglos, frisch und glücklich heranwachsen.

Kuddnäs

Jetzt habe ich von dem kleinen Jungen zu berichten, der am 14. Januar 1819 geboren wurde und bei der Taufe seines Vaters Namen erhielt, so daß nun also ein neuer Zacharias Topelius[1]) da war.

Nicht umsonst war das Kind am Felixtage auf die Welt gekommen. Dieser Zacharias war tatsächlich der glücklichste Junge, der in sieben Königreichen aufzutreiben gewesen wäre. Kein noch so vornehmer Prinz hätte es besser haben können.

Gleich zu Anfang seiner irdischen Laufbahn wurde er von nicht weniger als drei Dienerinnen zärtlich geliebt und aufs sorgfältigste umhegt; diese drei taten alles, was in ihren Kräften stand, das Kind gründlich zu verwöhnen. Zwei davon waren aus der Gegend von Nykarleby und sprachen schwedisch wie der Hausherr und die Hausfrau auf Kuddnäs auch, aber die dritte war aus dem finnischen Bezirk der Uleåborger Gegend. Dieses Mädchen hatten die Eltern nur deshalb kommen lassen, damit der Junge bei ihr finnisch sprechen lerne, was der Vater für durchaus notwendig hielt in diesem Lande, wo der größte Teil der Landbevölkerung diese Sprache redete; aber der Kleine zog es vor, sein Kindermädchen seine Sprache zu lehren, und erreichte das, was er wollte. Insofern war der Unterricht der finnischen Brita ein Mißerfolg; aber auf um so besseres Erdreich fiel all das, was sie ihm von Hexenmeistern und Trollen, vom Trollberg Rustekais, vom Trollrenntier mit den vergoldeten Hörnern und von Hiisi, dem furchtbaren Bergkönig zu berichten wußte.

---

[1]) Dieser Zweig der Familie Toppelius schreibt sich nur mit einem p. Anmerkung d. Übers.

Als der Junge soweit herangewachsen war, daß er sich außer dem Hause frei bewegen durfte, nahmen ihn die Knechte und die dem Hause Unterstehenden sehr oft mit zu ihrer Hantierung. Er wurde nicht auf die Seite geschoben wie andere kleine Kinder, weil er ihnen in den Weg lief und sie hinderte, im Gegenteil! Da sich sein Vater niemals unter seinen Leuten sehen ließ, wurde der Junge gleich von Anfang an als der „kleine Herr" behandelt. Der Müller begrüßte ihn freundlich in seiner Mühle, der Schmied in seiner Schmiede, der Knecht in seinem Stalle, der Bauer in seiner Scheune. Er durfte Pferde auf die Weide treiben, durfte mit ins Heuen fahren, ja, er durfte es sogar mit dem Dreschflegel und der Axt probieren. Alles, was auf dem Hofe geschah, interessierte den kleinen Mann aufs lebhafteste, und die Leute, die das sahen, gaben ihm im Scherz den Beinamen Hofvogt. Das ließ er sich gerne gefallen; aber noch stolzer wurde er an einem Herbstabend, wo ihn die Fischer, die im Flusse Felchen fingen, zu ihrem Netzkönig ernannten. Denn viel höher als Heueinfahren oder Kartoffellegen schätzte er von seiner frühesten Kindheit an alles, was zu dem edlen Fischerhandwerk gehörte.

In allem und jedem war der Herrenhof Kuddnäs ein herrlicher Boden, auf dem Kinder heranwachsen konnten. Da gab es keine Staatszimmer, die die Kinder nicht betreten durften; frei und ungebunden konnten sie sich in allen sechs Zimmern des Erdgeschosses, sowie in den zwei Giebelzimmern eine Treppe hoch bewegen. Am besten aber hatten sie es doch auf dem großen Bodenraum, wo sie umhertollen und tun und treiben durften, was sie nur immer wollten, Versteck spielen oder Puppenhochzeiten feiern und Theater spielen. Da oben gab es ein paar dunkle Gespensterecken, denen man nie ohne Angst und Schauder nahe kam, aber doch immer ein gewisses Wohlbehagen dabei empfand.

Auch an Spielplätzen im Freien war hier kein Mangel. Da war der große Hofraum, wo man sich im Sommer an den herrlichsten Fangspielen ergötzte, im Winter aber Gänge im Schnee aushob und sich ganze Schneehäuser baute. Da war auch der Garten mit seinen Erdbeeren und Stachelbeeren. Da war außerdem der wolkenhohe Him-

melberg, den man im Winter auf dem Schlitten schwindelnder Eile hinabsauste. Und vor allem war da der Fluß Lappo, und der übertraf wahrlich die andern Spielplätze.

Wohlverstanden, das beste am Flusse war, daß er so veränderlich und lebendig war. Er war gut und böse zugleich. Er trug im Sommer des Jungen Rindenschiffchen und winzige Boote aus Schotenhülsen auf seinen Wassern, und im Herbst schenkte er wohl fünfzig bis sechzig Felchen auf einen Fischzug, im Winter breitete er sich als eine spiegelglatte Eisfläche aus, herrlich geeignet zum Schlittschuhlaufen; aber dann im Frühjahr — ja, da war es aus mit seiner Gutmütigkeit! Und woher kam das? Er war vielleicht des langen Liegens unter einer festen Eisdecke überdrüssig geworden. Er hörte vielleicht, daß es von den Dächern tropfte, und daß die Stare zwitscherten, und da wußte er, nun war der Frühling ins Land gezogen, er selbst aber lag in der Gewalt des Winters noch vergessen da! Als er endlich frei wurde, o, da war nicht gut mit ihm umgehen! Wild schäumend und brausend brach er los, riß Stege weg, nahm kleine Heuschuppen mit fort und stieg drohend über seine Ufer. Und während er also raste, war der Junge ganz außer sich vor Glück über das große Ereignis. Nicht eine Minute konnte er sich vom Ufer losreißen, er mußte den Fluß beobachten, mußte sehen, was geschehen würde.

Eines gehörte mit zu des kleinen Jungen Vorrechten: er war nicht darauf angewiesen, nur immer im Freien in Hof und Feld zu spielen und allein da seine Erfahrungen zu machen, o nein, der ganze Ort Nykarleby stand zu seiner Verfügung! Dort wohnte ja der Großvater Turdin, der seines Mütterchens Stiefvater war, mit der Großmutter Turdin, einer herzlieben alten Dame. Da wohnte sein Onkel, der Kaufmann Calamnius und der Ratsherr Lithén, der mit der Tante Christina, der Schwester seines Mütterchens, verheiratet war. In Nykarleby waren überdies die Basen Rosalie und Mathilda Lithén, sowie deren Bruder, der Vetter Alexander, die alle drei seine besten Freunde und liebsten Spielgefährten waren. Auch noch viele andere Onkel und Tanten und entferntere Verwandte wohnten dort. O ja, für den kleinen Zacharias war das

gar nicht so übel, daß er mit der ganzen Stadt ein wenig verwandt war.

Infolgedessen standen ihm denn auch die alten Kaufmannshäuser jederzeit offen, von dem kleinen Kramladen im Erdgeschoß mit seinen Schubladen voll Rosinen und dem Sirupfaß an bis zu der großen Festwohnung im ersten Stock, wohin Zacharias zum Weihnachtsschmause geladen wurde. Er durfte sehen, was sich in den Schlitten der alten Bauern befand, wenn sie auf den großen von Ställen, Scheunen und Lagerhäusern umgebenen Hofplätzen abgeladen wurden. Im Frühjahr sah er, wie die mit Teertonnen, Lachsfässern und Butterkübeln schwerbeladenen Schiffe nach Schweden abfuhren, im Herbst, wenn die Auslandsfahrer zurückkehrten, war er dabei, sie mit Schüssen aus Drehbassen und lautem Hurrarufen zu begrüßen.

Auch in einer andern Beziehung erging es dem kleinen Zacharias Topelius vortrefflich: seine Eltern waren nicht übertrieben besorgt um ihn, sondern ließen ihn, solange er nur nichts Unrechtes tat, ungehindert spielen, wo er am liebsten wollte und was er am liebsten wollte, sowie auch mit wem er am liebsten wollte. Spielgefährten gab es genug. Außer den Lithénschen Kindern waren die Jungen des Apothekers Svahn da, ebenso Küster Finnströms Buben, sowie des Schmieds Josua. Und wenn diese nicht mitkommen konnten, so hatte er ja immer noch seine Schwester Sofie. Diese war allerdings zwei Jahre jünger als Zacharias und wurde deshalb als Spielgefährtin im allgemeinen noch für zu klein erachtet, aber sie war eine ausgezeichnete Vertraute und eine unverbrüchlich ergebene Untertanin.

Man kann sich wahrlich nur darüber verwundern, wieviel Freundliches und Gutes den kleinen Jungen überall umgab, wie merkwürdig viel Glück und frisches, frohes Leben und lehrreiche Vorkommnisse auf ihn einwirkten. Ganz besonders war es das Leben im Elternhause, das ihm nur edle und gute Vorbilder gab. Keinen Fluch hörte er daheim, und zwischen Vater und Mutter wurde nie ein böses Wort gewechselt. Wahrlich, wenn er ein Königskind aus einem Märchen gewesen wäre, das, um mit der Schlechtigkeit der Welt nicht in Berührung zu kommen,

in einem von hohen Mauern umgebenen Lustgarten heranwächst, er hätte nicht mehr und nicht besser beschützt sein können, als er es in dem freundlichen Winkel von Finnland, wo er seine Kindheit verbrachte, war.

In den allerersten Kinderjahren war es natürlich die Mutter, der seine ganze Liebe galt. Sie war es ja, die ihm half und ihn erzog. Im übrigen war sie auch geradeso, wie eine Mutter sein soll, damit ihre Kinder sich bei ihr glücklich fühlen und sie über alles lieben können. Sie war zeit ihres Lebens keine Schönheit gewesen, sah aber sehr gut und gütig aus, und warmherzig und klug, fleißig und tüchtig war sie von Charakter. Von ihr strömte die Fröhlichkeit und die Sicherheit aus, die das ganze Haus erfüllte und das Leben für ihre Kinderlein so leicht machte.

Die junge Frau Doktor Topelius auf Kuddnäs war eine ausgezeichnete Hausfrau, aber sie gehörte zu denen, die mehr können, als Essen kochen und Strümpfe stopfen. Sie sang ihren Kleinen Franzéns Kinderlieder vor, schnitt ihnen Papierpuppen aus, half ihnen Sirupbonbons kochen und den zerbrochenen alten Vater Noah wieder heil machen. An den Winterabenden, wenn sie beim flackernden Ofenfeuer saßen, erzählte sie ihnen, wie sie in ihrer Jugend mit ihrer Großmutter auf den Jahrmarkt gegangen und da selbst in der Marktbude gestanden hatte, weil die Kaufmannsfrauen damals, wenn sie auch sehr vermögend waren, überall selbst mit Hand anlegten. Von Stockholm, Finnlands früherer Hauptstadt, wußte sie auch allerlei zu erzählen. Sie war ja zwei Jahre dort in Pension gewesen. Und vom letzten Krieg konnte sie sich auch noch an vieles erinnern. Im Hause ihres Stiefvaters, das damals das größte in ganz Nykarleby gewesen war, hatte sie die berühmtesten Männer jener Zeit, Adlerkreutz und Döbeln, Kulneff und Demidoff, gesehen; ja, sie hatte überdies geholfen, ein Festessen für das Leckermaul Klingspor zu bereiten.

Ach ja, das war sicher und gewiß, die Kinderlein waren während der langen Krankheit des Gatten für die junge Frau ihr bester Trost und ihre Zuflucht, und ebenso war es auch bei den Kindern!

Bei alledem entwickelte sich natürlich der kleine Junge

schnell und wurde ein energischer und tüchtiger kleiner Mann. Mit sechs Jahren war sein Wissen geradezu erstaunlich, wie man gleich hören wird.

Lesen konnte er zwar noch nicht, aber dafür konnte er vieles andere. Er konnte das Hüpfhäschenspiel, konnte auf dem Kopfe stehen, Purzelbäume schlagen, mit den Fingern schnalzen, Schlittenfahren, Schneeballen werfen, Kikeriki schreien und den Hofhahn damit ärgern, Wiegenpferd reiten, belegte Butterbrote essen und Buttermilch trinken.

Aber wie es bei Märchenprinzen zu gehen pflegt, die in mauerumgrenzten Gärten aufwachsen, so ging es auch mit dem kleinen Jungen auf Kuddnäs. Er fing an zu glauben, die ganze Welt sei nur seinetwegen da und er könne sich genau so aufführen, wie es seiner kleinen Herrlichkeit beliebte, ohne an andere denken zu müssen.

Aber seinem lieben Mütterchen war das gar nicht recht, daß er sich als ein solcher anmaßender kleiner Kerl zeigte, und sie züchtigte ihn, so gut sie konnte; doch war es gar nicht leicht für sie, ihn zu bändigen und folgsam zu machen. Dabei darf man indes eines nicht vergessen: sie wollte ihren Mann mit solchen Kleinigkeiten, die sie ihrer Ansicht nach allein bewältigen sollte, nicht beunruhigen. Dem Vater waren seine Kinder ganz gewiß außerordentlich wichtig: er hatte vorgeschrieben, daß sie durch kalte Übergießungen abgehärtet, an einfache Kost gewöhnt, ordentlich und folgsam sein sollten und sich niemals einer Lüge schuldig machen dürften; aber das konnte die Mutter doch nicht erwarten, daß er zu einer Zeit, wo er von seinem eigenen Unglück selbst noch wie gelähmt war, die Kraft habe, auch noch einen unartigen Jungen zu erziehen.

Doch siehe, eines Tages vermißte der Vater ein Petschaft, das sonst immer seinen ganz bestimmten Platz auf seinem Schreibtisch hatte. Beinah gleichzeitig merkte die Mutter, daß ihr ein silberner Fingerhut fehlte, und Schwester Sofie konnte ihr Bernsteinherz nicht wiederfinden. Ach, was war das ein eifriges, aber erfolgloses Suchen! Dann wichtige Beratung, wie es möglich gewesen sei, daß sich ein Dieb ins Haus geschlichen hatte. Zum Schluß wurde auch der kleine Zacharias ausgefragt,

und da kamen die Sachen sehr bald zum Vorschein. Sie wurden aus einem Schneehaufen im Hofe herausgegraben, wo der Junge sich seine geheime Schatzkammer angelegt hatte.

Kein Gedanke beunruhigte ihn, daß er etwas Ungehöriges getan habe. Er hatte eben an dem Tag „Räuber" gespielt, und ein Räuber mußte sich doch anderer Menschen Eigentum holen und es verstecken.

Er kam mit einer Vermahnung davon und mußte versprechen, so etwas nie wieder zu tun. Aber von dem Augenblick an verwunderte sich der Vater immer wieder darüber, daß sich sein Junge seiner Phantasie so zügellos überlassen konnte.

Bald gab es wegen des Jungen neue Aufregung. Er war seiner Mutter ungehorsam gewesen, und sie hatte ihn zur Strafe dafür in eine dunkle Speisekammer gesperrt. Damit war es nun nicht gefährlich, etwas anderes war viel schlimmer: Während der Kleine da im Dunkeln saß, konnte er die Marmeladentöpfe und Kuchenkasten auf den Regalen unterscheiden, und da bildete er sich ganz plötzlich ein, er sei der Hans, der zu der Hexe im Pfefferkuchenhäuschen kam und dem alles mögliche Leckere und Gute angeboten wurde. Und als Folge davon zeigte es sich, als der Junge aus dem Arrest herauskam, daß er einen Marmeladentopf von dem Brett heruntergenommen und ihn ratzekahl ausgegessen hatte.

Ja, da gab es einen neuen Arrest an einem sichern Platz, und diesmal erschien der Mutter die Sache überaus ernst; sie mußte dem Vater mitgeteilt werden. Dieser erkannte darin dieselbe Lust, sich irgendeinem Einfall ohne jegliche Überlegung hinzugeben, und mit immer größerem Interesse suchte der Vater zu ergründen, was in der jungen Seele wohnte.

Beim Eisgang hatte der Junge eines Tages wie gewöhnlich am Ufer gestanden, um den Fluß zu bewundern, und zum Mittagessen war er mit tropfnassen Füßen nach Hause gekommen. Man wechselte ihm Strümpfe und Schuhe, und mit vielen Ermahnungen, nicht wieder so weit ans Ufer heranzugehen, daß er aufs neue naß würde, durfte er wieder hinaus. Aber der Fluß und die Eisschollen waren zu verführerisch, und als der kleine Zacharias zum

Abendbrot wiederkehrte, waren seine Strümpfe und Schuhe noch nässer als am Vormittag.

Da wurde Zacharias' Mutter sehr böse; sie schlug ihn mit dem nassen Strumpf um die Ohren und sagte, sie sei tief betrübt, weil man sich nie auf ihn verlassen könne.

Der Vater hörte den Auftritt, rief den Jungen zu sich und fragte ihn, warum er ungehorsam gewesen sei. Ach, er habe ja gemeint, er selbst sei ein Fluß, und da habe er doch über den Uferrand hinausgehen und Grasbüschel und Erdschollen mit sich fortreißen dürfen.

Der Kranke hörte ihm ruhig und auch recht ernst zu, aber seine Frau merkte wohl, daß ihn des Sohnes Seitensprung nicht eigentlich beunruhigte; ja, es kam ihr fast vor, als ob er sich darüber freute.

Meistens waren es auch nicht gewöhnliche Bubenunarten, die den Sechsjährigen anfochten, sondern er litt an einem Übermaß von Phantasie. Aber das war für seine Umgebung fast noch beschwerlicher. Denn wenn er das eine Mal ein Lappenmann auf der Wolfjagd war, das andere Mal Klein-Karin, die in der mit Nägeln gespickten Tonne den Abhang hinunterrollen mußte, oder wieder ein anderes Mal ein Entdeckungsreisender, der sich in die hohen Schneewehen des Zuckerlandes begab, so konnte man vor irgend etwas Unerwartetem und höchst Überraschendem nie ganz sicher sein.

Der Doktor griff nach dem gewöhnlichen Heilmittel gegen die überfließende Einbildungskraft: er schickte seinen kleinen Jungen in die Schule zu Tante Sahlbom in Nykarleby, denn er wußte, daß die Wissenschaften die besten Zügel für die Phantasie sind.

Eines Tages war die Mutter bei einem Begräbnis gewesen, und als sie heimkam, brachte sie eine prächtige große Safranbrezel mit, die die Kinder unter sich teilen sollten. Die Brezel war wunderschön, mit vielen Korinthen darin, und sobald sie geteilt war, dachten die Kinder an nichts anderes, als den Leckerbissen zu versuchen. Aber ehe sie die Brezel zum Munde führen konnten, fragte sie der Vater, ob sie mit dem Aufessen nicht lieber bis zum nächsten Tage warten wollten.

Diese Frage war für die Kinder eine höchst unangenehme Überraschung, das sah der Vater wohl, und so

fügte er rasch hinzu, daß die Brezel ihr Eigentum sei und sie es damit halten dürften, wie sie selbst wollten, aber er meine doch, es wäre nett, wenn sie sie bis zum nächsten Tag aufheben würden. Da legte Schwester Sofie ihren Teil sofort weg, und Zacharias sagte, er wolle es auch so machen, vorher aber möchte er doch ein paar von den Korinthen herauszupfen, um zu sehen, wie sie schmeckten. Aber o weh, als er die Korinthen gekostet hatte, legte er die Brezel nicht mehr weg. Er kostete und kostete und hörte nicht auf, bis auch die letzte Brosame verkostet war.

Der Vater saß daneben, sah zu, und ein etwas betrübtes Lächeln zog über sein Gesicht, aber er sagte kein Wort.

Einige Zeit nachher an einem kalten Wintertag wollte der kleine Zacharias ausgehen. Er lief im Zimmer umher und suchte eifrig nach seinem Mantel und seinen Fausthandschuhen.

„Kannst du nicht ohne sie ausgehen?" fragte der Vater. „Aus einem verzärtelten Jungen wird nie ein rechter Mann, das weißt du wohl?"

Und wohlverstanden, diesmal ging es nicht wie mit der Safranbrezel. Der Junge ging seiner Wege, ohne weiter nach Mantel und Fäustlingen zu suchen, und er kam auch nicht wieder zurück, um sie zu holen. Er fuhr Schlitten und blieb tapfer draußen, obgleich ihm die blaugefrorenen Finger sicherlich tüchtig weh taten.

Der Vater verwunderte sich vielleicht doch mehr darüber, als er zuerst gedacht hatte. Der Junge kam ihm eigentlich gar nicht stark vor. Er war ziemlich groß für sein Alter, hatte aber zarte, feine Glieder. Er mußte also zäher und ausdauernder sein, als man von ihm erwartet hätte.

Doktor Topelius stellte seinen Kleinen wieder und wieder auf die Probe. Bisweilen gelang es dem Jungen, ein Vergnügen aufzugeben oder sich einen Leckerbissen zu versagen, aber bisweilen fiel die Probe auch jämmerlich schlecht aus.

„Überwinde dich selbst!" sagte der Vater zu ihm. Er hatte eine große Vorliebe für Sinnsprüche und wendete sie sowohl zu seinem eigenen Trost als zur Aufmunterung anderer sehr häufig an. Die Regel, die er seinem Sohne fester als jede andere einprägen wollte, damit sie ihm ein

geistiges Testament werde und ein unerschütterliches Erbe bleibe, war gerade der Ausspruch: „Überwinde dich selbst!"

Eines Tages war Wettschlittenfahren auf dem Himmelsberg. Schmieds Josua auf seinem Rodelschlitten Flink und Zacharias auf seinem ausgezeichneten, heißgeliebten Moppe wollten um die Wette rodeln. Josua fuhr zuerst, aber Moppe war hurtiger als der andere Schlitten. Er holte Flink in der Mitte des Hügels ein, als er gerade eine gefährliche Biegung nach dem steilen Abhang zu machte. Moppe fuhr geradewegs auf seinen Nebenbuhler, und Flink und Josua rollten den Abhang hinunter. Flinks Kufen gingen entzwei, Josua selbst brach einen Arm und verstauchte sich einen Fuß. Aber er war ein guter Freund und machte Zacharias keine Vorwürfe, sondern entschuldigte ihn und lobte den Schlitten Moppe, weil er seinen Flink eingeholt hatte.

Das Ganze war wirklich schon schlimm genug für Zacharias, aber als er dem Vater das Ereignis mitteilte, wurde es noch schlimmer für ihn.

„Und jetzt liegt Flink mit zerbrochenen Kufen da," sagte der Vater. „Woher soll Josua nun einen neuen Schlitten bekommen?"

In des Knaben Herz begann es zu arbeiten, denn er verstand wohl, was der Vater meinte. Aber Moppe war sein Stolz, seine Liebe, sein alles; Moppes Verdienst war es ja, daß er sich allen anderen Jungen überlegen fühlte. Ein harter Kampf entspann sich in des Knaben Seele; aber nach drei Tagen erhielt Josua den Schlitten zum Trost, weil er mit seinem gebrochenen Arm zu Bett liegen mußte.

Und als dies geschah, war der Vater so glücklich, daß ihm die Tränen in die Augen traten. Jetzt brauchte er sich um die Zukunft seines Sohnes keine Sorgen mehr zu machen. Er wußte, sein lebhaftes, phantasiereiches, hochbegabtes Kind würde ein guter Mensch werden und seinen Namen mit Ehren tragen, weil er die Kraft hatte, sich selbst zu besiegen.

Ein immer größeres Interesse fühlte der kranke Vater für diesen seinen einzigen Sohn. Man kann ja sehr wohl begreifen, daß ein Mann, dessen eigene glänzende Laufbahn plötzlich abgebrochen worden ist, einen jungen Sohn mit ganz andern Augen betrachtet als ein Vater, der selbst

in einem tätigen Beruf steht. Für den gebrochenen Arzt auf Kuddnäs wurde die Ausbildung der jungen Seele das Hauptinteresse seines Lebens. Wenn er seinen Sohn ansah, dachte er sicherlich:

„Du mußt werden, was ich selbst nicht habe werden können. Du mußt erreichen, was ich nicht erreicht habe!"

Der Vater war es auch, der ausgezeichnete Erzieher nach Kuddnäs berief: zuerst den Sohn seines Bruders Franz Michael und später den Studenten Blank von Wasa. Der Vater selbst richtete den Unterricht im Geiste Porthans, des berühmten finnischen Gelehrten und Historikers ein, nicht nach dem alten Schlendrian, sondern lebendig und anschaulich.

Aber zugleich lehrte er seinen Sohn das Höchste von allem: selbst an seiner Ausbildung zu arbeiten. Sehr frühzeitig schon kam der Kleine zu dem Verständnis, daß in seinem Innern eine hungernde Seele wohnte, die unerbittlich gesättigt werden mußte. Der Vater weckte des Kindes Beobachtungskraft, indem er ihn daran gewöhnte, ein Tagebuch zu führen und Aufzeichnungen zu machen. Dadurch wurde der Junge ein fürsorglicher Sammler, ja ein Konservator im eigentlichen Sinne des Wortes, nicht nur von Insekten und Vogeleiern, sondern von kostbaren geistigen Gütern. Erfahrungen, Auftritte, kleine Erlebnisse, Einfälle, der Inhalt von Büchern, kurz gesagt, alles, was das Leben mit sich bringt, wurde aufbewahrt und gut gehütet. Wohl waren die ersten Versuche äußerst kindlich und einfach, aber der Anfang wurde gemacht, der Same ausgesät.

Unter dieser Arbeit mit seinem Sohne war, ohne daß er sich das vorher überlegt hatte, dem Vater selbst ein großer Trost geworden. Sein eigener Geist war aus der Lähmung herausgerissen worden, in die ihn sein Unglück versetzt hatte. Jetzt war er kein toter und geschlagener Mann mehr. Er lebte, er hatte einen Sohn, der seinen Mantel aufheben würde, der an seiner Statt der große Arzt werden sollte, dem das Volk zujubeln würde, der große Ackerbauer, der dem Volke das Brot gab. Sein Werk würde leben, mit Finnland ging es aufwärts! Ob dies durch ihn geschah oder durch seinen Sohn, das war gleichgültig.

Uleåborg

In den alten schwedischen Landstädten gibt es noch heute Gehöfte von recht altertümlicher Bauart, die aber doch keinen besonders wohnlichen und zweckdienlichen Eindruck machen. Rings um einen freien Platz herum, der aber manchmal so groß sein kann wie ein Marktplatz, läuft ein hoher Bretterzaun mit einem breiten Tor nach der Straße. Auf jeder Seite des Tores, das meist mit Schnitzwerk und mit eisernen Beschlägen geschmückt ist, steht ein kleines Haus, das nicht höher als der Plankenzaun ist und ganz niedrige Fenster, nur eine oder allerhöchstens zwei Stuben, einen Flur und eine Eingangsveranda hat. In diesen kleinen Torhäuschen wohnt die Familie, während der große Platz entweder ganz unbebaut ist oder auch nur von einem Wirtschaftsgebäude eingenommen wird.

Ob diese Bauart früher in nordländischen und finnischen Kleinstädten sehr gang und gäbe war, könnte heute wohl nur sehr schwer festgestellt werden. Es sieht indes so aus, als ob Michael Toppelius' elterliches Besitztum an der Limingostraße in Uleåborg, dieselbe Straße, die später den Namen Marktstraße erhielt, in der oben beschriebenen Art gebaut gewesen wäre, denn in der Vermögensaufnahme nach dem Tode der Hausfrau gab es ein Haus mit einer Kammer „südlich vom Tor" und ein anderes mit „Laden und Kammer nördlich" davon. Dieses Gehöfte hatte einen sehr großen Hofplatz, ganze vierhundertundsiebzehn Meter im Umfang, und darauf gab es einen Viehstall, Pferdestall, Scheunen, Badestube und mehrere Bretterschuppen, aber außer den beiden Torhäuschen kein Wohnhaus.

Die Töchter wohnten sicherlich im Hause „nördlich vom Tor", wo sie einen Kramladen hatten, der Vater Michael aber bewohnte demnach in dem südlich gelegenen Hause wahrscheinlich die Kammer, deren Fenster nach der Straße lagen. Wer würde sich nicht gerne vorstellen, daß der gute Michael die Wände in seiner einfachen Wohnung reich mit Engeln, Aposteln und schönen paradiesischen Landstraßen bemalt hätte; aber es ist auch wohl möglich,

daß es ihm nie eingefallen war, Farben und Arbeitszeit für sein eigenes Vergnügen anzuwenden. Eines weiß man indes, je älter er wurde, desto leibhaftiger standen die lieben, himmlischen Gestalten vor seinem inneren Auge, und dies machte ihm wohl die Heimat schöner und strahlender, als je ein Maler mit seinem Pinsel sie hätte schmücken können.

Im Jahre 1820 arbeitete der Alte noch in einer seiner österbottnischen Kirchen, und er war da so frisch, daß man ihm wenigstens ein hundertjähriges Leben prophezeit hätte. Im nächsten Jahre jedoch, an einem Tag im Dezember, ließ er seine Kinder zu sich rufen, alle miteinander: die Söhne Calle und Gustaf, seine Töchter Brite Cajsa, Greta und Lisette, außerdem Gustafs Frau, Marie, geborene Calamnius, die Schwester der Doktorin von Nykarleby. Als alle versammelt waren, teilte er ihnen seinen nahe bevorstehenden Tod mit, ein Schlagfluß werde seinem Leben ein Ende machen. Die Herbeigerufenen, die ihn vollständig angekleidet, bei voller Gesundheit und vollem Verstand vor sich sahen, konnten seiner Aussage kaum Glauben beimessen; aber kaum hatte der Alte allen ein zärtliches Abschiedswort gesagt, dann noch ein paar Gebete gesprochen und die ersten Verse eines geistlichen Liedes gesungen, als ihm ein Schlagfluß die Sprache und die linke Seite lähmte.

Er lebte danach noch zehn Tage; aber am 28. Dezember in der Frühe sah Gustaf Toppelius, der im Zimmer neben seinem Vater schlief, daß das Licht sacht erlosch. In demselben Augenblick hörte er jemand aus dem Krankenzimmer rufen: „Lieber Gott, was ist mit den Lichtern?“

Drei Lichter waren zu gleicher Zeit erloschen, und ehe sie aufs neue angezündet waren, war auch die Seele des Greises entflohen, und er hatte zur letzten Ruhe seine Augen für immer geschlossen.

Bei diesem letzten Zusammensein des alten Michael mit seinen Söhnen und Töchtern, wo er ihnen seine bevorstehende Heimfahrt verkündigte, hatte er sie auch ermahnt, das große Unglück, das sie bald treffen werde, mit Ergebung zu tragen. Und auch diese Voraussagung ging sehr bald in Erfüllung: fünf Monate nach

3*

dem Todesfall, im Mai 1822, wurde die ganze Stadt Uleåborg, die damals ungefähr fünfzehntausend Einwohner zählte, durch eine gewaltige Feuersbrunst in Asche gelegt. Die Kirche und der Glockenturm wurden fast ganz zerstört; und das Feuer verschonte auch das Rathaus, das Lazarett, das Armenhaus, den Pfarrhof, das Schulgebäude und die Rektorwohnung ebensowenig, wie alle die andern sich im Privatbesitz befindlichen Häuser.

Das alte Toppeliusische Familiengehöfte brannte auch bis auf den Grund nieder; aber gleich wie die ganze Stadt wurde auch dieses in überraschend kurzer Zeit wieder aufgebaut. Doktor oder besser gesagt Professor Gustaf Toppelius, denn bei der Versetzung nach Finnland hatte er vom König von Schweden den Professortitel erhalten, baute sich an Stelle der vorherigen Torhäuschen ein schönes Wohnhaus an der Großen Marktstraße, und für die Geschwister wurde eine Wohnung im Hofgebäude eingerichtet. Des alten Kramladens scheinen die Schwestern überdrüssig geworden zu sein; dafür halfen ihnen die Brüder, eine Leihbibliothek einzurichten. Von den vielen Kindern des alten Michael Toppelius war eine Tochter schon vor dem Vater gestorben, im Jahr 1823 folgte ihm Brite Cajsa und im Jahr 1827 Calle. In das Hofgebäude zogen also nur Greta und Lisette, und diese zwei standen der Leihbibliothek in Uleåborg vor.

Wenn man bedenkt, daß diese Bücherei, die aus mehr als tausend Bänden bestand, aus dramatischen Werken, Romanen, Gedichtsammlungen, literarischen Jahrbüchern und historischen Arbeiten, zu jener Zeit in dem alten Hofe der Toppelius' in Uleåborg eingerichtet wurde, so kann man fast nicht anders, als sich sehr darüber verwundern. Man möchte darin ein Werk dahingegangener Geister sehen, die noch immer ihre irdische Wohnstätte umschwebten und mit schützender Zärtlichkeit ein Kind überschatteten, das Aufklärung über seine Gaben notwendig hatte und der Leitung bedurfte, um seinen rechten Beruf zu finden.

Denn so fügte sich die Kette des Schicksals zusammen, daß der kleine Junge von Kuddnäs, der nach seines Vaters Ansicht zum Arzt und Landwirt berufen war,

nur zwei Jahre nach dem Tage, wo die große Bücherei ihren Platz auf den Regalen in der Wohnung seiner Tanten bekommen hatte, nach Uleåborg kam. Im Jahr 1829 wurde er zu Anfang des Sommersemesters hingeschickt, um die dortige Elementarschule zu besuchen, weil es in dem kleinen Nykarleby keine solche gab, und er sollte bei seinem Oheim, dem Professor Gustaf Topelius wohnen.

Man kann wirklich nicht ohne ein Gefühl der Wehmut an alle diese kleinen Jungen vom Lande denken, die aus ihrem gesunden, einfachen Leben im Elternhause herausgerissen werden, um in die Städte zu Schulzwang und Heimatlosigkeit geschickt zu werden. Man kann sich wohl vorstellen, wie klein und hilflos sie sich fühlen müssen, wie sie mit Angst ihre Kameraden betrachten, weil diese so gut wissen, wie sie sich anstellen müssen, während sie sich selbst verloren und verlassen fühlen; oder wie sie an den Abenden in ihrem Bett liegen, immer an die Heimat denkend und ausrechnend, wie viele Tage bis zu den Weihnachtsferien oder dem Frühjahrsschulschluß noch vergehen müssen.

So etwas kann natürlich nützlich und abhärtend sein, aber wahr und gewiß ist, daß solche arme kleine Burschen oftmals Dinge durchmachen müssen, die große Leute nicht ertragen könnten.

Was nun den kleinen Zacharias Topelius betrifft, so erging es ihm wie gewöhnlich besser als den meisten andern solcher kleinen Jungen. Er brauchte in seiner ersten Kindheit nicht von seiner Heimat getrennt zu werden, sondern durfte bis zu seinem vollendeten elften Jahre in das südliche Giebelzimmer auf Kuddnäs in die Schule gehen mit seinem eigenen Vater als Schuldirektor, dem guten Herrn Blank als Lehrer und seiner Schwester Sofie und den Bäschen Lithén als Schulkameraden. Als er seine erste Schulreise machte, saß die Mutter selbst bei ihm im Schlitten und begleitete ihn bis nach Uleåborg, wo sie ihn den Verwandten übergab, die ihn vom ersten Augenblick an herzlich willkommen hießen. Und was die Schule betrifft, so hatte er von Hause eine gute Grundlage mitgebracht, daß er sowohl die Vorklasse als auch die erste Klasse überspringen und

gleich in die zweite Klasse eintreten durfte. Ja, er wurde überdies der Primus der Klasse und erhielt sich diesen Platz ohne Schwierigkeit, da es sich herausstellte, daß er schon den ganzen vorgeschriebenen Lehrgang dieser Klasse durchgemacht hatte.

Aber trotzdem hatte er es vielleicht schwerer, als viele seiner andern Schicksalsgenossen. Die andern waren vielleicht ganz und gar nicht in einem Lustgarten aufgewachsen, und sie hatten es auswärts nicht schwerer als daheim. Der kleine Märchenprinz von Kuddnäs dagegen mußte in verschiedener Beziehung seiner Natur Zwang antun oder, wenn man so sagen will, neue Seiten aus seiner Natur herausschaffen, um mit dem Leben zurechtzukommen.

Dies soll indes durchaus nicht aus Mitleid und Bedauern gesagt sein. Im Gegenteil, solches und anderes ist ja unvermeidlich, wenn etwas aus dem Menschen werden soll.

Bei dem Oheim in dem neuen, schönen Hause, wo es ein ganzes Stockwerk von lauter großen Festräumen mit feinen Möbeln gab, wo die Hausfrau eine gefeierte Schönheit und der Hausherr ein so weltgewandter geistreicher Herr von so vornehmem Wesen war, daß er für Zacharias das Vorbild eines Hofmannes, eines Günstlings des Königs wurde, so oft er sich eine solche Persönlichkeit vorstellen wollte, ja, da konnte es dem kleinen Zacharias wohl gut gehen; aber ganz unmöglich war es ihm, sich unbefangen und zu Hause zu fühlen. Er wurde schüchtern und ängstlich und dachte nur immer daran, wie er sich benehmen solle, um alles recht zu machen, und wohlerzogen und tadellos zu erscheinen. Der Oheim hätte vielleicht nichts dagegen gehabt, wenn er ein wenig kecker und ausgelassener gewesen wäre, die Tante wäre herzlicher zu ihm gewesen, wenn er sich offenherziger und zärtlich vertraut gezeigt hätte; aber so etwas konnte ihm ja nicht einfallen. Wie es nun war, so gingen der Oheim und die Tante ihren Beschäftigungen und Vergnügungen nach, ohne sich viel um den kleinen Hausgenossen zu kümmern, der auf diese Weise recht einsam und auf seine eigenen Hilfsquellen angewiesen war.

Das hatte er bisher noch niemals nötig gehabt. Im

Anfang ging es schlecht, dann aber besser und immer besser. Und sich selbst unterhalten können, ist eine gute Gewohnheit, die man sich nicht zu frühzeitig aneignen kann.

In der Schule konnte er ja noch viel weniger daran denken, sich gehen zu lassen. Man muß wissen, daß es in einer solchen Einrichtung in jener Zeit nichts anderes gab als Zwang und Drangsal. Überdies ging es durchaus nicht an, sich natürlich wehleidig und empfindlich zu zeigen, sondern jeder kleine Knirps mußte sein möglichstes tun, so unangefochten wie ein Spartaner aufzutreten. Schon der Gedanke daran, wie sehr die andern ihn verachten und verhöhnen würden, wenn er gejammert hätte, weil er an den dunklen Wintermorgen bei vierzig Grad Kälte in die Schule gehen mußte, war etwas Furchtbares. Ein neues Schulhaus war seit dem großen Brande noch nicht gebaut worden, sondern man saß in einem schlechten, gemieteten Lokal; aber dem Schüler wäre es nicht gut gegangen, der über Zug oder Feuchtigkeit geklagt hätte. Und der Unterricht in der Uleåborger Schule wurde nicht im Geiste eines Porthan erteilt, o nein, es mußte immerfort gebüffelt und auswendig gelernt werden; aber man mußte eben alles nehmen, wie es war, und sich gar keine Gedanken darüber machen, ob es langweilig sei. Und wenn man nicht eine einzige Stunde das ewige Latein loswerden konnte, sondern auch noch die lateinische Grammatik lateinisch und die hebräische Grammatik lateinisch und Benzelius' Religion lateinisch lernen mußte (außer den lateinischen Autoren selbst); dann mußte man das ganz einfach mit Mut und Standhaftigkeit ertragen.

Und vor allem mußte man im Umgang mit den Kameraden Spartaner sein. Es war entschieden am allerbesten, alle die Schneeballen und Püffe, die dem Ankömmling zuteil wurden, weil er im Verdacht stand, ein „Muttersöhnchen" zu sein, mit stolzer Verachtung hinzunehmen. Man mußte die Tränen zurückhalten, mußte die Zähne zusammenbeißen und wieder zuschlagen, so gut man eben konnte. Daß man „Kikeriki" genannt wurde, das mußte man mit in den Kauf nehmen; auch mußte man sich daran gewöhnen, eine kecke und männliche

Sprache zu führen und durfte nicht vor dem einen oder andern Fluche zurückschrecken.

Ebenso mußte man dem schönen, aufmunternden Hochgefühl entsagen, das einem das Bewußtsein, einen gleichalterigen Freund und Vertrauten zu besitzen, gibt. Die Kameraden waren starke, lustige und anständige Burschen, sie schnitten bei den Kämpfen mit den Straßenjungen und beim Ballwettspiel am ersten Mai glänzend ab. Eine Schneefestung konnten sie wie richtige Helden stürmen und verteidigen; aber keiner von allen war wie Alexander Lithén, dem man den Arm um die Schulter legen und seine innersten Gedanken anvertrauen konnte.

Genau wie mit den Jungen erging es dem kleinen Zacharias auch mit den Mädchen. Der Oheim und die Tante nahmen ihn bisweilen mit auf Bälle und in Gesellschaften. Aber die jungen Mädchen in Uleåborg waren nicht wie die in Nykarleby, nicht so bieder und gemütlich, nein, kein einziges war da, das neben Mathilda Lithén in einem Atemzug hätte genannt werden können.

Nein, nein, Zacharias war nun ganz auf sich selbst angewiesen, er mußte sich allein helfen und der Welt eine tapfere Miene zeigen. Sein Vater hatte ihn das freilich lehren wollen, aber er hatte keine solche Abhärtung zustande gebracht, wie sie ihm da an dem neuen Orte zuteil wurde.

Man möchte sich wohl fragen, wie er das alles hätte durchmachen können, wenn er nicht seine Tanten und deren Bücher gehabt hätte?

Wenn er quer durch das Haus seines Onkels und über einen angepflanzten Hof ging, so war er schon bei den beiden alten Tanten, den unverheirateten Schwestern seines Vaters. Ach, und sie waren schlicht und freundlich, und in ihren drei kleinen Zimmern war es immer merkwürdig behaglich und heimatlich. Da vergaß Zacharias dann vollständig, sich in acht zu nehmen und sich gut aufzuführen, da wurde er kindlich vergnügt und froh und warmherzig und zum Spielen jederzeit bereit, so wie er von Natur aus angelegt war.

Da wurden die guten Pfannkuchen für ihn gebacken, da durfte er sich Sirupbonbons kochen, und da wurden ihm Geschichten erzählt. Die Tanten berichteten vom

Großvater und von seinem eigenen Vater, wie dieser in seiner Jugend gewesen war. Und Tante Grete war in jenem merkwürdigen Jahre 1792 bei Verwandten in Schweden auf Besuch und sogar am sechzehnten März bei jenem verhängnisvollen Maskenball im Opernhaus gewesen, wo König Gustaf III. von Anckarström ermordet worden war, und sie konnte es nicht lassen, immer und immer wieder davon zu erzählen.

Hier drüben bei den Tanten gab es ja ohnedies das beste und vornehmste in ganz Uleåborg, nämlich die Leihbibliothek.

Man wird es begreiflich finden, daß sich der Junge schon vom ersten Tage an, wo er die Tanten besuchte, auf die Leihbibliothek stürzte; er las dann Buch um Buch und machte so mit der Zeit die Bekanntschaft mit allen den tausend Bänden. Mit den Räuberromanen fing er an, dann folgten alle die andern Bände nach, Gedichtsammlungen, Jahrbücher, die gewaltigen Memoirenwerke, Florians sentimentale Romane; die Lehrgedichte der schwedischen Aufklärungszeit, alles, alles miteinander wurde durchgelesen. Miltons verlorenes Paradies wanderte in dasselbe Gehirn, das kurz vorher die Räuberromane Abellino oder den schwarzen Jonas verschlungen hatte. Goethes Iphigenia und Homers Ilias und Odyssee fanden eine gnädige Aufnahme, nachdem der Junge den Robinson und Gullivers Reisen beendigt hatte. Den Tanten fiel es gar nicht ein, dem kleinen Neffen das Lesen zu verbieten, wenn die Bücher doch da waren und er sie unterhaltend fand. Und übrige Zeit hatte er. In der Schule zu Uleåborg wurden die Aufgaben meist im Schulzimmer während der Unterrichtsstunden erledigt, da hatte Zacharias alle Nachmittage frei.

Er las und las. Und die Welt wurde groß und weit, in hellem Märchenglanze erstrahlend. Die Schicksale der Menschen verbanden sich zu der wunderbarsten Kette, und die Charaktere der Menschen entschleierten sich vor ihm bald heldenhaft groß, bald niedrig und bestialisch. Vergangene Reiche, deren Dasein Zacharias kaum geahnt hatte, erstanden und vergingen unter seinen Augen. Schönheit und Liebe offenbarten sich ihm in ihrer Macht und ihrem Reiz, ein ganz neues, unfaßbares Leben tat

sich vor ihm auf, und die Dichtung, deren Zauberkraft all dies heraufbeschwören konnte, wurde zu dem wunderbarsten von allen den wunderbaren Dingen, die Zacharias nach und nach kennen lernte.

Seine Schwester Sofie und die Lithénschen Kinder, die kaum wußten, daß es so viele Bücher in der Welt gab, taten ihm von Herzen leid, weil sie nichts von diesen kühnen, edlen Helden und von den Abenteuern der schönen, liebenden Frauen lesen konnten. Vielleicht, so dachte er, könnte er versuchen, sie in der Weise an seinem Reichtum teilnehmen zu lassen, daß er einen kleinen Auszug aus dem Inhalt der allerschönsten Bücher machte und ihn ihnen nach Nykarleby schickte. Dadurch bekämen ja auch sie eine kleine Bücherei, und es würde wohl ganz zutreffend sein, diese Sammlung dann die „Kleine Bibliothek" zu nennen.

Gedacht, getan. Aber da das Papier teuer war, mußten die Bücher in sehr kleinem Format und nicht sehr großer Seitenzahl herausgegeben werden; dadurch wurde der Inhalt freilich etwas sehr zusammengedrängt, und die richtigen Verfasser wären vielleicht ein wenig erschrocken, wenn sie zu Gesicht bekommen hätten, wozu sie den Anstoß gegeben hatten. Aber auf Kuddnäs wurden die Büchlein gut aufgenommen; alles, was Zacharias nach Hause schicken konnte, fand reißenden Absatz, sowohl Canongates Chronika von Walter Scott, als auch „Der furchtbare Drache" von einem noch unbekannten Schriftsteller, der sich Z. T—s unterzeichnete.

Aber mit diesen Auszügen aus den Büchern der Leihbibliothek war es noch nicht genug. Zacharias versuchte sich auch vorzustellen, wie die auftretenden Helden ausgesehen haben konnten. Er zeichnete sie, malte sie an und schnitt sie aus. Nach und nach machte er sich eine ganze Sammlung solcher Papierpuppen; aber er zeigte sie außer seinen beiden guten Tanten keinem Menschen, weil er Angst hatte, ausgelacht zu werden, wenn es bekannt würde, daß er mit Puppen spielte.

Immerhin war dies natürlich kein albernes Spiel mit gewöhnlichen Puppen, sondern diese waren seine Personen, die nicht allein aus Romanen, sondern auch vom wirklichen Weltentheater und dem großen Bereiche der

Weltgeschichte stammten, und die, in den Fußbodenritzen aufgestellt, einander fechtend und Urteil sprechend, Reden haltend und Schläge austeilend gegenüber gestellt wurden. Zuletzt kam eine große Schere herbei, gleichsam von der Hand einer Schicksalsgöttin geleitet, und damit schloß das Schauspiel ab, das am nächsten Tag wieder vorgeführt wurde und dem einsamen Jungen über manche einsame Stunde hinweghalf.

Diese Leihbibliothek bereitete ihm tatsächlich so viel Vergnügen, so viel Zerstreuung, daß sie ihn mit dem Leben auf dem ödesten Platz des ganzen Erdenrunds ausgesöhnt haben würde. Aber leider hatten seine Eltern in Nykarleby erfahren, daß er völlig im Lesen von Romanen aufgehe, und darüber waren beide im höchsten Grade entsetzt.

Sowohl der Vater als auch die Mutter schrieben ihm und befahlen ihm, dieses Lesen einzustellen. Hervorragende Werke wie „Die Geduld" von Valerius oder Miltons „Paradies" dürfe er natürlich lesen, aber ein solches Verschlingen von Romanen hielten sie für Seele und Leib gleich schädlich.

Er müsse sich überwinden, wie er das ja schon öfter getan habe, und das Romanlesen aufgeben, das ihn vollkommen zugrunde richten könnte.

Um ihm auf den richtigen Weg zu helfen, wurde ihm erlaubt oder gewissermaßen befohlen, Klavierstunden zu nehmen und reiten zu lernen. Sie dachten, dadurch werde er nicht mehr so viel Zeit für unnütze Zerstreuungen übrig haben.

Der Junge antwortete ihnen, er werde ihre Bestimmungen genau befolgen, und er hatte auch sicher die gute Absicht, Wort zu halten.

Aber jetzt mußte er mit etwas kämpfen, das stärker war, als alles, wogegen er bisher angekämpft hatte. Dies hier war weit schlimmer als das Hergeben eines Rodelschlittens. Es hieß, seine Seele der Nahrung berauben, nach der diese lechzte.

Soviel ist gewiß — heiße Kämpfe wurden ausgefochten, aber sein ganzes Sinnen und Trachten war auf die Bücher gerichtet. Seine Seele hungerte und dürstete, und da er nicht begreifen konnte, daß er sich oder andern

durch das Lesen schadete, setzte er sich nicht so eifrig zur Wehr wie sonst.

Sich selbst zu überwinden, das vergaß er trotzdem nicht.

Er war einmal auf einem Jahrmarkt gewesen und hatte da zwei Flaschen Bier getrunken. Wegen dieser Sache bekam er von zu Hause jammervolle Briefe. Wozu nur? Darum brauchten sie daheim nicht so viele Worte zu machen. Das Biertrinken konnte er ebensogut lassen.

Es war ihm höchst langweilig, in der Schule Russisch zu lernen. Und er hätte Gründe genug finden können, diese Stunden zu schwänzen. Aber er hielt das schließlich doch auch noch aus.

Ebenso fiel ihm das allsonntägliche Kirchengehen recht sauer, wenn es doch hieß, man habe diesen ganzen Tag frei; ja, das fiel ihm schwer, aber er fand sich auch darein.

Und dann die Klavierstunden! Sie waren wirklich qualvoll, da er diese Zeit seiner Ansicht nach zu etwas viel Erfreulicherem hätte anwenden können; doch er konnte sich ja auch dabei überwinden.

Nur dem Durchlesen der ganzen Bibliothek seiner Tanten vermochte er nicht zu widerstehen. Denn das wäre keine Selbstüberwindung, sondern eine Selbstvernichtung gewesen, und das wollten die Eltern sicher nicht.

Drei und ein halbes Jahr, bis zum Schlusse des Frühjahrssemesters 1832, gab er sich in der Uleåborger Schule alle Mühe. Dann war er mit der letzten Klasse der Realschule fertig, und da es in der Stadt kein Gymnasium gab, hatte er nichts mehr da zu tun.

Ganz allmählich hatte er sich an die Schule und an das fremde Haus gewöhnt. Auch außer der Wohnung der Tanten und ihrer Bibliothek war ihm vieles lieb geworden; aber die Besuche daheim waren doch die ganze Zeit über das allerschönste gewesen.

Nun war er die dreißig, oder ganz genau gerechnet, achtundzwanzig Meilen, die Uleåborg von Nykarleby trennen, sechsmal hin und her gefahren, und er hatte also die eintönige Küste von Österbotten gründlich kennen gelernt. Der Weg bot wenig Abwechslung oder Zerstreu-

ung; aber was für eine Freude war es doch, wenn er Kuddnäs endlich von der Straße aus erblickte, wenn er die Allee hinauffuhr, vor der Haustür aus dem Wagen springen, Mutter und Schwester Sofie begrüßen und zu dem Vater hineineilen konnte, um ihm die Hand zu küssen, und dann wie ein Sturmwind in die Küche hinauszusausen, um Brita, Stina und Anna-Lena ausgelassen herumzuschwenken. Wie herrlich, wenn er dann die Scheune und den Stall und das Hühnerhaus und den Schafstall und den Schweinekoben besichtigte, und wenn er zuletzt schnell ins Espenwäldchen hinübersprang, um die Arme um die lieben dortigen Freunde seiner Kindheit zu schlingen und ihre grauweiße, glänzende, glatte Rinde zu küssen.

Der Tod des Vaters

In den Jahren, die Zacharias in Uleåborg zubrachte, hatte sich bei den Verwandten in Nykarleby sehr vieles verändert. Die alte Großmutter Turdin war gestorben, Stadtrat Lithén, der seit dem Jahre 1826 Witwer war, hatte sich 1829 mit Charlotte Toppelius aus Uleåborg, einer entfernten Verwandten von Zacharias, wieder verheiratet. Und im Herbst des Jahres 1831 war Zacharias' bester Freund, Alexander Lithén, an Lungenschwindsucht gestorben.

Aber die schwerwiegendste Veränderung hatte doch auf Kuddnäs stattgefunden.

Als Zacharias 1830 zum Weihnachtsfest heimkam, durfte er nicht wie gewöhnlich zu seinem Vater hineinstürmen, um ihn zu begrüßen. Denn Doktor Topelius hatte eine Lungenentzündung, und er glaubte selbst, er werde sich nicht mehr länger mit dem Tode abkämpfen können, der ihm seit zehn Jahren beständig auflauerte.

Er hatte schon den ganzen Herbst gekränkelt; ehe ihn indes die Krankheit völlig übermannte, hatte er sein Haus bestellt und bestimmt, daß Sohn und Tochter den vierten Teil des Vermögens, seine Frau aber die Hälfte erben solle. Daß der Sohn, wie es das Gesetz verlangte, doppelt

so viel wie die Schwester bekäme, hielt Doktor Topelius für eine große Ungerechtigkeit.

Außerdem hatte er dem Sohne noch einen Brief hinterlassen, in dem er, ohne von sich selbst zu reden, eine ganze Anzahl von Ratschlägen und Lebensregeln niedergeschrieben, die Zacharias dazu verhelfen sollten, weise und friedlich durch dieses Leben zu wandern. Und wie wenn er gefürchtet hätte, er habe noch nicht genug getan, hatte er auch an seinen Bruder geschrieben und ihn gebeten, sich seines Sohnes mit Rat und Tat anzunehmen.

Ergeben und geduldig, wie er gelebt hatte, ging er dem Tode entgegen. Er starb am 23. Januar 1831 und wurde unter allgemeiner Trauer und großer Teilnahme begraben. Jetzt zeigte es sich, was für einen tiefen Eindruck sein schweres Schicksal auf viele Menschen gemacht hatte. An seinem Sarge wurde so bitterlich geweint, wie wenn er all das Gute, das er seinen Mitmenschen hatte erweisen wollen und ihnen von Herzen gewünscht hatte, tatsächlich bewiesen hätte.

Unter Tränen lasen alle die Inschrift, die auf dem Sargdeckel angebracht war:

„Obwohl unter eigenen Schmerzen fast erliegend, warst du doch immer, bis zu deiner letzten Stunde

der Armen treuester Beschützer.

Heil dir!

Friede deiner Asche!"

Als der Leichenzug durch die Kirche zog, geschah etwas, das für ein Wahrzeichen gehalten wurde. Einer der silbernen Sterne, die über das Sargtuch gestreut waren, fiel zu Boden und wurde von dem Sohne aufgehoben. Alle Anwesenden sahen dies als eine Verheißung an, daß der Sohn seinem Vater einst an Kenntnissen und Arbeitslust nachschlagen und ebenso beliebt und geachtet sterben werde, wie er.

Das aber hätte man nicht glauben wollen, daß der Genius der Zukunft, von den Tränen und dem Kummer der Menschen gerührt, den Leidtragenden etwas von dem habe offenbaren wollen, was die kommenden Jahre bringen würden, indem er ihnen zeigte, daß dieses zerstörte Leben eine große Aufgabe erfüllt hatte. Hätte das in der

Macht dieses Genius gestanden, dann hätte auf der silbernen Platte des Sarges sicher noch eine Inschrift eingeritzt sein müssen:

„Heil dir!
Während du scheinbar machtlos in deinem
Krankenzimmer saßest, wurde von dir die Entdeckung
der berühmten Gedichte aus der älteren Zeit
des finnischen Volkes vorbereitet.
Und der Knabe, der zu deinen Füßen aufwuchs und
von dir zum Kampfe mit dem Leben gestählt und ausgerüstet wurde, er ist zu einem neuen, großen
Dichter ausersehen, zu dem frohen Sänger
der neuen Zeit."

Aber der Genius der Zukunft hatte keinen Griffel, mit dem er hätte schreiben können. Er hinterließ nur ein schwaches, undeutliches Zeichen, das die Menschen verstehen oder auch mißverstehen mochten, wie sie es ihrem Vermögen nach eben konnten.

Bei Runeberg

Eigentlich hätte der junge Zacharias Topelius jetzt, nachdem er mit der Schule fertig war, um sich auf das Abiturium vorzubereiten, das Gymnasium in Åbo besuchen und dort drei Klassen durchmachen müssen. Aber er fürchtete, er werde in Åbo wieder nur in der Schule büffeln und geistlose Dinge auswendig lernen müssen, was ihn in seinem Studium eher hindern als fördern würde. Konnte er hingegen bei einem tüchtigen Lehrer allein Stunden nehmen, wie einst in der südlichen Giebelstube auf Kuddnäs, so hoffte er sein Abiturium in weit kürzerer Zeit als in drei Jahren machen zu können. Es glückte ihm wirklich, seine Mutter davon zu überzeugen, daß dies der beste Ausweg sei, und so begannen sie nach einem geeigneten Lehrer zu suchen.

Der erste, den sie um Rat fragten, war Vetter Franz Michael, jetzt Pfarrer des Orisberger Hüttenwerkes im südlichen Österbotten. Er, der erst kürzlich die Universität

verlassen hatte, konnte ihnen vielleicht eine passende Persönlichkeit nennen. Und siehe, Franz Michael riet ihnen sofort, sich an einen jungen Magister Runeberg aus Jakobstadt zu wenden, mit dem er selbst in Wasa die Schule besucht hatte. Runeberg sei jung verheiratet, schrieb er, wohne in Helsingfors und habe als Assistent im Konsistorium eine bescheidene Anstellung, von der er aber unmöglich leben könne. Soviel er, Franz Michael, gehört habe, wolle er durch die Aufnahme von Pensionären und durch Stundengeben seine Einkünfte erhöhen.

Dies war für Zacharias wie geschaffen, und nach einer Unterredung mit der Mutter und dem Onkel war sein Entschluß gefaßt. Der Vetter übernahm sämtliche Verhandlungen; es wurde ausgemacht, daß Zacharias, bis er sein Abiturium gemacht hatte, bei Runebergs wohnen sollte, gegen eine Entschädigung von fünfhundert Reichstalern für Wohnung, Kost, Licht, Heizung, Bedienung und Unterricht. Das war für damals sehr viel; aber wenn alles nach Wunsch ging, war es doch noch billiger als ein dreijähriger Aufenthalt in Åbo.

Im Herbst des Jahres 1832 machte der vierzehnjährige Zacharias seine erste Reise nach Helsingfors. Ach, der Weg nach Uleåborg war ihm schon sehr lang vorgekommen, aber was war das im Vergleich zu der fünfzig Meilen weiten Reise nach der Hauptstadt? Und jetzt hieß es nicht nur durch das flache, offene Küstenland fahren, jetzt mußte er auch durch die einsamen Wälder des Tavastlandes, wo noch Räuber in den Felsenhöhlen hausen sollten. Dank der Welterfahrung, zu der ihm seine lieben Romane in so reichem Maße verholfen hatten, bewaffnete er sich mit ein paar Pistolen und saß dann, während sie durch den dichtesten Wald fuhren, mit gespanntem Hahn da. In den Gasthäusern ging er nie schlafen, ohne sorgfältig unter das Bett und hinter den Ofen zu schauen, um sicher zu sein, daß sich kein finnischer Rinaldo Rinaldini im Zimmer versteckt hätte. Aber alles lief gut ab, und er kam wohlbehalten in Helsingfors an.

Magister Runeberg wohnte im Osten der Stadt in einem neugebauten Hause an der Ecke der Konstantin- und Manègestraße. Das junge Ehepaar hatte hier eine

große, schöne Wohnung von neun Zimmern zu billigem Preis bekommen, weil das Haus bei der letzten Cholera-epidemie in Helsingfors als Krankenhaus benützt worden war und der Hausbesitzer es seitdem nur schwer hatte vermieten können. Dank der vielen Räume konnten die jungen Eheleute jetzt zwei Zimmer vermieten und in drei weiteren sechs Jungen als Pensionäre aufnehmen. Dann blieben ihnen noch immer vier Zimmer zum eigenen Gebrauch.

Als Zacharias aus Nykarleby eintraf, waren sie eben erst eingezogen, sein Zimmer war sogar nicht ganz in Ordnung, und so mußte er in der ersten Nacht im Eßzimmer schlafen.

Nachdem er sich am andern Morgen angekleidet hatte und dann fertig in dem großen Zimmer stand, ohne recht zu wissen, was er anfangen sollte, fiel sein Blick auf einen Stoß ganz neuer und ganz gleichgroßer Bücher, die in einer Ecke lagen.

Er ging hin und nahm eines davon in die Hand, das konnte er unmöglich lassen; das Buch enthielt ein Gedicht mit dem Titel „Die Elchjäger", verfaßt von Johann Ludwig Runeberg.

Zacharias wußte zwar schon von seinem Vetter Franz Michael, daß Runeberg für Zeitungen Gedichte verfaßte und auch schon eine Gedichtsammlung in Buchform herausgegeben hatte; aber dies war das erste von Runebergs Werken, das Zacharias in der Hand hielt. Natürlich konnte er sich nicht enthalten, in das noch nicht aufgeschnittene Buch hineinzuschauen und darin zu lesen. Aber während er noch ganz darein vertieft war und weder sah noch hörte, trat Runeberg ins Zimmer und fragte, was er da lese.

Der Junge fühlte, daß er dunkelrot wurde. Rasch legte er das Buch weg und bat um Entschuldigung, so gut er es in seiner Verlegenheit konnte.

Runeberg betrachtete ihn einen Augenblick schweigend. Zacharias war ein hochaufgeschossener, magerer Junge mit dunkeln, an den Ohren nach vorne gestrichenen Haaren; durchaus kein hübscher Junge mit seiner großen Nase und seinen eingefallenen Wangen, aber durch seine unergründlichen dunklen Augen und einen hübschen Zug

um den Mund trotzdem ein anziehender junger Mensch. Und Runeberg dachte gewiß, dieser Junge sehe eher aus wie das eingeschüchterte Kind armer Leute, als wie der verwöhnte Sohn des berühmten, reichen Arztes von Nykarleby.

Tiefbeschämt ließ Zacharias diese Besichtigung über sich ergehen. Plötzlich aber flog ein gütiges Lächeln über die scharfgeschnittenen Züge des Magisters. Er hatte wohl entdeckt, daß er einen jungen Träumer vor sich hatte, dessen Seele sich in der Welt der Bücher leichter zurechtfand als in der Wirklichkeit.

„Behalte das Buch, wenn es dir Freude macht!" sagte Runeberg.

Und damit hatte der Magister natürlich Zacharias' Herz gewonnen. Der fremde Junge fühlte, daß er gerne da sein werde. Auch er hatte den langen, mageren Magister genau angesehen und war zu dem Ergebnis gekommen, es sei gewiß ein Glück, wenn man mit einem solchen Manne unter einem Dache wohnen dürfe.

Am selben Tag erlebte Zacharias noch etwas Merkwürdiges. Er war fortgegangen, um sich die Stadt zu betrachten, und kam zwei Stunden zu spät zum Mittagessen wieder zurück. Anstatt nun von Runeberg wegen seiner Unpünktlichkeit ausgescholten zu werden, lachte er nur über Zacharias' Mißgeschick, und seine Frau gab ihm trotzdem noch etwas zu essen. O ja, er war sicherlich zu guten, freundlichen Menschen gekommen, das war Zacharias nun ganz klar.

Nachdem der „Saal" fertig eingerichtet war, stand mitten darin der Eßtisch mit den Stühlen rundherum, an der einen Wand ein Sofa mit einem kleineren Tisch davor, außerdem an den Wänden noch ein paar einfache Bücherregale. Ein Klavier oder gar Bilder an den Wänden gab es nicht. Es war ein großer Raum mit fünf Fenstern, aber er hatte auch die verschiedensten Aufgaben zu erfüllen; denn er war sowohl Eßzimmer als auch Schulstube und Gesellschaftsraum. Auf der einen Seite davon lagen das Schlafzimmer, die Küche und die zwei vermieteten Räume, auf der andern die vier kleinen Zimmer, von denen eines Runebergs selbst, eines Zacharias und sein Stubengenosse, der Lizentiat Samuel Barck,

eines die beiden Brüder Krabbe — die die Universität besuchten — und eines die zwei kleinen Lateinschüler Örn bewohnten.

Jedes Eckchen war besetzt, und vor allem war Barck ein großer Krakeeler, dem die kleinen Örns nicht viel nachgaben. Zacharias mußte im stillen Frau Runeberg beistimmen, als sie eines Tages beim Mittagessen sagte: „Gott gnade dem, der so eine Menge Jungen zu versorgen hat! Es sind die unbändigsten Gesellen, die ich je gesehen habe." Hoffentlich rechnete sie ihn, der nicht mehr ins Lyzeum ging, sondern mit der Schule schon fix und fertig war, nicht mehr zu diesen „Gesellen".

In den allerersten Tagen widmete sich Zacharias hauptsächlich der Besichtigung der Stadt. Er fand sie schöner und sehenswerter, als er gedacht hatte.

Helsingfors war im Jahre 1812 zu Finnlands Hauptstadt ernannt worden, und im Jahre 1827 nach dem Brande von Åbo siedelte auch die Universität dahin über. Noch ums Jahr 1830 war es eine sehr kleine Stadt, die sich nur über den östlichen Teil der langen und ziemlich ausgedehnten, in einer scharfen Spitze endenden Halbinsel, die ihr zum Wohnsitz angewiesen worden war, ausbreitete. Aber durch die Bemühungen von J. A. Ehrenström und dem berühmten Architekten Engel machte die Stadt damals schon einen großartigen Eindruck. Der von Norden kommende Reisende war höchst überrascht von der mehr als zwei Kilometer langen Unionstraße, die ihn bald durch einen Berg, bald auf hohen Dämmen, bald auf einer langen Brücke zuerst zum Mittelpunkt und dem Herzen der Stadt, dem schönen Senatorenplatz, und dann zu der breiten, stattlichen, mit Bäumen bepflanzten Esplanade und dem Marktplatz führte. Nach dem Vorbild des Gustaf-Adolf-Platzes in Stockholm hatte Ehrenström auf der Schmalseite des Senatorenplatzes zwei mächtige Gebäude, das Senatsgebäude und die Universität, einander gerade gegenüber errichten lassen. Auf der östlichen Längsseite stand noch das alte Rathaus aus dem Jahre 1770, aber daneben wurde jetzt die stattliche, trotz ihres russischen Namens lutherische Nikolaikirche gebaut, und dieses Gotteshaus versprach mit seiner großartigen Treppenanlage und mit seinen

4*

prächtigen Kuppeln außerordentlich zu der Verschönerung des Platzes beizutragen.

Der kaiserliche Palast und die russische Kirche auf der einen Seite, die flachen, befestigten Holme, die den Namen Sveaborg trugen, gerade im Süden davon auf der andern, das alles zusammen verlieh der Stadt jene oft wehmütige Anziehungskraft, die gewisse Städte haben, wo Neues und Altes aufeinanderprallen, wo die Erinnerung an die Vergangenheit noch lebendig ist und die Zukunft schon ihr Recht auf den Besucher ausübt.

Nach kurzem schon begann Zacharias ernstlich mit seiner Arbeit und ging zu einer geregelten Tagesordnung über.

Jeden Morgen Schlag sieben Uhr wurde aufgestanden, von acht bis zehn hatte er dann mit fünf andern Abiturienten bei Runeberg Unterricht. Das war ihm die liebste Zeit des Tages, denn der Magister war ein vorzüglicher Lehrer. Er verlangte nur das notwendigste Auswendiglernen, dagegen gab er nicht nach, bis die Schüler das ganz genau begriffen hatten, was ihnen vorgetragen wurde. Seine kraftvolle, geniale Persönlichkeit übte einen außerordentlichen Einfluß auf sämtliche Schüler, insbesondere auf Zacharias aus, der ein ganz unwillkürliches Verständnis für die Größe seines Lehrers hatte. Warum hätte er sich da nicht alle Mühe geben sollen, bei einem solchen Lehrer sein Bestes zu leisten? Wer hätte bei ihm, diesem Prachtmenschen, ein Stümper bleiben wollen?

Zacharias merkte bald, daß Runeberg die Weltgeschichte besonders liebte, er aber war in diesem Fach in Uleåborg nur nach „Regners Begriffen", einem guten alten Lehrbuch, unterrichtet worden, das in numerierte Fragen und Antworten eingeteilt war und das Studium der Weltereignisse genau so trocken machte wie eine Katechismusaufgabe. Deshalb hatte der Junge bisher immer geglaubt, Geschichte sei nichts weiter als eine Aufzählung von Namen und Jahreszahlen; jetzt aber gingen ihm plötzlich die Augen dafür auf, und er begann, um die von dem Magister in ihm geweckte Lust nach historischen Kenntnissen zu befriedigen, Fryxells schwedische Geschichte mit solchem Fleiß zu studieren, daß kaum ein Tag verging, an dem er ihr nicht mehrere Stunden widmete.

Nach dem Vormittagsunterricht ging Zacharias meist gleich an die Aufgaben für den nächsten Tag. Auch das Studium der Weltgeschichte erledigte er fast immer vor dem frühzeitigen Mittagessen. Dann hatte er den ganzen Nachmittag frei wie in seiner Schulzeit.

Aber er war ja von Uleåborg her daran gewöhnt, sich selbst zu beschäftigen. Hier wie dort las er Romane, schrieb Abschnitte für die „Kleine Bibliothek", spielte mit Papierpuppen und schrieb fleißig nach Hause. Außerdem gewöhnte er sich jetzt das Rauchen an, was den Genuß der einsamen Stunden unbedingt erhöhte. Und wenn er des Daheimsitzens müde war, suchte er seinen früheren Hauslehrer, Herrn Blank, auf, der in der finnischen Kaserne bei einem Hauptmann Thuneberg wohnte und dessen Jungen unterrichtete. Manchmal trank Zacharias auch Tee in einer kleinen Teestube, deren Inhaberin sich in komischer Weise mit ihm unterhielt. Sie sprach Schwedisch ungefähr wie Brita daheim Finnisch, und schon deshalb suchte Zacharias gerne die Teestube am Markt auf. Außerdem spielte und stritt er mit Barck und den kleinen Örns, und dazwischen besuchten ihn einige Studiengenossen; dann plauderten sie, spielten Kille[1]) und zündeten ein lustiges Feuer im Ofen an.

O ja, in dieser Stadt gab es allerdings mehr Abwechslung für einen einsamen Jungen als in Uleåborg! Ein paarmal war Jahrmarkt, und dann wanderte Zacharias hinaus, um sich das Leben und Treiben dort anzusehen, in irgendeinem Stande Bier zu trinken und Obst und andere Näschereien zu kaufen. Sonntags aber wohnte er öfters dem merkwürdigen russischen Gottesdienste bei, fuhr mit dem Schlitten durch die Stadt oder begab sich nach Sveaborg, um sich die Festung zu betrachten. Außerdem hatte die Stadt nicht weniger als vier Konditoreien und wurde überdies sehr häufig und lange von durchreisenden Schauspielertruppen besucht.

Jeden Abend schrieb Zacharias in sein Tagebuch, was sich unter Tags ereignet hatte; keine Gefühlsduseleien, sondern nur ganz schlicht, was er erlebte. Zuerst tat er es in Erinnerung an die Ermahnungen seines Vaters,

[1]) Ein Kartenspiel.

bald aber wurde es ihm eine liebe Gewohnheit. Und um sich während des Schreibens gleichsam selbst eine Freude zu bereiten, benutzte er dazu nicht nur Buchstaben, sondern auch Figuren. Die Teestubeninhaberin zum Beispiel bezeichnete er immer mit einem kleinen, trippelnden alten Mütterlein, ein Haus mit vielen Fenstern stellte die finnische Kaserne vor, und statt des Namens seines Studiengenossen Elving[1]) zeichnete er einen Fluß und einen Flügel hinein, was dem Sinne des Wortes buchstäblich entsprach.

Im Laufe des Herbstes gab es für ihn dann zwei neue Zerstreuungen. Daheim auf Kuddnäs kam seine Mutter auf den Gedanken, er solle Tanzstunden bei Mamsell Arppe nehmen. Sie schrieb ihm darüber, und er ging gern auf den Vorschlag ein. Anfangs fand er es zwar nicht gerade erfreulich, denn Mamsell Arppe war streng und ungeduldig, aber je gewandter er wurde, desto mehr Freude hatte er daran. Und nach Weihnachten, als die Tanzstunden zu Ende waren, ging er mit Herrn Blank zu verschiedenen Picknicks und lernte da die jungen Damen der Hauptstadt kennen. Aber sein Herz blieb Mathilda Lithén treu. Es gab in ganz Helsingfors kein junges Mädchen, das sich mit ihr vergleichen ließ, ja, er hätte fast gesagt, er ziehe die bescheidenste junge Dame in Nykarleby der vornehmsten in Helsingfors vor.

Die andre Abwechslung bestand darin, daß er und sein Stubengefährte sich zusammen ein Klavier mieteten. Denn wenn dieser Barck auch noch so ein „Schauerbock" und Spaßmacher war, so fehlte es ihm doch keineswegs an Begabung. In der Musik hatte er es nie so weit gebracht, die Noten richtig zu lernen, aber er konnte alles, was er hörte, sofort auswendig nachspielen. Und Zacharias wiederum war jetzt kein Feind der Musik mehr, wie einst in Uleåborg, sondern es war ihm fast ein Bedürfnis geworden, ein Klavier zum Phantasieren zu haben.

Es mag vielleicht so aussehen, als habe sich Zacharias in Helsingfors von Anfang an wohler gefühlt als in Uleåborg, aber hierüber läßt sich nicht so leicht urteilen.

---

[1]) Elv = Fluß, ving = Flügel.

Das Traumleben, das er in dieser kalten, winterlich dunkeln Stadt geführt hatte, war ihm sehr lieb geworden. Alle die Dichterwerke in der Bibliothek der Tanten hatten eine Zauberwelt um ihn her geschaffen, einen leuchtenden Lustgarten mit persönlich auftretenden Bäumen und sprechenden Vögeln, wo sein Geist ebenso heimisch gewesen war, wie in der Kindheitsumgebung rings um Kuddnäs.

Hier in Helsingfors versuchte er seine literarischen Gewohnheiten beizubehalten. Er hatte seine geräuschlose Beschäftigung mit der Feder und den Büchern, hatte den wundervollen Rosengarten der Poesie in den Lärm und das Getriebe der Knabenpension mitnehmen wollen, und in gewisser Beziehung tat er es wohl auch; aber in jene ruhige Traumstimmung konnte er sich hier nicht mehr hineinversetzen. Er wurde beständig gestört; der junge Sonderling durfte nicht friedlich hinter den Hecken seines Gartens leben.

Unglückseligerweise war Samuel Barck, sein Stubengenosse, der unehrerbietigste Mensch in ganz Helsingfors. Zacharias' erste Bekanntschaft mit ihm war ja keineswegs unangenehm gewesen. Barck hatte Zacharias reichlich mit Bonbons und Zuckerwaren bewirtet, und nachmittags hatten sie dann miteinander die Teestube besucht; aber bald genug zeigte der gnädige Herr, wie er in Wirklichkeit war.

Barck ließ Zacharias' Sachen nie in Ruhe und ärgerte ihn fortwährend durch seine Unordentlichkeit und seine Rücksichtslosigkeit. So fuhr er zum Beispiel an einem Sonntagmorgen nach Sveaborg und nahm Zacharias' Roman Demoniana mit, auf dessen Lesen sich Zacharias an diesem Ruhetag besonders gefreut hatte. Ein andermal hatten die kleinen Örns und Zacharias als Gespenster verkleidet die Dienstmädchen erschrecken wollen, aber Barcks Dazwischenkommen verdarb den ganzen Spaß. Da Barck noch das Lyzeum besuchte, durfte er noch nicht rauchen, aber er entlehnte beständig Zacharias' Pfeife und rauchte trotzdem. Schließlich kam er auch noch auf den Gedanken, faulkrank zu werden, und Zacharias hatte ihn bei sich daheim, als er gerade gehofft hatte, ungestört arbeiten zu können. Barck glaubte das alleinige Recht

zu haben, auf dem einzigen Sofa zu liegen, um sich da zu rekeln, und sein Stubengenosse hätte ihn nur mit Gewalt von da vertreiben können. Und Barck klatschte! Als Zacharias einmal etwas über die Dienstmädchen gesagt hatte, lief er sofort in die Küche hinaus und bereitete seinem Kameraden Unannehmlichkeiten.

Einmal, als Zacharias zu einem Picknick gehen wollte, konnte er sein einziges Paar langer schwarzer Strümpfe nicht finden, und so mußte er auf das Tanzen verzichten. Er gab sich auch zufrieden und ging statt dessen mit Barck in die Teestube. Doch man kann sich denken, wie rasend er wurde, als Barck nach der Heimkehr die verschwundenen Strümpfe aus seinem Bett hervorzog. Es war ihm zu langweilig gewesen, allein zu Hause zu bleiben, und so hatte er die Strümpfe versteckt.

Aber man darf ja nicht glauben, Zacharias habe das alles ganz geduldig und gottergeben hingenommen. Barck bekam Prügel, wenn er sich zu Bett legte, und Prügel, wenn er aufstand. Er wurde gar oft zum Zimmer hinausgeworfen, wurde mit Schneebällen durch das ganze Straßenviertel gejagt und böse zugerichtet. Da gab es keine Gnade. Zacharias hatte das bestimmte Gefühl, er müsse dem andern zeigen, daß er keine verstudierte Memme sei, sondern sich sein Recht zu verschaffen wisse.

Trotzdem war Barck nicht die geringste Besserung anzumerken, man konnte ihm einfach nicht beikommen. Und es läßt sich denken, was aus den schönen, einsamen Träumereien wurde, da Zacharias mit einem solchen Galgenstrick zusammenwohnen mußte.

Als Weihnachten herannahte, wollte Barck nach Hause fahren, und Zacharias, der in Helsingfors blieb, freute sich auf eine schöne, stille Zeit. Aber am Tag vor seiner Abreise hatte sich Barck in ein kleines Hundescheusal verliebt und es mit zu Runebergs gebracht. Er wollte sich in den Weihnachtsferien daheim mit dem kleinen Vieh die Zeit vertreiben und versuchte, es in einen Regenmantel gewickelt, mit in den Schlitten zu schmuggeln; aber dieser Plan wurde entdeckt; Mirka wurde in Helsingfors zurückgelassen, und natürlich mußte sich Zacharias um den armen Hund annehmen, der vor Sehnsucht jaulte

und ebenso störend war wie Barck selbst. Zuerst brummte Zacharias darüber, daß ihn der Stubengenosse nie in Ruhe ließ, nicht einmal, wenn er abwesend war; aber bald befreundete er sich mit dem Hunde, und er hatte während der einsamen Weihnachtsfeiertage viel Freude an ihm.

Da aber Zacharias nicht wie sonst in jener Welt aufgehen konnte, die große Geister und weise Männer um ihn her hatten erstehen lassen, fühlte er manchmal, daß seine Seele hungerte. In diesem Winter hatte er oft bitteres Heimweh nach seinem Elternhause und nach Mathilda; er vermißte seinen verstorbenen Freund Alexander Lithén und war bisweilen so schwermütig, daß er gerne aus diesem Leben geschieden wäre.

Was ihm in erster Linie einen gewissen Ersatz für das gestörte Phantasieleben bot, war natürlich der Verkehr mit den Kameraden.

Doch zog ihn weniger die Gesellschaft Gleichalteriger an, als vielmehr der Verkehr mit Älteren, vor allem mit richtigen Studenten, deren Gesprächen er eifrig zuhörte. Da war er zum erstenmal Zeuge von dem Meinungsaustausch und den ewigen Wortgefechten der Jugend über alle die großen Fragen des kommenden Lebens, über die Liebe, den Beruf, das Vaterland, ganz abgesehen von dem Hin- und Herreden über die sogenannten Tagesereignisse an der Universität, oder die letzten Zänkereien in der österbottnischen Abteilung, oder die Eigenheiten von dem und jenem Professor, oder die Aussichten der Studenten bei dem bevorstehenden Examen, mit einem Wort über alles, was zu der neuen Welt gehörte, in die Zacharias bald Zugang zu erlangen hoffte.

Aber er sammelte in diesen Kreisen nicht nur Kenntnisse, die geradezu notwendig für ihn waren, sondern er bekam auch Geschmack am Kartenspiel.

Denn es wurde tatsächlich noch mehr gespielt als geredet, und zwar nicht nur so unschuldige Spiele wie „Paß auf" oder „Mylli Matti" wie daheim auf Kuddnäs, sondern richtige Hasardspiele wie „Bonaparte", „Halb Zwölf" und „Kille", wobei es sich um richtige Geldgewinne handelte.

Zacharias tat mit. Anfangs allerdings nur vorsichtig,

aber bald mit richtigem Eifer und mit Leidenschaft. Er spielte vormittags, er spielte auch nachmittags und konnte diesem Vergnügen fast ebensowenig widerstehen, wie einst in Uleåborg dem Romanlesen.

Man spielte meist in dem Zimmer der Brüder Krabbe. Dorthin kamen auch fremde Studenten; es wurde Punsch getrunken und bis tief in die Nacht hinein gezecht und gekartelt. Das beliebteste Kartenspiel war Kille, der Verlust oder Gewinn betrug an einem Abend oft mehrere Reichstaler.

Zacharias wurde wohl von verschiedenen Seiten gewarnt. Herr Blank bat ihn inständig, doch das Spielen um Geld aufzugeben; aber da er kurz darauf die Stadt für längere Zeit verließ, hatte seine Warnung so gut wie keine Wirkung. Von dem Onkel in Uleåborg bekam Zacharias einen Brief, worin das Kartenspiel zwar nicht gerade erwähnt war, Zacharias aber doch ernstlich aufgefordert wurde, das hohe Ansehen, das sich die Familie erworben hatte, nicht zu verscherzen. Auch von dem Vetter Franz Michael traf ein ermahnender Brief ein.

Einmal, als Zacharias in Ermanglung besserer Spieler mit Barck und den kleinen Orns eine Partie Kille spielte, trat Runeberg ins Zimmer. Sie mußten sofort aufhören, die Lateinschüler erhielten einen Rüffel, zu Zacharias aber sagte der Magister kein Wort. Er hielt es offenbar für recht harmlos, daß er mit diesen Knirpsen spielte. Hätte er aber etwas von dem Spielen in dem Zimmer der Brüder Krabbe gewußt, dann wäre es ihm wohl anders ergangen.

So kartelten sie denn lustig weiter, namentlich zu Anfang des Frühjahrsemesters. Und Zacharias merkte in seinem Eifer gar nicht, daß er auf einen falschen Weg geraten war.

Aber dann kehrte Herr Blank endlich von seiner Reise zurück. Er war unter anderm auch in Nykarleby gewesen und hatte der Doktorin auf Kuddnäs von Zacharias' Leben in Helsingfors erzählt. Nun brachte er ihm einen ermahnenden Brief von der Mutter, sowie jenen Brief von seinem Vater mit, den dieser auf dem Sterbebett an seinen Sohn geschrieben hatte.

Und da gingen dem Jungen die Augen auf. Er zitterte,

als er das schreckliche Ungeheuer entdeckte, das in seiner Seele wohnte, und nahm sich nun fest vor, es sofort zu zähmen und zu bändigen. Der Spielteufel sollte nicht länger Herr über ihn sein. Er verbrannte die Karten, die er in seinen Schubladen hatte, und als die Kameraden am nächsten Abend wieder spielten, schaute er ihnen nur zu.

Um seine freie Zeit nützlich anzuwenden, besuchte er jetzt Professor Bonsdorffs Vorlesungen über Chemie und nahm auch Turnstunden.

Aber außer dem, was ihn fast auf ernste Irrwege geführt hätte, bot sich ihm in Helsingfors auch etwas wirklich Schönes und Großes, das ein Ersatz werden konnte für das Glücksgefühl, mit dem er sich einst in das Paradies der Bücher gestürzt hatte.

Anfangs stand Zacharias dem verehrten Runeberg nicht näher, als irgendeiner von den andern Kostgängern; aber schon nach kurzem faßte er sich ein Herz und fragte, ob er sich nicht von den Regalen im Speisesaal Bücher zum Lesen nehmen dürfe, und dieses literarische Interesse des Jungen führte die beiden näher zusammen. Es scheint fast, als habe der Magister Zacharias schon im Verdacht gehabt, daß er nicht nur ein Bücherwurm war, sondern auch selbst Reime schmiedete, denn er sagte einmal warnend zu ihm: „Halte dich frei und bleibe dir selber treu! Wirf dich nie weg und lies von andern nur so viel, daß du dich selbst nicht verlierst!"

Runeberg merkte recht wohl, daß Zacharias ihm brennend gern etwas zu Gefallen tat, und deshalb machte er ihm manchmal die Freude, ihn um einen kleinen Dienst zu bitten, wie einen Brief auf die Post zu tragen oder dergleichen. War aber jemand im Hause krank, dann wurde Zacharias durch das Vertrauen geehrt, sich mit den Pflegenden in die Nachtwachen zu teilen. Alles das zeigte ihm, daß Runeberg Vertrauen in ihn setzte und ihn fast zur Familie rechnete, und das erfüllte ihn mit Stolz und einem überwältigenden Glücksgefühl.

Da Zacharias über Weihnachten und Ostern in der Stadt blieb, kam er Runeberg und dessen Frau näher als die andern Pensionäre. Er durfte einen jener denkwürdigen Weihnachtsabende bei Runeberg miterleben, wo

sich im Saal die Gäste drängten und unzählige Geschenke verteilt wurden, die alle mit den lustigsten kleinen Gedichten ausgestattet waren. Dabei war die Unterhaltung so geistreich, daß Zacharias an diesem einzigen Abend mehr Witze hörte, als bisher in seinem ganzen Leben.

In diesem Jahre gab Runeberg die Gedichtsammlung heraus, in die „Das Grab in Perrho" aufgenommen war. Zacharias hatte noch nie etwas so Hinreißendes gelesen. Er fand kaum Worte vor Bewunderung. Ja, welch ein ungewöhnliches Glück war es doch für einen jungen Menschen, der die Bücher so über alles liebte, daß er auf seinem Lebensweg mit einem wirklichen Dichter zusammentraf und Gelegenheit bekam, diese seine jugendliche Begeisterung einem der hervorragendsten unter den großen Geistern schenken zu dürfen!

Und das, was dem kleinen Zacharias so merkwürdig vorkam, war, daß dieser bedeutende Mann sich als ein so vergnügter, gesunder Mensch auswies, der frei von jeder Kleinlichkeit war. Wenn Zacharias einmal auf einer Studentenkneipe gewesen war und da eine Menge neuer Duzbrüder gewonnen hatte, begriff der Magister, warum Zacharias am nächsten Tag nicht zum Unterricht kommen konnte, und er machte keine große Sache daraus, denn er wußte nur zu gut, daß bei jedem solchen Bruderschafttrinken das Glas bis auf die Neige geleert werden mußte. Fand aber zwischen den Jungen im Hofe eine Schneeballenschlacht statt und griffen sie dabei auch die Vorübergehenden an, dann stand Runeberg auf seiner Treppe und lachte laut über sie, oder er beteiligte sich gar selbst an ihrem Spiel.

Und Runeberg war überdies ein guter Mensch! Zacharias entging es natürlich nicht, daß er und seine Frau sehr sparsam leben mußten; aber er unterstützte trotzdem seine Mutter in Jakobstadt treulich, und das Honorar für seine letzten Gedichte überwies er sofort den Notleidenden in Österbotten.

Über Runebergs Schreibtisch hing eine alte Geige. Er hatte wohl früher darauf gespielt, benützte sie aber jetzt nie mehr, denn er wurde mit seiner vielen Arbeit ohnehin fast nicht fertig. Seit Barck und Zacharias sich aber ein Klavier angeschafft hatten, kam er bisweilen, wenn Barck

ausgegangen war, herein und setzte sich ans Klavier. Zu Zacharias sagte er dann nur: „Lern weiter, du!"

Hierauf begann er zu spielen, langsam, gleichsam tastend und suchend. Er entlockte dem Instrument ganz besondere Melodien, die noch kein Mensch gehört hatte, und die auch nie auf ein Notenblatt aufgeschrieben worden sind. Sie waren sein eigen, stammten von ihm selbst. Und der Junge, der ihm andächtig zuhörte, wagte nicht zu sagen, wie schön er sie fand, oder wie wunderbar es ihm zumute wurde, während er dieser Musik zuhörte.

Während er so lauschte, fühlte er, daß der Mann an dem Klavier, der so war, daß er den ganzen Tag Jungen unterrichten, schriftliche Aufgaben verbessern und eine Zeitung redigieren mußte, dennoch seine Welt für sich hatte, in der er lebte, ohne sich stören zu lassen, eine eigene herrliche Welt voll lichter Gedanken und Gestalten, keine von andern geschaffene Welt, sondern das Werk seines eigenen Geistes, sein ganz persönliches Eigentum.

Zacharias spürte, daß er und andere sich gerade deshalb zu diesem Manne hingezogen fühlten, weil er über einen solchen Reichtum verfügte, und er dachte, was für ein Glück es doch für ihn sei, ihm so nahe gekommen zu sein, daß er sich so wie jetzt in die lichtere Welt, in der der andere lebte, mit hineinschleichen konnte. Das war kein Ergehen mehr in dem dichtbelaubten Lustgarten, in den ihn die Romane versetzt hatten, sondern es war ein Wandern in einer mächtigen Allee von riesengroßen Bäumen mit einem strahlenden Himmel darüber; auf der einen Seite wuchsen die blühenden Bäume des Lebens und auf der andern die vielfach verzweigten, knorrigen Stämme der hohen Bäume der Wissenschaft.

In der Nähe eines solchen Menschen zu weilen, bedeutete mehr als Glück und Freude: es verlieh auch Kraft und Gesundheit. Dies empfand Zacharias deutlich, solange Runeberg spielte, und er saß fast anbetend dabei, brachte es aber natürlich nicht übers Herz, Runeberg etwas davon zu sagen.

Er wünschte sich wohl auch, es möchte einst um ihn her ebenfalls eine Welt erstehen, die nur ihm gehörte und von keinem andern entlehnt war, aber vorläufig freute

er sich, im Schatten der mächtigen Baumkronen zu wandeln, die in dem Garten des andern wuchsen.

Diese bei solcher Musik verbrachten Stunden gehörten zu den schönsten Erinnerungen, die Zacharias von Runebergs mitnahm.

Gegen Ende des Winters, gerade als im April der erste Frühling anbrach, sagte der Magister, Zacharias könnte vielleicht sein Abiturium schon in diesem Frühjahr machen.

Das war Zacharias eine ebenso willkommene wie unerwartete Nachricht. Er hatte gemeint, er könnte unmöglich in weniger als drei Semestern fertig werden. Aber nun, nachdem er dies gehört hatte, kam er nicht mehr in Versuchung, seine Zeit mit Kartenspielen zu vertrödeln. Trotz der schönen Frühlingszeit, die jetzt anbrach, ließ er sich nur ganz selten von einem seiner Kameraden zu den einfachen Vergnügungsorten vor der Stadt hinauslocken. Geschah es aber je einmal, dann ging er fast gegen seinen Willen mit.

Jetzt wurde täglich eine Unmenge Geschichte, Mathematik, Lateinisch, Geographie, Logik, Deutsch, Französisch, kurz alle Fächer, wieder durchgenommen.

Am achtundzwanzigsten Mai, als alles durchgegangen war, übergab Runeberg Zacharias sein Zeugnis, und er sprach auch ein paar Worte über seine Pflichten als akademischer Mitbürger, sowie als Diener der Wissenschaft. Voll freudiger Rührung und die Seele erhoben von den Worten seines großen Lehrers, setzte sich Zacharias am Abend an seinen Schreibtisch und verlieh seinen Gedanken Ausdruck:

> Eng ist die Welt, die Heimat des Menschen; doch strebt er
> Weit darüber hinaus an ein Ziel, dem nichts Sterbliches nahet,
> Strebet nach Wissen und Denken, die beide unendlich und ewig,
> Aber der Geist der Weisheit erfreut sich darob und entzündet
> Heiß in der menschlichen Seele des Wissens Begierde, die machtvoll
> Wachsend sich dehnet und schwillt und geführt vom lebendigen Geiste
> Wege sich bahnet und forschend dringt immer weiter und weiter,

Still zuweilen wohl stehet, doch allein dem Tode nur weichet;
Weichet, doch nimmer ihm fällt, dieweil die unsterbliche Seele
Unvergänglich und frei, in Ewigkeit folgt ihren Bahnen!
So kann ihr Ziel sie erreichen, dem Sterbliches nimmermehr nahet,
Und der unendliche Geist sich mit der Unendlichkeit einen.

Dies wurde gleichsam ein Denkmal der Umwandlung, die in seiner Seele während der Zeit unter Runebergs Leitung vor sich gegangen war.

Am Tage vorher hatte er Professor Melartin, dem Rektor der Universität, mit seinem Zeugnis seine Aufwartung gemacht, um sich zum Examen anzumelden. Auch bei dem Inspektor der österbottnischen Abteilung, Professor Hällström, und bei dessen stellvertretendem Chargierten, Magister Stahlberg, war er gewesen. In den nächsten Tagen folgten noch mehrere derartige Besuche und am vierten Juni dann die Abiturientenprüfung, die Zacharias gut und ehrenvoll bestand.

Hierauf blieb er noch eine Woche in Helsingfors. Er bekam von dem Rektor seine Studentenmatrikel, wurde in die österbottnische Abteilung aufgenommen und hielt seinen Studentenschmaus. Dazu hatte er vier Magister, in erster Linie natürlich Runeberg, sowie zwölf gute Freunde eingeladen. Die Bewirtung bestand aus einer Punschbowle, belegten Broten, Bier und Schnäpsen, Pfeifen und Tabak. Runeberg erwies dem fünfzehnjährigen Novizen den Freundschaftsdienst, ihn beizeiten unter den Arm zu nehmen und mit ihm heimzugehen, um ihn vor allen gefährlichen Brüderschaften zu retten.

Ein paar Tage später war Zacharias zur Abreise fertig, und Schlag drei Uhr am Nachmittag kam der Postwagen.

Aber der Magister war nicht zu Hause, und der Junge wollte nicht abfahren, ohne sich bei ihm bedankt und ihm Lebewohl gesagt zu haben. Das Pferd mußte warten, während er selbst mit den andern Runeberg suchte. Aber er war nicht zu finden, und Stunde um Stunde verging. Als es halb sechs Uhr war, konnte man nicht länger warten. Und Zacharias mußte abreisen, ohne seinem Lehrer seinen Dank aussprechen zu können.

Vielleicht war es ihm deshalb in den kommenden Jah-

ren immer, als habe er Runeberg gegenüber noch eine gewisse Schuld, die er abtragen müsse. So oft ein Fest zu Ehren von Finnlands großem Dichter abgehalten wurde, war Zacharias dabei und huldigte seinem lieben Magister, und meist führte er dann selbst das Wort. Sein Dank galt den Musikstunden, der Einführung in die Weltgeschichte und der Offenbarung der wunderbar schönen Welt dieses großen Geistes.

Romantik

1

Zu der Zeit, wo Zacharias in dem nach Süden liegenden Giebelzimmer auf Kuddnäs von Herrn Blank unterrichtet wurde, hatte er sich im vollsten Ernst in seine gleichalterige Base und Spielgefährtin, Mathilda Lithén verliebt. Und in allen den Jahren, die er in Uleåborg verbrachte, hatte er ihr, genau wie so viele seiner Romanhelden der Dame ihres Herzens, zärtliche, in Geheimschrift geschriebene Briefchen geschickt, die durch seine Schwester Sofie dem geliebten Gegenstand übermittelt wurden.

So oft er nach Kuddnäs heimfuhr, befielen ihn böse Ahnungen, Mathilde habe ihn betrogen und ihre Gunst einem andern zugewendet, denn seine Bücher wußten gar viel von der Wankelmütigkeit und Treulosigkeit der Frauen zu erzählen, und sein Herz klopfte vor Angst, bis er sie getroffen, ihr in die Augen geschaut und darin gelesen hatte, daß sie sich weder von einem der daheim weilenden Nykarlebyer Jungen noch von irgendeinem aus geheimnisvollen unbekannten Landen einherziehenden Ritter hatte betören lassen.

Im Sommer 1832 sollte Mathilda nach Stockholm in Pension kommen; da gelobte sie ihm heilig und teuer, daß ihn niemals irgendein Schwede, und wenn er noch so verführerisch wäre, aus ihrem Herzen verdrängen solle, und sie schenkte ihm als Pfand ihrer Treue ein Ringlein. Dieses trug Zacharias während des ganzen Winters bei Runebergs an einem grünseidenen Band unter der

Weste. Er widmete ihr in seinem Tagebuch manchen Seufzer der Sehnsucht, und am Mathildentag erklomm er draußen vor Helsingfors eine einsame Bergkuppe und schoß dort dreimal ihr zu Ehren seine Pistole ab. Daß Schwester Sofie noch immer die kleinen Zettel in Geheimschrift in ihre Briefe an das Bäschen hineinschmuggeln mußte, versteht sich von selbst.

Als Zacharias sein Abiturium gemacht hatte, fühlte er, daß das Leben größere Ansprüche an ihn stellte als bisher. Er mußte jetzt mit allem, was nur für Kinder paßte, aufhören, durfte nicht mehr mit Papierpuppen spielen, die Dienstmädchen des Hauses nicht mehr als Gespenst verkleidet erschrecken, noch die Vorübergehenden mit Schneeballen bombardieren. Aber sein Tagebuch behielt er bei, auch arbeitete er noch immer an der „Kleinen Bibliothek", trug das grünseidene Band nach wie vor um den Hals und sehnte sich nach seiner ersten Flamme.

Er konnte einfach nicht anders. Wie öde und leer kam ihm ganz Nykarleby im Sommer 1833 vor, als sie noch in Stockholm weilte! Die Tage wollten kein Ende nehmen.

Bei dem Großvater Turdin wohnte ein junger Buchhalter namens Heinrich Backman, ein schöner Mensch, durch und durch Kavalier, romantisch angelegt, übermütig, anziehend durch eine unheilbare, auf dem Grunde seiner Seele brütende Schwermut, und bei Lithéns war ein zweiter junger Herr namens Albert Dyhr, tüchtig, gewissenhaft, prosaisch, aber ein außerordentlich angenehmer Kamerad und treuer Freund. Beide waren mit ihren Hausbewohnern etwas verwandt; sie wurden wie Familienglieder behandelt und bildeten Zacharias liebsten Verkehr, so oft er daheim war. Aber nun suchte er vergeblich die Leere durch Fischen mit Albert Dyhr oder stundenlange Gespräche mit Heinrich Backman auszufüllen, obgleich dieser seit Alexander Lithéns Tode sein bester Freund und Vertrauter war. Nichts konnte ihm Mathilda ersetzen.

Im Herbst reiste er nach Helsingfors zurück, noch immer gleich treu, noch immer mit dem Ringlein auf der Brust. Dies war sein erstes Semester als Student, und natürlich milderte das Studieren seine Sehnsucht,

aber fühlbar machte diese sich doch. Er wohnte jetzt nicht mehr bei Runebergs und fand das Leben nicht mehr so anregend wie damals, wo er täglich mit einem großen Mann und Dichter zusammen gelebt hatte. Jetzt bewohnte er mit Blank zusammen ein Zimmer, und sie lebten auf Studentenart, aßen mittags außer dem Hause und ließen sich zum Frühstück und Abendbrot von ihrer Wirtin etwas besorgen. Unter Tags bereitete sich Zacharias auf das Examen zum Kandidaten der Philosophie vor, das er machen mußte, ehe er mit den medizinischen Studien anfangen durfte. Aber er war nicht befriedigt von dem, was er leistete, er fühlte dunkel, er sei noch zu unreif, um auf eigene Faust zu studieren. Abends hatten sie oft Besuch von Kameraden. Und da zeigte es sich, daß Blank, der im vergangenen Semester so außer sich geraten war, weil Zacharias Karten spielte, dieselbe schlechte Angewohnheit hatte und oft bis spät in die Nacht hinein am Spieltisch saß. Zacharias, der sich nicht daran beteiligte, ekelte es vor diesem Lebenswandel.

Die Tage verliefen freudlos und einförmig. Nie oder wenigstens fast nie brachten sie etwas Begeisterndes. Wie hätte da Zacharias nicht heiße Sehnsucht haben sollen?

Doch wohlgemerkt, er sehnte sich nicht nur nach Mathilda, wenn er unter der Öde und Einförmigkeit des Lebens litt. Noch niemals hatte in Nykarleby ein Weihnachtsfest mit so vielen Bällen, so großer Pracht und Abwechslung stattgefunden, wie im Jahre 1833. Großvater Turdin feierte da die Hochzeit seiner schönen Tochter Augusta mit dem Oberhaupt der finnischen Stromreinigungstruppe, dem stattlichen, vornehmen Baron Rosenkampf. Eine derartige Hochzeit hatte in Nykarleby noch kein Mensch erlebt; ein Fest reihte sich an das andere die ganzen Weihnachtsfeiertage hindurch. Auch die finnischen Verwandten in Uleåborg kamen nach Kuddnäs, um die Festlichkeiten durch ihre Anwesenheit zu verschönen. Aber Mathilda fehlte, und Zacharias konnte sich zu keiner wirklichen Freude aufraffen. Warum war sie nicht daheim? Da hätte dies alles, was ihm jetzt so leer und nichtig vorkam, erst Leben und Inhalt bekommen.

Im Sommer 1834 wurde sie endlich nach einem zweijährigen Aufenthalt in Stockholm zurückerwartet. Doch

als Zacharias anfangs Juni nach Kuddnäs kam, war sie noch immer nicht da. Aber welche Sehnsucht, welche Unruhe! Würde sie wirklich kommen? Und wie würde sie sein, wenn sie kam? Hatte sie, die schlichte Finnländerin, wohl den vielen Versuchungen widerstehen können, die stets auf der Lauer liegen, die Schönheit und Unschuld in ihre Netze zu ziehen?

In überströmender Freude, weil sie nun endlich kommen sollte, hatte er sich eines Tages ans Klavier gesetzt und spielte Franzéns: „Wird sie, wird dieses Traumbild schön..." mit solcher Begeisterung, daß das ganze Haus zitterte. Doch bald hörte er zu spielen auf, seine Finger sanken schlaff auf die Tasten nieder. Angst und Zweifel hatten sich seiner bemächtigt.

Würde Mathildas Treue wirklich standgehalten haben, wenn sie in Stockholm einen besonders anziehenden Mann, wenn sie zum Beispiel einen jungen Prinzen kennen gelernt hätte?

Welche unnötige Qual! Wie sollte die kleine Mathilda Lithén aus Nykarleby mit einem jungen, bezaubernden Prinzen in Berührung kommen?

Aber war das wirklich so unmöglich? Es geschahen doch noch merkwürdigere Dinge als das!

Zacharias hatte in diesen Jahren der Sehnsucht öfters kurze Erzählungen und Romane verfaßt, in denen Mathilda die Heldin war. Eines dieser Werke fiel ihm jetzt plötzlich wieder ein.

„In Finnland lebte vor vielen, vielen Jahren ein Bauer, reicher und mächtiger als die Bauern in der jetzigen Zeit, ein Herr über viele tausend Morgen Landes. In jenen Tagen machte der König von Schweden eine Reise durch sein Land. Da besuchte er auch das Haus des finnischen Bauernkönigs und wurde in einer Weise empfangen und verpflegt, wie er das in einem finnischen Bauernhaus niemals erwartet hätte. Voller Dankbarkeit für die Bewirtung fragte der König den Bauern, ob er keinen Wunsch habe, den er, der König, ihm erfüllen könnte. Da bat der Alte, der König möge die schönste seiner Töchter zu sich an den Hof nehmen und sie mit den andern Dienerinnen der Königin erziehen lassen."

Zacharias lächelte, als ihm dies jetzt am Klavier wieder

einfiel. Er hob die Hände noch einmal, um „Wird sie, wird dieses Traumbild schön...“ zu spielen; aber schon nach wenigen Minuten ließ er sie wieder sinken, um sich weiter in Phantasien zu ergehen.

„Die finnische Bauerntochter wuchs zu dem schönsten Mädchen am Hofe heran, ja, zu der schönsten Jungfrau im ganzen Königreich, und allmählich ward es offensichtlich, daß der junge Königssohn ein Auge auf sie geworfen hatte. Dieser Königssohn aber war der herrlichste junge Prinz, den man sich denken kann, schön, schwärmerisch, ritterlich, so recht dazu geschaffen, ein großer König zu werden.

Wenn nun dieser Königssohn das Herz dieses jungen Mädchens begehrte, würde sie ihm da widerstehen können, würde sie einem schwerfälligen finnischen Bauernjungen die Treue bewahren, die sie ihm gelobt hatte, und von dem sie ein Ringlein auf der Brust trug?“

Zacharias seufzte und spielte noch einmal: „Wird sie, wird dieses Traumbild schön...“, um sich dadurch gleichsam neuen Mut und neue Hoffnung einzureden. Er hatte noch nie einen passenden Schluß für dieses schwierige Märchen finden können.

Es dauerte indes nur ein paar Sekunden, dann beschäftigte ihn schon wieder ein anderer Einfall.

Er stellte sich ein armes Kind vor, das während des großen Krieges in Finnland Vater und Mutter verloren, aber in dem Hause einer vornehmen finnischen Dame Aufnahme gefunden hatte. Und der Gatte dieser vornehmen Dame gewann immer mehr Macht und Ansehen, die höchsten Würden des Reiches wurden ihm verliehen, er ward der Erste im Lande, fast noch mächtiger als der König selbst. Er und seine Frau, die Gräfin, wohnten natürlich in Stockholm, und ihr Schützling, das arme Mädchen aus Finnland, das jetzt eine große Schönheit geworden war, hielt sich noch immer in ihrem Hause auf. Aber hier kam sie einmal einem der Günstlinge des Königs zu Gesicht, und da wurde es so eingerichtet, daß der König sie sah, und dann ging alles nach Wunsch. Der Monarch war begeistert von ihrer Schönheit, und hätte die finnische Jungfrau es gewollt, so hätte sie eine schwedische Pompadour werden können. Man versprach

ihr Macht und Reichtum, einen schönen Palast, herrliche Kleider, ein glänzendes Leben in den höchsten Kreisen. Würde sie solchen Verlockungen widerstehen können? Der königliche Liebhaber war ein fröhlicher, angenehmer, stattlicher Herr. Würde sie wirklich widerstehen können?

Zacharias spielte seine Melodie mit einer Kraft und einem Feuer, das seine Erregung deutlich verriet. Die Vorsehung mußte einen Retter senden; ein ehrlicher finnischer Jüngling mußte mitten unter den verweichlichten Herren des Hofes erscheinen und sie erretten.

Aber so oft Zacharias so weit gekommen war, hatte ihn seine Phantasie im Stich gelassen; es war, als habe sie plötzlich den Weg verloren und könne ihn nicht weiter führen.

Statt dessen warf sie sich auf eine andere der kleinen Erzählungen, die sie über Mathilde zu dichten pflegte:

„In einer kleinen finnischen Seestadt wohnte während König Adolf Frederiks Regierung ein reicher, angesehener Kaufmann. Dieser war sehr stolz und herrschsüchtig, und er wollte, daß seine jüngste und schönste Tochter in der Hauptstadt erzogen werde. So gab er sie denn zu einer bekannten Familie in Pension, und das junge Mädchen versuchte sich durch Musik, Tanzstunden und Unterricht in der französischen Sprache die richtige Bildung anzueignen. Aber unterdessen war ihre Schönheit schon bemerkt worden, die jungen Stockholmer Stutzer fingen an, ihr den Hof zu machen, ja, einer von ihnen, ein Grafensohn aus einem der edelsten Geschlechter, schön, vornehm und vollendeter Kavalier, gab sich für einen Harfenspieler aus, und es gelang ihm auch, ihr ein paar Stunden geben zu dürfen."

Zacharias zuckte zusammen. Er konnte sich nicht vorstellen, wie diese gefährlichen und verführerischen Stunden enden würden. Aber da erschien Schwester Sofie unter der Tür und rief ihn zum Abendessen. — —

Am zwölften Juli sah er Mathilda endlich auf dem Deck eines Nykarlebyer Schiffes, das langsam in den Hafen hereinglitt. Sie stand mitten unter Salztonnen und Mehlsäcken, erregt und glückstrahlend, vom Kind zur Jungfrau herangewachsen, von einem Kleinstadtmädel in ein Großstadtfräulein verwandelt, geradezu blendend, ja bezaubernd schön.

Als sie an Land gekommen war, wagte sich der arme Zacharias kaum vor, sie zu begrüßen, und während sie von ihren Angehörigen umringt wurde, hielt er sich abseits.

Irrte er sich, oder ließ sie wirklich, während sie den Vater und die Stiefmutter und die Schwester begrüßte, suchend die Blicke umherschweifen, flog trotz des Lachens und der frohen Begrüßung ein Ausdruck unbefriedigter Sehnsucht über ihr Gesicht?

Ob er recht gesehen hatte, er wagte es nicht zu glauben; aber als sie dann auf ihn zueilte und ihm ohne sich zu besinnen, die Arme um den Hals schlang und ihn küßte, da mußte ja jeder Zweifel schwinden.

Kein blendender junger Prinz, kein galanter König, kein schwärmerischer Junker hatte sie errungen! Noch war sie sein, nur sein!

2

Draußen in Nykarleby in den Schären liegt eine große, schöne Insel, Alörn genannt. Sie ist reich an Gebüschen und Bäumen, hat herrliche Beerenfelder, prächtige Plätze zum Fischen, allerliebste Buchten und schöne Aussichtspunkte. Solange man zurückdenken kann, haben die Leute von Nykarleby diese Insel als Sommeraufenthalt benutzt. Dorthin sind sie vor der Hitze und den Fliegen in der Stadt entflohen und haben sich da der Ruhe und unschuldigen Vergnügungen hingegeben.

Zu der Zeit, wo Frau Doktor Topelius noch ein junges Mädchen war, stand auf dieser Insel nur ein einziges Haus, aus dicken Balken gezimmert, sonst aber weder mit Brettern verschalt noch tapeziert. In diesem Hause befand sich ein großes, an der Wand festgemachtes Bett, das in zwei Lagen übereinander bis zum Dach hinaufreichte, sowie ein aus Felsblöcken gebauter Herd. Das war die ganze Einrichtung, aber dafür stand das Haus den ganzen Sommer über arm und reich offen. Es bot allen Ausflüglern ein gastliches Obdach, wenn es regnete, eine Unterkunft, wenn es stürmte. Da konnte man den zappelnden Barsch kochen und, wenn man auf der Insel übernachten wollte, in einem Bett aus dem allerweichsten

Heu schlafen. Mitunter war das Haus gepfropft voll von Menschen, die von Stadt und Land gekommen waren und da höchst einfach und ohne viele Umstände lebten. Sie kochten alle zusammen in großen kupfernen Pfannen Kaffee, sie machten Spiele, sie schliefen auf einem gemeinsamen Strohlager auf dem Fußboden, in den hohen Betten an der Wand aber lagen die Ältesten auf köstlichem Heu. So viel ist sicher, das alte Haus erfüllte seinen Zweck vollständig, und wüßte man heute alle die lustigen Streiche, die fröhlichen Einfälle, alle die Umstände und fröhlichen Veranstaltungen, von denen dieses Haus Zeuge war, dann hätte man wochenlang die schönste Unterhaltung.

Aber im Laufe der Jahre war das Haus von immer weniger Leuten aufgesucht worden. Und das kam daher, weil sich die Städter allmählich eigene kleine Sommerhäuschen auf der Insel gebaut hatten. Sie meinten, es sei auf die Dauer doch gemütlicher, wenn jedes sein eigenes Nest habe, und darin mußte man ihnen ja recht geben. Sonst aber waren auch diese Häuschen äußerst einfach, und das Leben auf der Insel verlief ungefähr gerade so wie einst in der alten Hütte. Man spielte und pflückte Beeren, man ging auf die Jagd nach Seevögeln und fischte, man lag im grünen Gras und faulenzte, man machte Mondscheinpromenaden und bewunderte den langen silbernen Streifen auf dem Wasser, man verkleidete sich und sang schmachtende Lieder zur Gitarre. Oft kam auch ein Besuch aus der Stadt, und dann lud man ihn zu einem ländlichen, einfach zubereiteten Mahle ein, denn da draußen nahm man es mit dem Essen nicht so genau, dahin ging man nur, um auszuruhen und ein gemütliches Leben zu führen.

Die Bewohner von Kuddnäs hatten kein eigenes Sommerhaus auf der Insel, aber sie hatten das Recht, da zu mähen, und manchmal fuhr die ganze Familie hinaus, um die Arbeit zu überwachen. Dann kehrten sie bei Lithéns ein, und auf diese Weise hatte Zacharias eine Ahnung davon bekommen, wie herrlich doch das Leben sein konnte, wenn man so ungezwungen und einfach lebte wie hier auf der Insel.

In dem Sommer, als Mathilda von Stockholm heim-

kehrte, kam die Frau Doktor Topelius indes auch auf den Gedanken, sich eine Sommerwohnung auf der Insel zu mieten und für einige Monate hinauszuziehen.

Zacharias betrachtete dies als eine besondere gnädige Fügung der Vorsehung. Dadurch konnte er Mathilda mehrere Wochen hindurch jeden Tag sehen. Auf Allörn brauchte man keine Besuche zu machen, oder Gesellschaften zu geben. Hier traf man sich immer: der Wald, die Beeren- und Fischplätze ersetzten die Empfangszimmer. Da bildete man gleichsam eine einzige Familie.

Zacharias war beständig mit seinen Bäschen Rosalie und Mathilda zusammen, und niemand verwunderte sich darüber. Jedermann fand es selbstverständlich, daß er ihren Kavalier spielte. Und er war glücklich, da zu sein, wo Mathilda war. Ihre Nähe warf über das ganze Leben einen hellen Glanz. Ob sie Mondscheinspaziergänge machten oder Erbsen ausschälten, ob er ihr ein schmachtendes Gedicht vorlas oder ihr beim Tellerabtrocknen half, er fand alles gleich himmlisch und hinreißend.

Nicht, daß er jetzt gar keine Angst mehr gehabt hätte; Mathilda wurde seit ihrer Rückkehr von Stockholm allgemein bewundert. Das feine Benehmen, das sie sich angewöhnt hatte, erhöhte ihre Anmut und machte sie geradezu hinreißend; sämtliche junge Herren der Stadt lagen ihr zu Füßen. Sogar der unwiderstehliche Heinrich Backman fing an, ihr den Hof zu machen, und Zacharias sah dies mit klopfendem Herzen, denn wenn Heinrich Mathilda liebte, wollte er sich freiwillig zurückziehen, zwischen ihnen durfte es keinen Wettbewerb geben. Auch Albert Dyhr verliebte sich in die schöne Tochter seines Hausherrn, aber ihm gedachte Zacharias sie nicht abzutreten. Dyhr würde Mathilda niemals glücklich machen. Er war ein ausgezeichneter, tüchtiger Mann, aber zu trocken, zu sehr Zahlenmensch. Außerdem konnte er nie harmlos vergnügt sein. Er störte die Fröhlichkeit des Allörner Kreises fortgesetzt durch seine Eifersucht und Verdrießlichkeit.

Trotz all dieser gelegentlichen Angst konnte sich Zacharias doch nicht verhehlen, daß Mathilda ihn gern hatte. Und er selbst war glückselig verliebt, war im siebenten Himmel.

Aber nicht nur die Liebe zu Mathilda machte das Leben auf der Insel so herrlich.

Wie sehr leicht verständlich ist, spielten sich sowohl zur Zeit des alten, nur aus rohen Balken bestehenden Hauses, als auch späterhin alle Liebesgeschichten der Nykarlebyer hauptsächlich auf der Insel Alörn ab. Da draußen waren so viele glühende Blicke gewechselt, so viele zärtliche Worte gesprochen, so viele Serenaden erklungen, so viele Liebesgedichte vorgetragen worden, daß ein Nachgeschmack, ein Widerhall von alledem in den Bäumen und Sträuchern und dem Dickicht des Waldes zurückblieb. Weder die Winterstürme noch die Regengüsse des Herbstes konnten jenen Duft von Verliebtheit verscheuchen, der die Insel umschwebte. Dieses gewisse Etwas, das die Insel an sich hatte, war in den verschiedenen Zeiten auf die verschiedenste Weise zum Ausdruck gekommen. Es hatte sich bald als übermächtige Lebenslust, bald als schüchternes, läppisches Wesen geoffenbart, und jetzt, um das Jahr 1830, trat es in Gestalt der köstlichsten Schwärmerei und der blauäugigsten Romantik zutage.

Und jetzt war die Liebe zu Mathilda eine Zauberrute, die Zacharias Augen und Sinne geöffnet hatte. Er fühlte das, was in der Luft schwebte, er sah hinein in die Wunderwelt der Romantik, und er fühlte ein Entzücken über die unwirkliche Wirklichkeit um sich her, die er sich zu der Zeit, wo er Schönheit und Abenteuer nur in Büchern suchte, niemals auch nur im Traum hätte vorstellen können. Da sah er die Sommernacht mit Rosen auf dem Hut und goldenen Locken im Walde sitzen, da hörte er König Artus' goldenes Horn im Heckenrosendickicht erklingen, da stand Felicitas, mit einer Krone aus glänzenden Sternen geschmückt, auf einer der Landzungen am Strande und schaute voller Sehnsucht nach ihrem Märchenkönig aus.

O welche Tage, welche Stunden! Zacharias war da von einer flimmernden Luft umgeben, die die Kiefern zu Pinien, die Erlen zu Olivenbäumen machte. In ihrem Lichte wurde das harmloseste Spiel zu einer Heldentat, der Fang des Barsches zu einem Geschenk aus Fortunas Füllhorn. In ihrem Lichte wurden Buchhalter und Studenten zu fahrenden Rittern, und die guten, häuslichen

Mädchen aus Nykarleby verwandelten sich in zauberhafte, launische, verführerische, unirdische Wesen. Ja, in ihrem Lichte wurden sogar die kleinen Mathildengeschichten, die während der Sehnsucht der Knabenjahre entstanden waren, mit Traumrosen geschmückt, von Phantasieranken umschlungen, verlängert, erweitert, bis zur Unkenntlichkeit ausgeschmückt und verschönt.

3

Zacharias saß in dem Universitätsgebäude von Helsingfors und hörte die erste Vorlesung von Professor Rein über finnische Geschichte.

Er hatte den ganzen Winter über das Gefühl gehabt, als könne er nicht aufwachen, nicht bei dem Leben mittun, das sich um ihn her abspielte. Alles in der Hauptstadt kam ihm nichtssagend und wertlos vor. Jetzt hatte er geschmeckt, was das Leben dem Menschen wirklich bieten konnte, er sehnte sich heim nach Nykarleby, um aufs neue solche herrliche Tage zu erleben, in denen die Seele wuchs; und er verwunderte sich immer wieder darüber, daß andere hier Befriedigung und Wohlbehagen fanden. Er sehnte sich fort aus dieser großen Welt, die für ihn nichts bedeutete und zurück in jene kleine Welt, die ihm alles war.

Wieder und wieder prüfte er sich selbst, ob dies alles nicht nur ein Irrtum von ihm sei, ein Irrtum durch die Liebe herbeigeführt. Und doch wußte er, er hatte recht. In Nykarleby, da gab es das, was für ihn das Wichtige, das Notwendige war.

Zu Anfang der Vorlesung hatte er in der gewohnten gleichmütigen Stimmung dagesessen; aber plötzlich merkte er, daß er mit glühendem Interesse auf jedes Wort des Redners lauschte.

Finnlands Schicksale, die Schicksale seines eigenen Vaterlandes wurden ihm zum erstenmal als ein zusammenhängendes Ganzes vor Augen geführt. Früher hatte er sie nur da und dort, in Schwedens Geschichte verflochten, auftauchen sehen.

Bisher war Schweden für ihn immer der mächtige,

kluge, unternehmende, ritterlich glänzende Anführer gewesen, Finnland aber nur ein armer Verwandter im Gefolge, einer, dessen Taten nicht erwähnt werden oder nicht mitzählen.

Aber in Professor Reins Vorlesung wurde Finnland zu dem treuen Waffenbruder des glänzenden schwedischen Ritters; still und bedächtig kämpfte der Finne in dem vordersten Glied an der Seite des Schweden, und in seiner unermüdlichen Opferfreudigkeit fing er manchen Hieb auf, der dem mehr in die Augen fallenden der beiden Kämpfer zugedacht gewesen war.

Zacharias war zuerst betroffen über dieses Bild, aber bald nahm er es jubelnd in seine Seele auf. Und als es am Abend still um ihn her wurde, wandelte seine Phantasie nicht auf den gewohnten Wegen. Sie trug ihn nicht in das gelobte Land im Süden und Osten. Sie säte den Roggen auf den Acker von Storkyro, sie hütete das Vieh auf der Wiese zu Limingo, sie segelte auf finnischen Schiffen mit Teer und Eisen beladen über Ålands Meer.

Ja, wahrlich, das war eine herrliche Entdeckung, die er da plötzlich gemacht hatte! Auch in der Geschichte seines eigenen Landes gab es Größe, auch aus ihr konnte die Phantasie Nahrung holen, auch sie zeigte sich in dem blauen Zauberglanz der Romantik, umkränzt von deren goldenen Wolken.

4

Endlich wurde es Weihnachten, und Zacharias war wieder daheim auf Kuddnäs.

Bei seiner Rückkehr empfing ihn kein Sommernachtstraum, sondern Schnee und Kälte, kurze Tage, lange Nächte, kahle Bäume, ein zugefrorenes Meer, strenger, unfruchtbarer Winter. Zacharias zitterte fast vor dem ersten Wiedersehen mit Mathilda. Wie würde er die Königin aus der Welt der Sommerträume finden?

Am Tag nach seiner Heimkehr ging er in die Stadt, um sie aufzusuchen. Er fand sie in der Backstube, umgeben von einer Unmenge Würzbroten, Weihnachtsgebäck, dünnen Kuchen und Schmalzgebackenem.

Mit ein wenig Mehlstaub im Haar und auf den Wangen, die schönen Arme bis zum Ellbogen entblößt, einen Abglanz des Feuers auf dem lieblichen Gesicht, mit vor Stolz und Glück strahlenden Augen, weil ihr Teig schön aufging und das Weihnachtsgebäck köstlich duftete.

Die ganze Weihnachtsfreude schlug ihm entgegen, und plötzlich wußte er, daß die Königin seiner sommerlichen Träume nicht verschwunden, sondern im Norden zurückgeblieben war. Sie war noch immer da, trotz Kälte und Dunkelheit, um den Menschen Kraft zu verleihen, den Winter zu ertragen. Sie stand noch ebenso da, wie einstmals, aber unter einem andern Namen. Jetzt war sie die reiche, überschwengliche, gesegnete Königin Weihnachten, die in ihrem Wagen, mit Weihnachtsböcken vorgespannt, Weihnachtsfackeln und Sternenläufer voraus, des Weges gefahren kam und Geschenke und freundliche Worte, Licht und Brennmaterial, Friede und Freude mit vollen Händen austeilte.

Als Zacharias heimgehen mußte, schlang Mathilda beide Arme um seinen Hals, und dabei hinterließen natürlich ihre zehn mehligen Finger auf seinem Rücken ihre Spuren.

Die Mädchen wollten seinen Rock abbürsten. Aber nein! Das durfte um keinen Preis geschehen. Ganz Nykarleby sollte wissen, daß eine Tochter der Stadt ihn umarmt hatte.

Den Rock voller Mehl und die Seele voller Romantik, die sich in der langen Winternacht seit den Tagen seiner Kindheit angesammelt hatte, kehrte Zacharias nach Kuddnäs zurück.

Wirklichkeit

1

Im Sommer 1835 reiste Frau Doktor Topelius mit ihrer Tochter Sofie nach Sonnes, auf das Rittergut des Baron Rosenkampf, und während ihrer Abwesenheit wurde Zacharias zu Lithéns auf Alörn eingeladen.

Heißt es nicht, es sei gefährlich, danach zu streben,

das Glück mehr als einmal in derselben Gestalt zu suchen? Aber diese Gefahr schien es nicht zu geben, wenn es sich um Alörn handelte. Es war noch immer die Insel der Seligen wie einst, und Mathilda war noch immer der sanfte, bezaubernde Genius, der über deren Herrlichkeit wachte.

Ja, Zacharias war, wenn möglich, noch glücklicher als im vergangenen Jahre. Noch stärker als damals hatte er jetzt das Gefühl, am rechten Platz zu sein. Er vertrödelte seine Zeit nicht, während er an den unschuldigen Freuden der Jugend teilnahm. Für die andern war dies alles vielleicht nur ein fröhliches Spiel, für ihn aber nicht. Hier wuchsen seiner Phantasie Schwingen, hier, in dieser blauen Luft spann sie ihn in eine zauberhaft schöne Traumwelt ein. So reich und mannigfaltig und märchenhaft das auch war, er dachte doch keinen Augenblick daran, es niederzuschreiben oder davon zu reden, aber es erfüllte ihn in einsamen Stunden mit höchstem Entzücken.

Heinrich Backman wohnte mit einigen jungen Leuten in diesem Sommer auch auf der Insel, und das Leben war ein einziger Freudenrausch vom Morgen bis zum Abend. Keiner dachte an etwas anderes, als daß er so vergnügt wie möglich sein wolle, alle bemühten sich liebenswürdig zu sein, alle standen unter dem Bann eines Zaubers, der über der Insel lag und ihren Gedanken und Worten einen etwas schwärmerischen, poetischen Anstrich gab.

Eines nur gab es, das in Zacharias manchmal ein leises Gefühl der Bitterkeit hervorrief; die beiden Schwestern Lithén, so zuvorkommend und kameradschaftlich sie sich auch ihm gegenüber benahmen, schienen nie daran zu denken, daß er jetzt siebzehn Jahre alt und schon seit zwei Jahren Student war. Noch immer behandelten sie ihn wie den kleinen Schulkameraden auf Kuddnäs, bestimmten, was er tun und was er nicht tun dürfe, lachten über ihn, wenn er davon sprach, auf die Jagd zu gehen, und hielten es für selbstverständlich, daß er alle ihre Aufträge ausführte und jederzeit ihr gehorsamer Diener war. Nun, was das letzte betraf, stand er ihnen da gerne zu Diensten. Was ihn kränkte, war, daß er

gerade dadurch merkte, wie sehr er in ihren Augen immer noch ein kleiner Junge war.

Ach, Mathilda wenigstens hätte ihn doch besser verstehen müssen! Sie wußte ja, daß er nur für sie lebte, nur für sie atmete. So rein und unschuldig sie auch war, sie mußte doch den Unterschied zwischen den Gefühlen bemerkt haben, die er jetzt für sie hegte, und jener kindlichen Zuneigung, die er vor ihrer Stockholmer Reise für sie empfunden hatte.

Es war an einem Abend zu Ende des Sommers. Man hatte getanzt und sich nach dem Tanze am Strand vor Lithéns Häuschen niedergelassen, um auszuruhen. Der Mondschein bildete eine lange, zitternde Brücke weit hinaus auf das Wasser, und eine leichte Brise hob und senkte die glänzenden Wogen.

Das war ein Augenblick so recht für Poesie, und alle baten und bestürmten Zacharias, irgend etwas vorzutragen, entweder aus Tegnérs „Axel" oder eines von Runebergs Gedichten.

Zacharias besann sich einige Sekunden, dann begann er mit etwas unsicherer Stimme ein Stück zu deklamieren, in dem gebundene Sprache mit ungebundener wechselte.

Das Gedicht schilderte ein Gespräch in einer schönen, stillen Nacht zwischen dem hoch im blauen Äther dahinsegelnden Monde und der bewegten Meereswoge, die in beständiger, wehmutsvoller Klage an den Strand schlug. Alles andere war in dieser Nacht in das tiefste Schweigen versunken. Keine Laute war erklungen, kein Herz hatte laut aufgestöhnt. Wie Gespenster waren die Winde lautlos durch die Wälder gewandert, alle Luftgeister hatten in den Kronen der Bäume geschlummert. Auf Erden hatte Friede geherrscht.

„Warum, o Woge, seufzst du dort in der Tiefe?" fragte plötzlich der Mond. „Warum bist du die einzige Unruhige, Klagende, wo doch die ganze Natur zur Ruhe gegangen ist und nur meine Strahlen in traumhaftem Glanz hin und her weben?"

Und die Woge bat die silberne Königin des Himmels, ihr nicht zu zürnen, weil sie immer klage, sich immer in seufzender Unruhe bewege. Sie könne niemals auf-

hören, sich nach dem strahlenden Himmelsdom zu sehnen, oder darüber zu klagen, daß sie an die rauhe, felsige, dunkle Erdentiefe gebunden sei.

„Traure nicht, du Tochter des Windes und der Tiefe!" erwiderte da der Mond voller Mitleid. „Für kurze Zeit bist du wohl an dieses Ufer gebunden, doch in deinem Busen wohnt eine Macht, die sich befreit und deine Ketten sprengt, wenn die Stunde da ist."

So sprach der Mond, und diese lieblichen Worte versüßten die Sehnsucht der Woge. Freier und friedlicher schlug sie von da an gegen den Strand. Und siehe:

Es kam ein Tag, ein Abend kam, und wieder
Sah still der Mond von seiner Höh' herab,
Um seine weiße Stirne leis und luftig
Weht lichter Silbernebel zarter Schleier.
Und lichter Silbernebel zarter Schleier,
Er war die Woge aufgelöst im Sehnen,
Die vordem einsam in der Welt geklagt."

Nachdem Zacharias geendet hatte, herrschte tiefes Schweigen.

Erst nach einer Weile sagte Rosalie rasch: „Zacharias, von wem ist das? Von dir?"

Zacharias versuchte es zu leugnen, mußte sich aber bald als Verfasser bekennen. Allerdings, er habe das Stück im Frühjahr in Helsingfors gedichtet und nun gedacht, es passe gerade für diesen Abend, sagte er.

„Es ist das Schönste, was du je gedichtet hast," versetzte Rosalie in bestimmtem Tone.

„Man fühlt sich so glücklich, wenn man es hört," bemerkte ein anderes junges Mädchen. „Man fühlt deutlich, daß man eigentlich dort oben seine Heimat hat."

Mathilda sagte zuerst gar nichts; aber nach einer Weile schaute sie Zacharias lange und prüfend an.

„Ich begreife nicht, wo du solche Gedanken hernimmst," sagte sie.

Ihre Stimme verriet eine demütige Bewunderung, und Zacharias fragte sich, ob sie jetzt wohl endlich erkennen werde, daß er ein anderer geworden und nun mehr war, als der kleine bescheidene Spielkamerad von ehemals.

Er beobachtete ihren Gesichtsausdruck genau. Sie

wurde auf einmal sehr ernst, und plötzlich sah er, daß sie weinte.

Alle schauten sie bestürzt an und fragten, ob sie krank sei.

„Ach, es wäre am besten, wenn ich sterben dürfte, solange alles noch so ist wie jetzt!“ stieß sie schluchzend hervor.

„Aber warum denn, liebste Mathilda?“ rief Rosalie.

„Weil ich ganz bestimmt weiß, daß ich noch sehr unglücklich werde.“

Diesem sonst so ruhigen Menschenkind war mit einem Male eine Ahnung aufgegangen, daß der kindliche Junge neben ihr über Kräfte verfügte, die ihn wie auf Schwingen zu Höhen emportragen würden, wohin sie ihm nicht folgen konnte.

Ein paar Tage später war der Sommer auf Allörn zu Ende, und man bestieg die Boote, um in die Stadt zurückzukehren. Beim Abschied von der Insel weinten alle jungen Leute. Sie konnten nicht anders, denn dessen waren sie sicher, das, was sie hier die ganze Herrlichkeit der Romantik hatte genießen lassen, konnte nie mehr zurückkehren.

Liebe, Freiheit, Jugend, Naturschönheit, Zuneigung, Sorglosigkeit — wo sollte sich das alles je wieder so vereinen können?

Nach der Heimkehr gingen sämtliche Besucher von Allörn wieder ihrer gewohnten Beschäftigung nach, nur Zacharias nicht. Er wollte in diesem Herbst einmal daheim studieren. Das Studieren an sich liebte er, und er wollte es um keinen Preis vernachlässigen, aber warum sollte er daheim auf Kuddnäs nicht ebensogut arbeiten können wie in Helsingfors?

Blieb er hier, dann konnte er nach getaner Arbeit ein Leben führen, wie er es liebte, in einer Umgebung, die seine Entwicklung am besten förderte.

2

Demzufolge kehrte Zacharias erst im Januar 1836 nach Helsingfors zurück, aber wenn er an das letzte Halbjahr zurückdachte, geschah es nicht ohne einen kleinen Beigeschmack des Unbehagens.

Sicherlich hatte er jeden Tag eine bestimmte Anzahl von Stunden gearbeitet; aber sobald diese vorbei waren, hatte er seine Bücher auf das Regal geworfen und war zu Lithéns in die Stadt geeilt. Mitunter hatte es ihn in Verlegenheit gesetzt, Abend für Abend bei ihnen zu erscheinen, und dann war er auf der Straße auf und ab gegangen und hatte zu den Fenstern hinaufgeschaut.

So vollständig hingenommen war er von Mathilda gewesen, daß seine Mutter sich darüber ärgerte, ja tatsächlich betrübt war. Da er den ganzen Herbst zu Hause blieb, hatte sie gehofft, sich so recht mit ihm einzuleben. Aber er hatte es daheim bei ihr und seiner Schwester Sofie einfach nicht ausgehalten! Jetzt, hinterher war ihm der Gedanke, daß er ein solcher Sklave seiner Liebe gewesen und sich nicht besser hatte beherrschen können, keineswegs angenehm.

Das Schönste von dem ganzen Herbst waren jene Tage gewesen, wo Mathilda und Rosalie nach Kuddnäs hinausgekommen waren und bei ihnen übernachtet hatten. Da war jene Stimmung aus der Kinderzeit wieder zurückgekehrt. Sie hatten Zacharias' Schulbubenarbeiten durchgelesen, sich an kleine Mißgeschicke aus der Schulzeit erinnert; man fragte eifrig, ob Zacharias wohl noch immer ein wahrer Meister im Kochen von Sirupbonbons sei, und man ersuchte ihn, zu beweisen, daß er diese Kunst noch nicht verlernt habe.

Des Morgens war Zacharias sogar mit dem Auftragebrett erschienen und hatte den Mädchen den Kaffee gebracht. Und es hatte kein Mensch Anstoß daran genommen. Er zählte ja nicht mit.

Gerade dies war kein angenehmes Gefühl. Warum erlaubten ihm die Mädchen so etwas, was nie in Frage gekommen wäre, wenn es sich um Dyhr oder Backman gehandelt hätte? Konnte er ihnen denn niemals beibringen, daß er nicht mehr klein und ungefährlich war?

Und erging es ihm hier in Helsingfors nicht genau so? Auch hier wurde er wie ein Muttersöhnchen behandelt, das den Kinderschuhen noch nicht entwachsen war.

Er besann sich oft darüber, warum er wohl den Leuten so kindlich vorkam. Ach, vielleicht lag es an seinem Äußeren.

Aber wenn auch nicht breit und derb, so war er doch ebenso groß wie die meisten seiner Altersgenossen, und er stand ihnen in körperlicher Gewandtheit nicht nach. Reiten, Fischen, Jagen, Schwimmen, Schlittschuhlaufen bereitete ihm genau so viel Freude wie jedem andern. Er focht, turnte, tanzte. Freilich, er mischte sich nicht gern in Händel, betrank sich selten und lebte solid. Aber das war doch eher ein Beweis von geistiger Reife als von Kindlichkeit.

Trotzdem mußte er eines zugeben: er hatte etwas an sich, das ihn weltfremd machte, und das war es vielleicht, was die andern als Kindlichkeit auffaßten. Er versetzte sich im Geiste gern in eine andere Welt als die, die ihn gerade umgab. In der blauen Luft der Romantik und von ambraduftenden Wolken umhüllt, wollte er leben.

Jetzt fühlte er plötzlich, daß er in dieser Beziehung zu weit gegangen war. Er hatte eine köstliche Zeit erlebt, aber jetzt mußte sie ein Ende haben, jetzt hungerte seine Seele wieder nach Wirklichkeit, nach Prosa und Arbeit, nach Verkehr mit Kameraden. Und eines verlangte sie vor allem: als ein gereifter Mann sollte er auftreten.

Nun ging er dem Kartenspiel nicht mehr absichtlich aus dem Wege, sondern beteiligte sich daran, wenn sich Gelegenheit dazu bot; aber er spielte besonnen, ohne Leidenschaft. Ebenso verhielt er sich den Trinkgelagen der Kameraden gegenüber. Er tat mit, hielt aber Maß.

Als er im Frühjahr wieder heimkam, liebte er Mathilda noch ebenso wie bisher, das wußte er ganz gewiß, aber die neue Richtung in seiner Entwicklung machte sich doch bemerkbar. Die beiden Lithénschen Töchter fanden ihn kühl und sonderbar. Er hatte wirklich nur die Absicht gehabt, ein wenig sicherer aufzutreten, sie aber meinten, die Veränderung bedeute, daß er jetzt für ein Mädchen in Helsingfors schwärmte.

Dabei drehte sich doch all sein Denken um Mathilda, und er fühlte sich tief gekränkt.

In diesem Sommer kam er zu keinem längeren Aufenthalt auf Alörn. Rosenkampfs weilten auf Kuddnäs, und er mußte zu Hause bleiben.

Doch eines Tages ruderte er nach der Insel hinaus und kehrte wie gewöhnlich bei Lithéns ein. Da wimmelte es von jungen Leuten, und am Abend wurde, wie so oft, „drei Mann hoch" gespielt. Aber Zacharias paßte nicht auf und ließ Mathilda von einem andern fangen. Darüber war diese sehr beleidigt und ließ es ihn auch merken.

Jetzt war es Zacharias, der Mathilda sonderbar fand. Er versäumte es, ihr in diesem Sommer an einem Namenstag die gebührende Aufmerksamkeit zu erweisen, und sie war danach höchst ungnädig. Ja, es kam sogar zu einem Auftritt, ehe sie sich wieder versöhnten.

Als er wieder daheim war, sehnte er sich wohl nach Mathilda; aber von da an war er nie mehr ganz sicher, wie es bei dem nächsten Zusammentreffen zwischen ihnen sein würde.

Dies war entsetzlich, aber dann stieg die Ahnung in ihm auf, daß Mathilda, sie, die Königin seines Sommernachtstraumes, die Freudenspenderin des dunkeln Winters, wenn sie in der kalten Beleuchtung der Wirklichkeit stand, doch nicht ganz so war, wie er sie von dem wunderbaren Licht seiner Träume umflossen gesehen hatte.

3

Im Wintersemester 1836 nahm sich Zacharias vor, ein kleineres Examen zu machen, das jeder ablegen mußte, der in den Genuß eines Universitätstipendiums gelangen wollte. Seine Mutter hatte wohl daheim auf Kuddnäs ihr gutes Auskommen, aber es fiel ihr immer schwer, bares Geld anzuschaffen, und sie jammerte darüber, daß Zacharias' Aufenthalt in Helsingfors schon ihr ganzes väterliches Erbe verschlungen hatte. Sie meinte, es würde nichts schaden, wenn er ihr einen Teil der Sorgen durch die Erlangung eines ordentlichen Sti=

6*

pendiums abnähme. Nun ja, das Examen, das dazu nötig war, glaubte Zacharias ohne größere Schwierigkeiten bestehen zu können.

Er war jetzt schon drei Jahre auf der Universität und hatte es an Fleiß und emsigem Studium wahrlich nicht fehlen lassen. Sechs, sieben, ja sogar acht Stunden verbrachte er täglich bei den Büchern; daran hielt er streng fest, und wenn er an einem Tag diese Stundenzahl nicht erreichte, wurde sie am nächsten eingeholt.

Schlag sieben Uhr stand er auf, genau wie einstmals, als er noch bei Runebergs wohnte, um neun Uhr frühstückte er, um halb zwei Uhr ging er fort, um bei Baron Rosenkampfs zu Mittag zu essen, was er, seitdem der Baron die Schwester seiner Mutter geheiratet hatte, immer durfte. Nach Tisch blieb er noch ein Weilchen dort, um mit der Tante zu plaudern, und gegen vier Uhr kehrte er zu seiner Arbeit zurück. Am Abend wurde ein Spaziergang gemacht, wenn er nicht eingeladen war. Schlag neun Uhr aß er zu Abend, und um halb elf ging er dann zu Bett.

Das war ein langer Arbeitstag; aber Zacharias brauchte auch viel Zeit, da er außer seinen Studien auch sein Tagebuch weiterführte, sich mit Charakterstudien und seinem kleinen Gedichtbüchlein beschäftigte, Romane las, zeichnete und Klavier spielte, sich im Fechten und Turnen übte, in ein paar Gesangvereinen Mitglied und oft genug bei Rosenkampfs zu Gesellschaften eingeladen war, sowie ins Theater und zu Volksversammlungen ging.

Was die eigentlichen Studien betrifft, so hatte er sich genau wie in der Schule gleich auf die verschiedensten Fächer verlegt, obwohl er natürlich auch jetzt noch dem Lateinischen die meiste Zeit widmete.

Er schrieb für Runeberg Latein, besuchte das Seminar des außerordentlichen Professors Gyldin, hörte die Vorlesungen des glänzenden Redners, Professor Linsen, sowohl dessen Sondervorlesungen als auch die öffentlichen, und studierte außerdem auf eigene Faust den Ovid, Cicero, Seneca, einen nach dem andern. Auch an den lateinischen Wortgefechten beteiligte er sich, die in der Österbottnischen Abteilung vorgeschrieben waren, sowie an den öffentlichen in der Universität.

Ziemlich viel Zeit widmete er außerdem dem Griechischen. Auch in diesem Fach hörte er Sondervorlesungen und arbeitete sich durch die ganze Iliade hindurch. Ja, nachdem er sie unter der Anleitung des Professors durchgenommen hatte, begann er sie noch einmal auf eigene Faust zu lesen, um sich diese gewaltige Dichtung völlig anzueignen.

Neben diesen zwei Hauptfächern aber hatte er als zukünftiger Arzt unter Bonsdorffs Leitung mit großem Eifer im Laboratorium zu arbeiten angefangen, und bei Professor Sahlberg Botanik und Zoologie belegt.

Außerdem hatte er in diesen Jahren auch noch Zeit gefunden, Professor Tengström über Philosophie, Blomquist über Literaturgeschichte und Hällström über Physik zu hören, und ganz sicherlich hatte er eine Vorlesung des ausgezeichneten Historikers Professor Rein nur im seltensten Falle versäumt. Obwohl er sich sagen mußte, daß für einen künftigen Arzt größere geschichtliche Kenntnisse nicht nötig seien, konnte er nicht leugnen, daß diese Vorlesungen eine weit stärkere Anziehungskraft auf ihn ausübten, als alle andern. Ganz von Anfang an hatte er sich bestimmt vorgenommen, von Professor Rein cum laude im Examen zu bekommen.

Aber alle diese Fächer hatte Zacharias eigentlich sozusagen mehr um ihrer selbst willen studiert, als im Hinblick auf ein Examen. Die lateinische Grammatik freilich, sie entlockte ihm ab und zu ein spöttisches Lächeln, und doch, wie nützlich war ihm andererseits diese Sprache durch die Selbstzucht, der er sich dabei fortgesetzt unterwarf! Die klaren Regeln ihrer Stilistik wendete er auf die schwedische Sprache an, die Tugenden der herrischen Römer bestärkten ihn in seinem Streben, sich selbst zu überwinden, die Wortgefechte verhalfen ihm dazu, sich an ein sicheres öffentliches Auftreten zu gewöhnen, und die klassische Literatur diente ihm als glänzendes Vorbild in ästhetischer Beziehung.

Ebenso hatte er Geschichte und Naturkunde um ihrer selbst willen betrieben. Erstere gab seiner Phantasie Nahrung, letztere, von der er in der Schule nie etwas gehört hatte, eröffnete ihm neue Welten. Er warf sich auf sie mit derselben Wißbegier wie einst in Uleåborg auf das

Romanlesen, als ihm dieses einen Einblick in die Schicksale und Ereignisse des menschlichen Lebens gab.

Jetzt aber handelte es sich plötzlich um etwas anderes. Er mußte nicht nur in seinen Lieblingsfächern, sondern auch im Französischen und Deutschen, in Geometrie, Arithmetik und Logik ein Examen machen, kurzum, in lauter Fächern, die er bisher nur oberflächlich studiert hatte.

Je näher das Examen heranrückte, desto unruhiger wurde Zacharias. Mit einem Male war es ihm klar geworden, daß er sich auf etwas sehr Schwieriges eingelassen hatte. Die Fächer, die er beherrschte, hatte er nicht so studiert, um mit ihnen bei einem Examen Lorbeeren zu ernten, und die, mit denen er sich nur flüchtig beschäftigt hatte, waren keineswegs so einfach, daß er das Versäumte in ein paar Wochen hätte nachholen können.

Jedoch er wollte nicht nachgeben, und so nahm er sich vor, von morgens drei Uhr bis Mitternacht zu studieren. Aber trotzdem richtete das Examenfieber in seinem armen Körper große Verheerungen an, und er fragte sich manchmal, ob er nicht krank sei.

Am Tag vor der ersten Vorprüfung gedachte er natürlich noch jede Minute auf sein Studium zu verwenden, aber gerade da meldete sich Hauptmann Thuneberg mit seiner Frau, Blanks einstige Herrschaft, zu Besuch an. Und Zacharias, der beiden für gar manche Einladung an Sonntagen zu Dank verpflichtet war, mußte selbstverständlich dem Freunde helfen, eine gute Bewirtung herbeizuschaffen und die Gäste zu unterhalten.

Erst nachdem diese am Abend abgereist waren, konnte Zacharias an sein Studium gehen und blieb bis halb ein Uhr auf. Dann warf er sich mit seinen Kleidern aufs Bett und schlief bis drei Uhr, stand wieder auf, um Euklid zu lesen, bis es Zeit war, zur Vorprüfung zu gehen.

Einen solchen Tag hatte er noch nie erlebt. Von neun bis ein Uhr wurde er von einem ekligen Examinator im Französischen geprüft. Er war übernächtig, zu Tode erschöpft, fieberte und konnte sich nicht zusammennehmen, sondern fühlte, daß er unsichere Antworten gab; ach, es ging gewiß alles schief! In der Mittagspause, wo er sich

hätte ausruhen sollen, las er einen Brief, der soeben von Kuddnäs gekommen war.

Zacharias' Mutter schrieb höchst besorgt wegen seines Examens. Sie habe geträumt, er sei ganz empört zu ihr gekommen und habe erzählt, die Herren Professoren hätten ihm nur einen Reichstaler als Stipendium gegeben.

Zacharias wünschte, er hätte sich nicht die Zeit genommen, den Brief zu lesen. In der gedrückten Stimmung, in der er sich ohnehin befand, hielt er die Worte der Mutter für eine Prophezeiung, daß er durchfallen werde. Als er Schlag drei Uhr zur Vorprüfung in Arithmetik und Geometrie erschien, fühlte er sich tatsächlich elend, und so fragte er, ob er nicht an einem andern Tag geprüft werden könnte. Aber der Professor schlug ihm seine Bitte ab, und er mußte bis neun Uhr abends aushalten.

Auch die übrigen Tage waren heiß genug, doch keiner so heiß wie dieser. Bei dem Geschichtsprofessor Rein ging es sogar ausgezeichnet.

Bis zum öffentlichen Examen hatte Zacharias seine Ruhe wieder erlangt, und nun ließ er sich von keinem der Examinatoren aus der Fassung bringen. Aber das Ergebnis war bescheiden genug. Er bekam eine niedere Nummer im Zeugnis und das kleinste Stipendium, das die Universität zu vergeben hatte: elf Reichstaler, fünf Schilling und vier Heller!

Es läßt sich denken, wie wenig das dem jungen Herrn behagte! In der Schule war er stets der Erste gewesen, mit fünfzehn Jahren hatte er ein gutes Abiturium gemacht und von einem Manne wie Runeberg recht gute Zeugnisse erhalten. In der Heimat war er wiederholt als Dichter für Namenstage und als Zeitungschreiber aufgetreten, und er stand in dem Rufe, hervorragend begabt zu sein. Und hier an der Universität konnte er mit knapper Not ein einfaches Stipendiatsexamen ablegen!

War er geistig zurückgegangen? Eignete er sich doch nicht zu einem studierten Berufe?

Wohl versuchte er sich damit zu trösten, daß das im Grunde genommen eine Kleinigkeit sei. Er war ja nicht durchgefallen. Worüber grämte er sich eigentlich?

Nein, er war nicht vom Examen zurückgewiesen wor-

den, aber sein Selbstbewußtsein hatte einen kräftigen Stoß erhalten. Jetzt hieß es, den Kelch gekränkter Eigenliebe zu leeren! Das war ihm neu — er schmeckte sehr bitter.

Doch mitten in seiner großen Trostlosigkeit kam ihm plötzlich ein neuer Gedanke; vielleicht hatte dies alles doch auch sein Gutes. Vielleicht bewahrte es ihn davor, das wirkliche Examen nicht zu bestehen. Wenn er sich die jetzt empfangene Lehre wirklich zu Herzen nahm, konnte sie ihn höchst segensreich aufrütteln.

In den letzten Jahren hatte sich all sein Denken um Mathilda gedreht. Um in ihrer Nähe zu sein, war er im vergangenen Herbst zu Hause geblieben. Auf diese Weise aber durfte man nicht studieren, wenn man vorwärtskommen wollte. Gab er diese Kindereien nicht auf, dann mußte er sich damit begnügen, ein Kleinstadtgenie zu werden.

Mathilda lieben! Gewiß, das durfte er, dagegen war nichts einzuwenden, aber er wollte Herr über seine Liebe sein. Sie durfte ihm kein Hemmschuh werden.

Mit diesen Gedanken reiste Zacharias heim, und das war der Grund, warum seine Weihnachtsferien anders verliefen als frühere. Gewiß, er ging an einem Sonntag um elf Uhr zu Lithéns und blieb bis neun Uhr abends dort. Er fühlte sich da wohl wie immer. Da konnte er natürlich sein, alle Altklugheit abstreifen. Bei diesen guten Menschen wurde er selber besser und zufriedener mit sich selbst.

Aber bald begann er auch in Nykarleby ein Junggesellenleben zu führen. Am Neujahrstag spielte er sogar bis drei Uhr nachts bei Dyhr Karten. Mathilda fand das entsetzlich und machte ihm deshalb Vorwürfe. Aber er besserte sich nicht, sondern zeigte seine Selbständigkeit dadurch, daß er kurz darauf einen Junggesellenabend mitmachte, der bis sechs Uhr morgens dauerte. Danach währte es mehrere Tage, bis Mathilda sich besänftigen ließ.

Als Zacharias nach dem Sommersemester 1837 zurückkehrte, war seine Jugendliebe auf ganz merkwürdige Weise erloschen, verschwunden, einfach aus seinem Herzen weggewischt. Wohl hatte er Mathilda gern; aber eins konnte er sich nicht verhehlen, sie kam ihm jetzt etwas

unbedeutend vor, sie war rückständig. Er war ihr entwachsen.

Der ganze Lustgarten von Alörn war verwelkt. Die Rosen waren verschwunden, in ihm und um ihn her war es öde und kalt. Der Sommer war da, aber er konnte nicht die kleinste Knospe zum Leben erwecken. Die Insel der Seligen, die Romantik, war im Meer versunken.

Lyrik

1

Schwester Sofie hatte eine gute Freundin, namens Emilie Lindquist. Diese war ziemlich musikalisch und kam öfters nach Kuddnäs hinaus, um mit Sofie, die ihr Klavier auch sehr liebte, vierhändig zu spielen. Emilie war ein liebes, braves kleines Mädchen, aber sie war vier Jahre jünger als Zacharias, und er hatte sie bisher ganz und gar nicht beachtet. Ihr Vater, Isak Lindquist, war Kaufmann in Nykarleby, er galt für vermögend, und Zacharias hatte seine Mutter lange in Verdacht gehabt, daß sie nichts dagegen haben würde, wenn er sich in die Tochter verliebte; aber er hatte keineswegs die Absicht, ihr diesen Gefallen zu tun.

Im Sommer 1836, als die Verstimmungen zwischen ihm und Mathilda ihren Anfang nahmen, war er mit der kleinen Emilie in einer Gesellschaft zusammengetroffen und hatte zu seinem Vergnügen nachher ein Rätsel über sie verfaßt.

Es singt ein Vöglein im grünen Gezweig,
Im Lindengezweig*):
„Ich bin ein Vogel gar anmutsreich,
Kann beides, spielen und singen!

Noch weiß ich nicht, wer mein Herz besiegt,
Mein Herz besiegt,
Ob draußen in Hain und Feld*) er fliegt
Dem fernen Walde entgegen!"

*) Es handelt sich hier um ein Wortspiel zwischen den beiden Namen Lindequist = Lindenzweig, und Lundmark = Hain, Feld.

Aber es lag durchaus nicht in seiner Absicht, den schönen kleinen Singvogel selbst einzufangen, er hielt im Gegenteil den Kadetten Emil Lundmark für den zukünftigen Vogelfänger, da dieser bis über die Ohren in die Vierzehnjährige verliebt war.

Die kleinen Mädchen von Nykarleby hatten indes ein wunderbares Talent, sich verblüffend schnell zu entwickeln. Man verließ sie in dem einen Jahr als halbaufgesprungene Knospen, und wenn der nächste Sommer kam, traten sie einem als vollerblühte Rosen entgegen. Als Zacharias nach Kuddnäs zurückkehrte, um die Sommerferien des Jahres 1837 da zu verleben, war Emilie fünfzehn Jahre alt und so schön geworden, daß er staunte. Sie hatte jetzt eine hohe, schlanke Figur, eine ungezwungene Haltung und die zarteste Haut, die hübschesten Züge, die schönsten Augen, die man sich denken konnte. Dazu hatte sich auch ihr musikalisches Talent stark entwickelt; jetzt konnte sie in das, was sie spielte, Gefühl und Ausdruck hineinlegen, und das war in Zacharias' Augen nicht ihr geringstes Verdienst.

Fürwahr, dies war kein schnippisches kleines Mädchen mehr, das kein Mensch beachtete!

Alle jungen Herren in Nykarleby, der unwiderstehliche Heinrich Backman an der Spitze, hatten sich plötzlich in Emilie Lindquist verliebt, genau so, wie sie sich in jenem Sommer, wo Mathilda Lithén aus Stockholm zurückgekehrt war, alle auf einmal in diese verliebt hatten. Und Zacharias, dessen Herz in diesem Jahr seine Sonne verloren hatte, fragte sich, ob Emilie nicht wenigstens ein kleiner Stern in dieser Finsternis für ihn werden könnte.

Jetzt, wo die Liebe aus seinem Leben verschwunden war, vermißte er sie. Solange er Mathilda geliebt, hatte überströmendes Leben in seiner Seele geherrscht, jetzt war da nur Leere und Schweigen.

In diesem Sommer verfaßte Zacharias ein Gedicht, in dem er schilderte, wie still es in einer Sommernacht im Walde sein kann. Die Drossel schläft, die Eule schläft, der Bär, der Wolf und der Adler sind zur Ruhe gegangen, der Wind selbst ist eingeschlummert. Mond und Sterne scheinen nicht bis in die Tiefe des Waldes hinein, er ist

verlassen, einsam, düster. Zum Schlusse sagte Zacharias, genau so sei es ihm auch ergangen: das reißende Tier in ihm, das ungestüme Verlangen, sei eingeschlummert, aber leider damit auch das beste, was er in seinem Innern sein eigen genannt, sein Glauben, seine Hoffnung, seine Liebe.

Und von diesem Kirchhofsfrieden weg sehnte er sich zurück, sehnte er sich nach Sturm und Aufregung, nach Angst und Zweifel, nach alledem, was in seiner Seele schaffende Kräfte erweckte.

Lithéns waren in diesem Jahre verreist, und ihr Häuschen auf Alörn stand leer. Aber Lindquists hatten auch ein Sommerhaus auf der Insel, und als Zacharias eines Tages mit ein paar Studenten nach der Insel hinüber ruderte, kehrten sie bei Lindquists ein.

Jetzt war es Emilie, die von Zacharias Blumen erhielt, für sie pflückte er Beeren, mit ihr lief er in den Gesellschaftsspielen um die Wette, mit ihr ging er am Strande spazieren und bewunderte das Glitzern des Mondes auf den Wogenkämmen.

Er war überrascht, wie alles sich auf diese Weise wiederholen, wie es sich ähnlich und doch so ganz anders sein konnte. Er wußte ja noch nicht einmal, ob er Emilie wirklich liebte.

Ein paar Tage, bevor er wieder in Helsingfors sein mußte, kehrten Lithéns zurück. Und noch einmal sagte Mathilda zu ihm, er sei so sonderbar. Da verstand er plötzlich, was sie meinte. Sie dachte, er sei kalt gegen sie, weil er eine andere liebe, und diesmal konnte er ihre Anklage nicht empört zurückweisen. Im Gegenteil, jetzt wunderte er sich über ihre Scharfsichtigkeit! Er hatte ja gemeint, er habe sich ihr gegenüber ganz wie sonst benommen.

Nun lebte er in der größten Ungewißheit in Beziehung auf sein Verhältnis zu Mathilda. Sie waren nie verlobt gewesen, hatten weder Ringe gewechselt noch sich Treue geschworen, es gab nichts, das sie hätten brechen oder auflösen müssen. Und mitunter wußte Zacharias nicht einmal, ob es ganz aus war. Mitunter glaubte er, er liebe sie immer noch. Aber eines wußte er bestimmt: er hatte vollkommen aufgehört, sie anzudichten.

Hingegen hatte er versucht, Emilie zu besingen. Und dazu hatte er das kleine Rätsel vom letzten Sommer hervorgeholt und es umgeformt:

Es singt ein Vöglein im Lindengezweig,
Im Lindengezweig:
„Ich bin ein Vogel an Anmut reich
Und kann auch spielen und singen!

Es zog mein Liebster so weit von hier,
So weit von hier,
In Hain und Feld ist er fern von mir,
Nun flieht er hinaus zum Walde!"

Der Engel Gottes in Seelenruh,
In Seelenruh,
Er saß auf der Wolke und hörte zu
Und sang ganz leise am Abend:

„Du kleiner Vogel im Lindengezweig,
Im Lindengezweig,
Gott wird dich machen an Liebe reich,
So gewiß du kannst spielen und singen!"

Noch singet der Vogel — aus ist die Geschicht,
Aus ist die Geschicht!
Ob der Liebste gekommen, — ich weiß es nicht,
So wenig wie der Engel.

Dies Gedicht nannte Zacharias das „Lied des Vögleins". Es war ja nichts Besonderes, nur ein wenig Vogelgezwitscher. Aber für ihn hatte dieses wenige einen besonderen Reiz. Er liebte das Lied, weil Emilie an vier Stellen darin vorkam, er glaubte sie selbst spielen und singen zu hören, wenn er von Vogelgesang sprach, außerdem hatte er in dem auf und ab steigenden Rhythmus etwas von Emilie Lindquists bezauberndem Wesen wiedergegeben.

Vielleicht war es doch die Liebe, die ihm dieses Lied so süß erscheinen ließ, wenn er es in einsamen Stunden leise vor sich hinsummte.

2

Am sechsten November des Jahres 1837 waren eine Menge Studenten in den Räumen der Österbottnischen Abteilung versammelt, das heißt in einem finstern Saal und einer ebensolchen Kammer, in jenem Teil von Hel-

singfors, der auf der steinigen Einöde südlich von den älteren Stadtteilen entstanden war und deshalb Neustadt genannt wurde. Auch der junge Zacharias saß unter den andern und wartete wie sie auf das Erscheinen des Vorstandes, von dem sie erfahren sollten, warum die Abteilung zusammenberufen worden war.

Rings um Zacharias her saßen halsstarrige, selbständige junge Männer, die alle überzeugt waren, daß es auf der weiten Welt nichts Besseres gebe, als ein finnischer Student des Österbottnischen Volkes zu sein. Diese Abteilung glaubte nämlich unter den acht Nationen der Universität diejenige zu sein, aus der die meisten großen und berühmten Männer des Landes hervorgegangen waren, und darin wurde sie noch bestärkt, weil Porthan, Franzén und nun zuletzt auch Runeberg ihrem Kreise entstammten. Dieser Ahnenstolz hatte die Österbottninger zu einer Studentenaristokratie gemacht, der ihre Ehre über alles ging, und die es fast unter ihrer Würde hielt, mit Karelaren und Savolaxaren zu verkehren.

Diese jungen Notabilitäten, die sich ihrer Überlegenheit so bewußt waren, daß sie meinten, sie brauchten mit keiner der Behörden viel Umstände zu machen, selbst aber nicht die geringste Zurechtweisung ertrugen, zeichneten sich indes keineswegs durch irgendeine Verschwendung in Kleidern oder in ihrer Lebensführung aus. Unnötige Ausgaben kamen in dieser Zeit kaum in Frage, wo ein langes Sommersemester in der Regel hundert Reichstaler Banko kostete, eine Summe, die damals bittere Klagen über die teure Zeit hervorrief, weil die Väter der jetzigen Studenten für ihr Semester in Åbo nur den dritten Teil davon und die vorhergehende Generation gar nur eine Tonne Getreide, einen Kübel Butter und ein paar Reichstaler gebraucht hatten. Einen kleinen Zug zur Vornehmheit konnte man aber doch unter den Anwesenden bemerken, indem die ehrenwerten, kunstvoll von dem Dorfschneider daheim im Vaterhause zugeschnittenen Friesröcke, die sicherlich noch ohne Nachteil für die akademische Würde hätten getragen werden können, doch größtenteils von Uniformröcken und Überziehern von dem Schneidermeister Palmquist in Helsingfors verdrängt worden waren. Die großen, derben Stie-

fel hatten bei den meisten einem feineren Schuhwerk aus den Fabriken von Nordin und Hamelius weichen müssen. Handschuhe wurden noch für eine unnötige Verschwendung gehalten, während Stöcke von einer feineren Art als die Knotenstöcke vom Lande schon bekannt waren, ihren Trägern aber den Spitznamen Bohnenstangen und spanische Reiter eintrugen.

Zacharias hatte an diesem Tag ein merkwürdiges Gefühl, die Ahnung eines bevorstehenden Unglücks. Als er sich in dem Kreise der Kameraden umsah, die so sorglos und selbstbewußt in den Räumen der Abteilung saßen, empfand er fast etwas wie Mitleid. Am liebsten hätte er seine Stimme erhoben und ihnen eine Warnung zugerufen.

Aber wovor? Er wußte es ja tatsächlich selbst nicht und konnte sich nicht erklären, warum seine Gedanken eine so wehmütige Richtung einschlugen.

Plötzlich fiel ihm die erste Semesterfeier ein, die er in der Abteilung mitgemacht hatte. Auch damals war es November gewesen, aber sonst war doch alles ganz anders gewesen. Keine dumpfe, gedrückte Stimmung, sondern Freude, Zuversicht, Begeisterung. Der Rector magnificus Melartin und andere Ehrengäste, in erster Linie Runeberg, hatten sich zu der Jugend gesellt und fröhlich mit ihr verkehrt.

Snellman war der Festredner gewesen, und er hatte von dem Nutzen der Nationalitäteneinteilung an der Universität gesprochen. Ausdrücklich hatte er betont, daß diese Einrichtung nicht den Zweck habe, die Studentenschaft zu spalten, um sie leichter im Zaume zu halten, sondern damit die Studenten in diesen verschiedenen Abteilungen etwas hätten, das ihnen das Elternhaus ersetze, eine Einrichtung, die aufmerksam und liebevoll ihren Wandel überwachen, ihnen in der Not beistehen könne, und bei denen, die aus derselben Gegend stammten, das Gefühl erwecke, einer großen, gemeinsamen Familie anzugehören.

Jeder hatte gewußt, warum Snellman gerade dieses Thema gewählt hatte. Er hatte den anwesenden Autoritäten der Universität diese Abteilung besonders ans Herz legen wollen. Und er hatte seine Sache sehr gut

gemacht, alle hatten seine Klugheit und seinen Takt bewundern müssen.

Aber was jenen Abend unvergeßlich gemacht hatte, war die Überreichung von Franzéns Bild an die Abteilung gewesen. Lille hatte Verse vorgetragen, Franzéns Studentenlied war verteilt worden, und zuletzt hatte sich der Rektor erhoben und ein paar begeisterte Worte über den großen Dichter und edlen Menschen gesprochen, der einstmals sein Lehrer gewesen war. Da hatten die Herzen der ganzen Jünglingschar rascher geschlagen, und alle hatten eine unbeschreibliche Freude darüber empfunden, daß dieser große Mann ein Finne, daß er gerade aus ihrem Kreise hervorgegangen war.

Damals hatte Zacharias zum ersten Male jene Erhebung, jenes Gefühl von Freiheit und Macht gefühlt, die der Seele in dem Augenblick vollständigen Einklangs mit einer begeisterten Umgebung Schwingen verleiht.

Zacharias fluchte halblaut ein wenig vor sich hin, als diese Gedanken auf ihn einstürmten. Verstanden diese Menschen hier, die die Macht hatten, denn nicht, wie nötig der Jugend derartige Augenblicke waren?

Er schaute sich in dem Kreise der Kameraden um und dachte daran, wie ihrer aller Leben sich wohl gestalten würde, wenn sie auf die eine oder andere Weise ihre Abteilung verlören? Was hätte ihnen Helsingfors noch zu bieten? Gewiß, es gab das Gasthaus der schwedischen Mamsell Wahllund am Senatsplatz und noch ein paar andere, wo es einigermaßen gemütlich war, aber wie hätten arme junge Studenten diese teuern Orte Tag für Tag aufsuchen können? Diese Studenten nahmen ihre Mahlzeiten für gewöhnlich in ehrbaren Speisehäusern ein, bei dem Bürger Petrells und Frau Christen, wo man außerordentlich billig aß und Beefsteaks und Mannagrütze in Portionen erhielt, die den Hunger eines Riesen hätten stillen können. Selten nur aß ein Student mehr als sein Mittagessen außer dem Hause, das Frühstück und das Abendessen bereiteten sie sich meist daheim mit Hilfe der Aufwärterin. Die vier Schweizer Konditoreien waren wohl auch da, aber sonst nur noch Wirtskeller und Spelunken.

Aufrecht und keck saßen die andern Studenten um Za=

charias her, keiner von ihnen schien zu fühlen, daß die Luft ringsumher voller Gefahr und Unsicherheit war. Alle miteinander glaubten fest, sie könnten sich als Österbottninger erlauben, was sie wollten, und die Behörden und Schutzleute seien nur dazu da, damit sie jemand hätten, den sie ärgern könnten.

Zacharias war ein gerechter junger Mann; jawohl, die akademischen Behörden hatten wahrlich Gründe genug, mit seinen Landsleuten unzufrieden zu sein, das mußte er ohne weiteres zugeben.

Schon verschiedene Male hatte eine Anzahl Studenten Punsch getrunken und dann auf der Galerie des Theaters Unfug getrieben. Und wer hatte an der Spitze dieses Unfugs gestanden? Die Österbottninger natürlich.

Wenn ein Professor nach Ansicht der Studenten eine Katzenmusik verdient hatte, wer übernahm in erster Linie die Ausführung? Unnötige Frage: immer die Österbottninger. Wenn der Vizekanzler oder der Rector magnificus einmal zu weit gegangen war, wer war sofort bei der Hand, für die Rechte und Freiheiten der Studentenschaft nachdrücklich einzutreten?

Immer die Österbottninger, dessen konnte man ohne weiteres sicher sein.

Wenn eine Schar Studenten trotz strengen Verbotes in einer Winternacht singend durch Helsingfors' Straßen zog, wenn die Schutzleute auf ihrer Runde von ein paar Nachtwanderern überredet wurden, ihnen ihre Pferde zu einem Ritt durch die Stadt zu leihen, so konnte man darauf schwören, daß Österbottninger daran beteiligt waren.

Und so war es wohl gar nicht verwunderlich, wenn der Rektor und das Konsistorium die Österbottnische Abteilung etwas weniger selbstbewußt, weniger unbequem zu machen gedachten. Vor sechs bis sieben Jahren hatten sie den Beschluß gefaßt, die Abteilung in zwei Teile zu spalten. Dieser Beschluß war jedoch nicht in Kraft getreten. Und die Österbottninger hatten das Versprechen erhalten, nicht geteilt zu werden, solange ihr jetziger Vorstand, Professor Hällström, noch im Amte sei.

Daß der Beschluß einer Spaltung eine ungeheure Em=

pörung hervorgerufen hatte, war nur zu verständlich. Wie hätte man sich auch gutwillig darein finden sollen, statt der größten Universitätsnation von nun an nur zwei mittelgroße Abteilungen zu bilden, ebenso ohnmächtig wie alle andern? Wenn eine solche Gewalttat begangen wurde, kam sicher kein einziger österbottnischer Student mehr zu einer Abteilungsversammlung. Und was sollte dann aus ihnen werden?

So bescheiden das Leben dieser jungen Leute auch war, so bot es ihnen doch genug Gelegenheit, auf Abwege zu geraten. Nur wenige verstanden es, richtig Maß zu halten. Der eine Student saß den ganzen Tag wie festgenagelt über seinen Büchern und lebte wie ein Häusler, einen andern fand man immer bei den Billardkugeln, Zacharias hatte sagen hören, in einer einzigen Kleinstadt, die elf verheißungsvolle Jünglinge auf die Universität geschickt hatte, könne man acht aufzählen, die dem gänzlichen Untergang, sozusagen im Galopp entgegengeritten seien.

Wenn aber die Abteilung nicht bestanden hätte, wären wohl alle elf diesen Weg gegangen. Die Herren im Konsistorium sollten es sich wohl überlegen, ehe sie die Abteilung auflösten. Sie war doch der einzige Ort, wo die Bücherwürmer mit dem Leben etwas vertrauter gemacht und den Tanzmeistern Zügel angelegt werden konnten.

Ein paarmal war Zacharias dabei gewesen, die schwärzesten Schafe aus der Abteilung zu entfernen, damit sie unerfahrene Neulinge nicht ins Verderben locken könnten.

Während der Zeit, in der Zacharias der Abteilung angehörte, war Nervander der eigentliche Chargierte gewesen; da er sich aber im Ausland aufhielt, war ein Stellvertreter für ihn ernannt worden. Snellman hatte das Amt mehrere Jahre versehen und sich wirklich große Verdienste um die Abteilung erworben. Er hatte Diskussionsübungen eingeführt, die sowohl in schwedischer als auch in lateinischer Sprache gehalten wurden, einen Gesangverein gegründet und mit der Herausgabe einer besonderen handschriftlichen Zeitung der Nation begonnen. Die Zusammenkünfte, die zweimal wöchentlich stattfan-

den, waren gut besucht; ja, das war damals eine Blütezeit der Abteilung gewesen.

Das Schönste von allem aber waren doch die großen Semesterfeiern im November und im Februar gewesen. An sie knüpften sich für Zacharias viele herrliche Erinnerungen. Runeberg war immer anwesend gewesen, und immer war er im Laufe des Abends besonders gefeiert und geehrt worden. Bei einer solchen Feier hatte Zacharias zum erstenmal Runebergs herrliche Gedichte „Der Schwan" und „Die Quelle" singen hören. Da hatte er begeisterten Reden über den großen Porthan und andere Landsleute beigewohnt, die der Landsmannschaft und Finnland zur besonderen Ehre gereicht hatten. Bei einem solchen Feste hatte der schroffe Snellman Verse über die Heimat vorgetragen, bei einem andern war Stenbäks schönes Bruderlied von den Gesangvereinen gesungen worden. Und bei einer solchen Veranstaltung hatte auch Runeberg, „Finnlands Ehre, der Stolz der Universität und die Leuchte der Österbottninger", mit ihm, seinem früheren Schüler, Brüderschaft getrunken.

Aber im Frühjahr 1836 kam Nervander heim und übernahm sein Amt wieder. Und da merkte man vom ersten Augenblick an, daß er während seiner Abwesenheit verlernt hatte, seine unbequemen Untertanen richtig zu behandeln. Die Studenten glaubten eine gewisse Herrschsucht an ihm wahrzunehmen, und sofort blieben sie den wöchentlichen Zusammenkünften fern. Nervander wurde ärgerlich, klagte über mangelndes Interesse und machte auf diese Weise das Übel noch größer. Und schließlich, es war erst einen Monat her, war er der Sache überdrüssig geworden und hatte seinen Abschied genommen.

Und jetzt hatte der Vorstand die Österbottninger zu einer Versammlung einberufen. Eigentlich konnte es sich ja um gar nichts anderes handeln, als um die Wahl eines neuen Chargierten. Und die Wahl würde natürlich auf Snellman fallen. Dadurch kam die Abteilung in gute Hände, würden glückliche Zeiten wiederkehren. Zacharias hörte recht gut, alle um ihn her waren dieser Meinung, nicht einer hatte auch nur die leiseste Angst. Nur ihn quälten diese sonderbaren Ahnungen eines Unglücks.

Endlich erschien der Vorstand, setzte sich an einen der runden Tische, griff nach dem Hammer und gebot Ruhe.

Kurz und bündig teilte er den Österbottningern mit, daß er die Vorstandschaft niedergelegt habe. Der Rektor und das Konsistorium wünschten die Abteilung jetzt in zwei kleinere zu spalten, und da sein Bleiben das einzige Hindernis gewesen sei, habe er sich zu diesem Entgegenkommen entschlossen.

Hierauf begann er ohne weiteres zu dem Aufruf der Namen überzugehen, um festzustellen, welcher von den neuen Abteilungen, der nördlichen oder der südlichen, die Anwesenden zugeteilt werden müßten.

Zacharias schaute sich um. Da saßen sie nun, die halsstarrigen, schnell aufbrausenden Österbottninger, höchst betroffen von der überraschenden Entscheidung, stumm, ohne im Augenblick zu wissen, was sie tun sollten. Kein einziger stand auf, um Einspruch zu erheben. Die Röte des Zornes brannte wohl auf ihren Wangen, aber auch nicht einer stieß eine Verwünschung aus.

Keiner von ihnen hatte eine Ahnung davon gehabt, keiner konnte sich jetzt rasch etwas ausdenken, um das Unerhörte zu verhindern. Keiner schleuderte dem Vorstand das Wort Verräter mitten ins Gesicht!

Was für eine Erniedrigung war es, daß sie sehen mußten, wie dieser einst so hochgeehrte Mann sich dazu hergab, den Auftrag der Machthabenden auszuführen! Wie litten alle unter ihrer Ohnmacht, unter der Unmöglichkeit, Widerstand zu leisten! So muß es der Besatzung einer Festung zumute sein, wenn sie infolge des Verrats ihres Befehlshabers dem Feinde die Waffen abliefern muß.

Ja, so war das Leben in einem Lande, wo die Tyrannei das Ruder führte!

Diese Abteilung war in einem geknechteten Land die einzige Vereinigung, wo man noch selbständig zu denken wagte, und deshalb sollte sie unschädlich gemacht werden. Diese Österbottninger waren durch ihre Stärke, ihr Zusammenhalten noch mächtig; so etwas durfte natürlich nicht geduldet werden.

In Zacharias' Gehirn verdrängte ein Gedanke den andern. Er wußte, was einer von ihnen hätte sagen müssen,

7*

jetzt, wie so oft schon, war er klüger als die Menschen um ihn her. Zorn und ein glühendes Verlangen nach Freiheit erfüllten ihn, er meinte, er müsse aufstehen und seinem Herzen Luft machen, damit die österbottnische Abteilung wenigstens in Ehren falle. Aber die Worte wollten ihm nicht über die Lippen. So sehr es auch in ihm kochte, er konnte nicht aussprechen, was er fühlte und dachte.

Auch er blieb ganz still sitzen, ebenso still wie alle andern.

Unterdessen fuhr der Vorstand an seinem Tische ruhigen Gemütes mit dem Aufrufen der Namen fort und reihte den akademischen Mitbürger Zacharias Topelius aus Nykarleby in die Südösterbottnische Abteilung ein.

Als Zacharias an diesem Abend in sein Zimmer heimkehrte, brauste und kochte es in ihm. Er wollte etwas schreiben, wollte seine Feder in Feuer eintauchen, wollte mit Worten, die wie mächtige Blitze in der Nacht aufleuchten sollten, die Sklavenketten sprengen und den Unterdrücker vom Throne stoßen. Aber es gelang ihm nicht. Und tiefbekümmert über seine Machtlosigkeit legte er die Feder aus der Hand.

3

Im Frühjahr 1838 verfaßte Zacharias zwei Gedichte. In dem einen, das er „Die Wahl des Jünglings“ nannte, sprach er davon, wie der Engel, der das Tor des Lebens bewachte, den Jüngling zwischen zwei Wegen wählen lasse. Der eine Weg führe empor zu steilen Höhen, wo Kämpfe und Siege ihn erwarten, der andere abwärts in ein tiefes Tal, das beständig in Nebel gehüllt sei und wo keine Tugenden von dem Wanderer verlangt würden. Doch der Jüngling zögerte nicht, er war nicht im Zweifel, was er wählen wollte.

„Niemals laß mich, o Engel der Gnad',
Gehen armseligen Lebenspfad!
Nicht will ich wandern im dumpfen Tal,
Ich liebe die Höhe, sie ist meine Wahl.
Lebensgenuß sei und Kampf mir beschieden
Und nach der Ernte der ewige Frieden!“

In dem andern Gedicht, das den Namen „Der Segler auf dem Weltmeere“ erhielt, berichtete Zacharias von einem Jüngling, der sich, erfüllt von Sehnsucht, in seiner Heimat auf einer lieblichen Insel weit draußen im Ozean nicht wohl fühlte. Er hißte sein Segel und fuhr hinaus, um ein Land zu finden, wo die Menschen nicht still und friedlich im Schoße der Natur schlummerten, sondern sich dem Höchsten, das sie kannten, widmeten, ein unvergängliches, wahres Leben führten.

Dies war wohl wieder ein Versuch, der unbändigen Kampfeslust Luft zu machen, die Zacharias von jener Stunde an beherrscht hatte, wo die Behörden auf eine ebenso gewalttätige wie absichtliche Weise die Spaltung der Österbottnischen Abteilung bewerkstelligt hatten. Das ganze Frühjahr hindurch war er aufrührerisch und unzufrieden gestimmt und zu jeder Unvorsichtigkeit bereit gewesen. Aber die rechten, zündenden Worte hatte er nicht gefunden, sein Können stand nicht auf gleicher Höhe mit seinem Wollen, und das hatte ihn zurückgehalten. Erst wenn sein Schwert scharf und biegsam genug war, wollte er in den Kampf ziehen.

Als er aber im Sommer Emilie wiedersah, war sie noch schöner als im vergangenen Jahre, und jetzt fühlte er plötzlich, daß er sie von ganzer Seele liebte. Wie mit einem Schlage verschwand der grimmige Zorn und der qualvolle Tatendrang. Mit der ganzen Kraft seiner Seele gab er sich der Liebe hin. Und die dichterischen Versuche, die er jetzt in seine kleinen Hefte niederschrieb, waren keine Kampfgesänge.

Auch das kam Zacharias nicht in den Sinn, Emilie so zu verherrlichen und sie in eine Menge Begebenheiten und Erlebnisse hineinzudichten, wie er es einst bei Mathilda getan hatte.

In Emiliens Natur mußte etwas gelegen haben, das ihn daran hinderte. Bei ihr fand er etwas von einem zarten und weichen Singvögelein, ja fast von einem Engel. Die sanfte Seele konnte er seinen bunten Träumen nicht einverleiben, er hielt sie außerhalb des menschlichen Bereichs. Um den Gefühlen Worte zu verleihen, die sie ihm einflößte, mußte er aus der unberührten Natur Farben und Wohllaut entlehnen, von dem

Gesang der Vögel, dem Rauschen der Quellen, der stillen Lieblichkeit der Sommertage und dem Dufte der Rosen. Vom ersten Augenblick an hatte er auf sie nur kurze, melodiöse Gedichte verfassen können, und etwas anderes wollte ihm auch später nicht gelingen.

Aber welche Schwierigkeiten auch da! Nun erlebte Zacharias dasselbe wie einstens, als er seinen Tyrannenhaß, seinen Freiheitsdurst wiedergeben wollte. In seinem Herzen, in seinem Gehirne, da war etwas, das glühte, das bebte; im Traume, da konnte er Lieder dichten, reine und schöne, von denen die Geliebte sicherlich tief gerührt gewesen wäre, aber wenn er dann mit der Feder in der Hand diese Gefühle zu Papier bringen wollte, ach, dann fand er nicht die wahren, die treffenden Worte! O, wie hatten sie es nur gemacht, die großen, mächtigen Dichter, die er zu seinen Vorbildern auserkoren hatte? Er dachte an Runeberg, an Tegnér, Franzén, Almquist, Stagnelius — wie waren sie alle fähig gewesen, den Gegenstand ihrer Liebe mit unsterblichen Worten zu besingen!

Auch von der etwas schwerfälligen, schwulstigen Schreibweise, die er sich während der von Romantik übergossenen Sommer auf Alörn angewöhnt hatte, war Zacharias noch nicht vollständig frei. In diesem Sommer saß die Jugend einmal an einem schönen Abend im Garten von Kuddnäs und bewunderte den silbernen Schein des Mondes, der auf dem Flusse hin und her flimmerte. Emilie Lindquist war auch dabei; sie richtete an Zacharias ein paar Fragen über den Mond, und plötzlich kam er auf den Gedanken, sein großes Fernglas zu holen. Er übergab es Emilie, die das Fernglas auf seine Schulter legte und dann den Mond betrachtete. Als sie so dastanden, zählte er ihr die Namen der Ebenen auf dem Monde auf: mare frigoris, mare nubium, mare serenitatis, mare nectaris, alle, an die er sich erinnern konnte.

Über diesen kleinen Vorfall machte er dann ein Gedicht, das er die „Mondkarte" nannte. Es stand darin, wie sein Geist und der ihrige einstmals auf der Mondscheibe wohnen und zusammen von den Ozeanen der Kälte zu den Fluten des Nektars und dem Strande des Überflusses wandern würden.

Aber diese romantischen Wendungen konnten doch die

Gefühle nicht ausdrücken, die Emilie ihm einflößte. Dieses Gedicht hätte er ebensogut vor drei Jahren verfaßt haben können.

Indes der strenge Lehrmeister sollte gar bald erscheinen, der den jungen Schöngeist in den Kreis seiner großen Vorgänger einführte.

In diesem Sommer bildete auf Kuddnäs die Aufführung von Theaterstücken ein Hauptvergnügen. Sowohl Emilie als auch Mathilda spielten mit, und die Rollen waren so verteilt, daß Zacharias und Emilie das liebende Paar darstellten, während Mathilda nur eine Nebenrolle hatte. Bei den Proben ging alles gut; aber an einem Vorstellungsabend mußte Zacharias zu sehr in seiner Rolle aufgegangen sein und durch Blicke und Tonfall verraten haben, was in ihm vorging. Denn nach Schluß der Aufführung, als sich alle Auftretenden froh und stolz unter die Zuschauer mischten, war Mathilda still und verstimmt und verließ nach kurzer Zeit die Gesellschaft.

Als sie das nächste Mal mit Zacharias zusammentraf, erzählte sie ihm, sie habe einen Haufen alten Plunder verbrannt, den sie bisher aufgehoben habe, und er fühlte deutlich, was sie damit meinte: unter diesem Plunder verstand sie seine alten Briefe und Geheimschriftzettelchen, Blumen, die er ihr geschenkt hatte, sowie die Kotillonauszeichnungen von ihren fröhlichen Weihnachtsbällen. Mathilda wußte also jetzt, daß alles zwischen ihnen aus war, und er konnte es nicht leugnen, konnte nicht den Unschuldigen spielen. Er hätte sie gern um Verzeihung gebeten, aber das ging auch nicht.

Zugleich aber durchzuckte ihn ein drohender Gedanke: nein, seine Liebe zu Emilie konnte nicht glücklich enden, weil sie seiner treuen Kindheitsfreundin Kummer bereitete.

Er versuchte zwar, sich alle derartigen Gedanken aus dem Kopfe zu schlagen, aber sie kehrten oft zurück, weil er nicht wußte, welche Gefühle Emilie für ihn hegte. Sie war die beste Freundin seiner Schwester und kam deshalb oft nach Kuddnäs hinaus, und so sah er sie fast täglich. Sie legte ihm gegenüber auch immer dieselbe ruhige Freundlichkeit an den Tag, aber nichts in ihrem

Benehmen verriet ihm, ob sie eine tiefere Neigung für ihn empfand.

Immerhin wich sie den Begegnungen mit ihm auch nicht aus, im Gegenteil, sie verbrachten viele vergnügte Stunden zusammen. Er hörte sie gern spielen — die kleine Pianistin hatte nie einen so dankbaren Zuhörer gehabt — und sie wieder hörte ihn gerne reden. Der zwanzigjährige Student war ein kenntnisreicher junger Mann, und das siebzehnjährige Fräulein hörte ihm bei endlosen Gesprächen ungefähr ebenso andächtig zu, wie eine wißbegierige Schülerin einem tüchtigen, anregenden Lehrer.

In diesem Herbst blieb Zacharias daheim auf Kuddnäs und studierte für sich, wie vor drei Jahren. Der Unterschied bestand nur darin, daß jetzt Emilie nach Kuddnäs hinauskam und über Nacht blieb, daß er jetzt für sie Sirupbonbons kochte, ihr Fensterpromenaden machte; jetzt hoffte er sehnsüchtig, Emilie in Gesellschaften zu treffen, über Emilie schrieb er schwärmerische Ergüsse in sein Tagebuch.

Aber das, was nicht so war wie früher, das war die Sorglosigkeit, die Sicherheit. Jenes ganz ungetrübte Glück, das er zu Mathildas Zeiten empfunden hatte, konnte er nicht wieder erlangen. Diese neue Liebe war ein Auf- und Abschwanken auf stürmischen Wogen, war Hoffnung und Zweifel in beständigem Wechsel.

Solange er indes nichts Bestimmtes wußte, wollte er sich doch nicht in Kummer vergraben. Der Herbst hatte ihm viel glückliche Stunden geschenkt, und in der Weihnachtszeit tanzte er nach Herzenslust auf allen Gesellschaften.

Am allerletzten Weihnachtsball aber sah er Emilie mit Heinrich Backman eine Française tanzen, und als sie vor ihrem Tänzer eine Verbeugung machte, strahlten ihre Augen so, wie sie nie gestrahlt hatten, wenn sie auf ihn, Zacharias, gerichtet gewesen waren.

Ach, da wußte er plötzlich genau, Emilie liebte nicht ihn selbst, sondern seinen besten Freund!

Und gerade, wie wenn das Schicksal Zacharias zum Narren haben wollte, beschloß ungefähr zur selben Zeit seine Mutter, ihn mit ihrer Tochter Sofie nach Helsing-

fors zu begleiten, um Rosenkampfs zu besuchen, und auch Emilie sollte mitkommen. Aber das, was er noch vor einigen Tagen für ein namenloses Glück gehalten hätte, erfüllte ihn jetzt mit Angst und Schrecken. Denn es wäre besser für ihn gewesen, er hätte Emilie während einer langen Trennung vergessen können.

Und offenbar, damit er nicht länger in Ungewißheit schweben sollte, war er ein paar Tage später an einem Spielabend bei Heinrich Backman, der bis ein Uhr nachts dauerte. Nachdem die übrigen Teilnehmer gegangen waren, saßen Zacharias und Heinrich noch beisammen und tranken bis gegen sieben Uhr morgens Champagner, wobei sie sich gegenseitig ihr Herz ausschütteten. Heinrich gestand Zacharias, daß er Emilie liebe und wisse, daß seine Liebe erwidert werde. Emilie habe es jemand in einem Briefe geschrieben, der das Geheimnis verraten habe. Sie unterhalte sich gern mit Zacharias, aber ihn, Heinrich, liebe sie.

Zacharias beschloß sofort, jeden Versuch, Emilie zu erringen, aufzugeben. Er wollte dem Freund um keinen Preis im Wege stehen. Wenn Heinrich und Emilie, die beiden, die er am innigsten auf Erden liebte, sich gefunden hatten, mußte er sich in stiller Entsagung zurückziehen.

Gleichzeitig aber fühlte er auch, daß sich alles das, was seiner Seele bisher Schwingen verliehen hatte, in seiner ganzen Schwere auf ihn legte. Und die Last dieser Liebe, die getötet werden mußte, wurde so niederdrückend, daß es Zacharias war, als könne er nicht weiterleben.

Am Tage vor der Abreise kamen Rosalie und Mathilda nach Kuddnäs hinaus, um Lebewohl zu sagen. Als sie in die Stadt zurückfuhren, stellte sich Zacharias auf die Schlittenkufen und fuhr ein Stück mit. Jetzt begriff er, was es heißt, unter verschmähter Liebe zu leiden, und wieder empfand er das Verlangen, Mathilda um Verzeihung zu bitten.

„Wir werden uns jetzt lange nicht mehr sehen," sagte er, „Gott mag wissen, wie dann alles ist! Versprich mir, daß wir nicht in Unfrieden auseinandergehen!"

Er konnte es nicht besser ausdrücken; aber diese wenigen Worte trugen sicher das ihrige dazu bei, daß sich

das Verhältnis zu seinen Basen wieder freundlicher gestaltete.

Trotz aller dieser Dinge verlief die Reise nach Helsingfors diesmal doch herrlich. Zacharias fuhr mit seiner Mutter in dem einen bedeckten Schlitten, die Mädchen in dem andern, und bei jedem Pferdewechsel versammelten sie sich fröhlich plaudernd und lachend um den mitgenommenen Reiseimbiß. Im Lappoer Gasthaus, wo sie um Mitternacht eintrafen, war außer dem Warteraum nur ein Zimmer frei. Zacharias' Mutter brachte es nicht übers Herz, ihren Sohn in der schmutzigen Stube draußen liegen zu lassen; und so breitete sie denn auf dem Fußboden der Kammer ein Schlittenfell aus, und als sich die Mädchen zu Bett gelegt hatten und das Licht ausgelöscht war, durfte Zacharias hereinkommen. Er schloß die ganze Nacht kein Auge und lauschte auf Emiliens Atemzüge; schlafen hätte er unmöglich können.

Nach der glücklichen Ankunft in Helsingfors trennte sich die kleine Gesellschaft. Zacharias ging in seine gewohnte Studentenbude, seine Mutter und Sofie zu Rosenkampfs, und Emilie suchte den Kommerzienrat Borgström auf, dessen Frau ihre Base war.

Aber die beiden jungen Mädchen trafen sich jeden Tag, und Zacharias mußte ihnen die Stadt zeigen, sie auf Spaziergängen begleiten und auf Bällen und Picknicks ihr Kavalier sein. Also traf er Emilie beständig, und so oft er sie wiedersah, wuchs seine Liebe, aber auch seine Verzweiflung.

Schwester Sofie reiste im Mai heim, und von da an sah Zacharias Emilie weniger oft, wurde aber deshalb keineswegs glücklicher.

Am sechzehnten Juni reiste Emilie nach Åbo, und am selben Tag verfaßte Zacharias ein Gedicht, das er „Die Entflohene" nannte.

Du bist wie der Tag mir im Westen entschwunden,
Ich hab dich am Morgen nicht wiedergefunden.
Als Dämmrung sich senkte rings um mich her,
Sah ich dich nicht mehr.

Du schwandst, wie die Sterne verbleichen und schwinden,
Du zogest dahin mit den lenzlichen Winden,
Die Blumen uns bringen — fort trugen sie dich,
Und öd ist's um mich!

Du schiedst — und die Abschiedstränen aus allen
Den Rosenkelchen wie Tauperlen fallen,
Und traurig singet der Vogel im Hain
Von Schnee und Pein.

Wohl flieget am Abend der Vogel zum Neste,
Der Wolke gleich ich an des Himmels Feste,
Ich such' meinen Stern. O mein Leben, mein Glück,
Wann kehrst du zurück?

Als er diese Verse niedergeschrieben hatte, fühlte er sich befreit; nun endlich, endlich hatte er etwas geschaffen, das ausdrückte, was ihn im Innern bewegte. Da war seine schmerzerfüllte Zärtlichkeit, da waren die scheuen Liebkosungen, die er ihr nie zuteil werden lassen durfte, da fand sich ein leiser Widerhall der spielenden Melodien, die ihr ganzes Wesen in seiner Seele erweckte.

In diesem Sommer reiste auch Zacharias nicht nach Nykarleby. Er begab sich mit sechs Kameraden nach der Löparö in den Sibboer Schären, mietete sich bei freundlichen Bauern ein und blieb dort bis zum Herbst. Dies tat er, um ungestörter studieren zu können, denn das Examen rückte allmählich heran.

Bei seiner Rückkehr nach Helsingfors war Emilie von Åbo wieder zurück, aber es bot sich ihm nur selten Gelegenheit, mit ihr zusammenzutreffen. Die Sehnsucht plagte ihn Tag und Nacht. Und als er zufällig hörte, daß sie bei einer Hochzeit Brautjungfer sein würde, stand er am Abend mitten unter der gaffenden Menge, um wenigstens einen Schimmer von der Geliebten zu sehen.

Kurz darauf wanderte er eines Abends von Sehnsucht gequält in seinem Zimmer auf und ab. Und während er so hin und her wanderte, war es ihm, als fange seine Sehnsucht an zu sprechen. Er eilte an seinen Schreibtisch und warf in solcher Hast ein paar Verse aufs Papier, daß er kaum wußte, was er schrieb. Dabei hatte er die ganze Zeit über das Gefühl, als sei es nicht er selbst, der hier das Wort führte, nicht sein gewöhnliches Ich, das sonst stets mühsam und sorgfältig einen Reim an den andern fügte. Irgend etwas Fremdes war es, das ihm keck und bestimmt die Verse, die er ohne jedes Besinnen, ohne jedes Zögern niederschrieb, als hätten sie längst bereitgelegen, zuflüsterte.

Wär ich ein Erinnern, gebannt nicht an Zeit,
Ich folgte dir allerwegen,
Mein Leben wär deinem Glück nur geweiht,
Dein Grab selbst umflösse der Segen!
Könnt' schließen ich dich in den schützenden Arm
Und lehren der Menschheit vergeßlichen Schwarm,
Deinen Namen in Liebe zu hegen!

Wär' ich ein Gedanke, gebannt nicht an Raum,
Tief wollt' ich ins Herz mich dir legen,
Dich schützend geleiten an Abgrunds Saum,
Dich stützen auf steinigen Stegen,
Erhellen den Pfad dir durchs Schattenland,
Zu der ewigen Seligkeit strahlendem Strand
Auf des Meeres brausenden Wegen!

Als er nachher diese Zeilen durchlas, da wußte er, sie waren das beste, was er bisher geschrieben hatte. Und er faltete dankbar die Hände, denn es wurde ihm plötzlich klar, daß mitten in seinem tiefen Leid die Eingebung, die große, echte Dichtergabe, zum Leben erwacht war. Das Lebensglück hatte ihm der Schmerz geraubt, aber die Dichtergabe hatte ihm der Räuber als einen Ersatz in seinem Hause zurückgelassen.

Das Jubelfest

Jetzt, ihr jungen Mädchen, Mathilda Lithén, Emilie Lindquist, und wie ihr alle heißen mögt, jetzt weicht auf die Seite! Eure Zeit war, aber sie ist nicht mehr. Eine große Mitbewerberin tritt jetzt auf den Plan.

Ihr seht sie nicht, aber wer ihr einmal begegnet ist, für den ist sie überall da. Ihr hört sie nicht, aber ihre Stimme klingt lauter als der stärkste Donner. Sie ist die Ungeborne, die nie stirbt, sie ist die Tatenlose, die Helden erzieht, die Stumme, die ihre Liebhaber die schönsten Worte, die herrlichsten Lieder lehrt.

Sie ist die Hungernde, die trotz aller Aufopferungen niemals satt wird, die Dürstende, die das Blut ihrer Söhne und Töchter trinkt, die Grausame, die denen, die ihretwegen in den Tod gehen, nur ein Lächeln nachsendet.

Sie ist eine Göttin, ein Nebel, ein Dunstgebilde, tausendmal schwebt sie vorbei, ohne je bemerkt zu werden.

Sie ist's, die euch behütet und groß gezogen hat, die euch Wohnraum und Nahrung zuteil werden ließ, ihr habt ihr alles zu danken, aber zu Gesicht bekommen habt ihr sie noch nicht. Sie ist die Gastgeberin in einem großen Hause, wo ihr alle Tage zu Gaste seid, aber sie ist euch noch nie begegnet.

Ist es nicht selbstverständlich, daß alles andere weichen muß, sobald sie erscheint? Aber wie muß man es denn machen, um sie sehen zu können? Wann ließ sie, die den höchsten aller Namen trägt, sich herab, Zacharias Topelius zu ihrem Diener und Geliebten zu erwählen? Wann, wann fühlte er zum erstenmal den Kuß des Vaterlandes auf seinen Lippen brennen?

Das Helsingfors von 1830 glich einer jungen Schönheit, die allzu stolz im Bewußtsein ihrer natürlichen Reize es verschmähte, durch Kunst diese Reize noch zu erhöhen. Auf allen Seiten boten ja das Meer, die Inseln, die Ufer, die Berge und Parke Gelegenheit zu Anlagen, um die Europas schönste Städte Helsingfors beneidet haben würden, aber nirgends war ein Versuch gemacht worden, sich diese Gelegenheit zunutze zu machen. Aus früheren bescheidenen Zeiten waren noch ein paar kleine Vergnügungsorte vor der Stadt vorhanden, zum Beispiel Tölö, die Sparkasse und Sörnäs, aber außer diesen gab es kaum einen Ort, wo man zusammenkommen, bei einem Regenschauer Schutz suchen oder ein Glas frisches Wasser erhalten konnte.

Ende der dreißiger Jahre trat indes eine Besserung ein; da wurde auf Veranlassung von Kommerzienrat Borgström die südlichste Spitze des Stadtgebietes durch Sprengung vieler kahler Felsblöcke und Ausrottung zahlloser Wacholdersträucher in den schönen Kurpark umgewandelt. Auch ein Kurhaus mit einem kleinen Café und einem großen Kursaal wurde gebaut, das bei öffentlichen Veranstaltungen bald häufig benützt wurde.

Vielleicht betrachteten trotzdem die meisten diese Anlage hauptsächlich als einen Zufluchtsort für Kranke, oder sie meinten auch, er liege zu weit von dem Mittelpunkt der Stadt entfernt. Kurzum, es wurde nördlich von der Stadt in dem sogenannten Gesellschaftsgarten am Ufer der schönen Tölöer Bucht, die so tief in die

Halbinsel von Helsingsfors einschneidet, daß sie diese fast vom Festlande trennt, noch ein Vergnügungslokal gebaut. Und dieser Ausflugsort wurde dann nach der schwedischen Mamsell Kajsa Wahllund, die lange Zeit das beste Gasthaus der Stadt geführt hatte, Kajsaniemi genannt.

Aber nicht genug damit. Allen, die in der ersten Hälfte des Jahres 1840 die Hauptstadt besuchten, mußte es sofort auffallen, daß überall die alten Häuser abgekratzt und frisch angestrichen, sowie Neubauten möglichst schnell ihrer Vollendung entgegengeführt wurden. Das Straßenpflaster wurde gründlich untersucht und ausgebessert, die Bäume der Esplanade wurden von ihren dürren Ästen befreit, in allen Gärten wurden Blumen angepflanzt, Hecken beschnitten und Rasen angesät. Alte Bretterverschläge wurden entfernt und zwischen den Pflastersteinen auf dem Marktplatz alle Grashalme gründlich entfernt. Es war ganz deutlich, irgendein großes Ereignis stand bevor.

Alle öffentlichen Gebäude, vor allem solche, die zur Universität gehörten, wurden geputzt und ausgebessert. Mit besonderer Freude sah man, daß die Arbeiten an der Nikolaikirche, der großartigen Kathedrale, die den Senatsplatz beherrschte und dicht neben der Universität lag, jetzt höchst eifrig betrieben wurden. Endlich verschwanden die Gerüste, und das Innere der Kirche wurde eilig in Ordnung gebracht, damit sie benützt werden konnte. Dies war auch unbedingt notwendig; denn Finnlands Universität bereitete sich darauf vor, die Gedächtnisfeier ihrer Gründung durch Per Brahe im Jahre 1640 so feierlich wie nur immer möglich zu begehen, und man brauchte den gewaltigen Raum der Kirche zu Promotionen und Gottesdiensten.

Jeder Finnländer war von demselben Gefühle beseelt: die Universität, durch die das Land seine Geistlichen und Beamten selbst heranbilden konnte, war das kostbarste Geschenk, das man von der Schwedenzeit her besaß. Man brauchte sich nur auszumalen, wie alles gekommen wäre, als das Land in russische Hände überging, wenn man keine Universität gehabt hätte. Die finnischen Studenten hätten sich, um zu studieren, nach Petersburg begeben müssen und wären dann, von den Russen beeinflußt, als

Fremde in ihr eigenes Land zurückgekehrt. Nein, die Universität war das wertvollste Erbteil des finnischen Volkes, und bei der Feier ihres zweihundertjährigen Bestehens konnten ihr nicht genug Ehren erwiesen werden!

Deshalb war es kein Wunder, wenn die Bewohner der Hauptstadt ihre Anteilnahme an dem Jubelfest nicht nur durch Neubauten und äußere Vorbereitungen an den Tag legten. Sicherlich gab es in der ganzen Stadt keine Familie, die sich nicht auf den Empfang weit herkommender Gäste vorbereitete. Die Postbeutel waren gespickt voll mit Einladungen, die an Verwandte und Freunde in der Provinz verschickt wurden. Sämtliche Schneider der Stadt arbeiteten an Uniformröcken, sämtliche Schuhmacher fertigten Tanzschuhe an. Vom Lande trafen große Bestellungen an Tüll und Tarlatan ein, und die Lager wurden allmählich leer. Wirte und Gasthofsbesitzer mußten weit aufs Land hinausfahren, um sich alles zu verschaffen, was sie an Schlachtvieh und Geflügel nötig hatten.

Am eifrigsten von allen aber arbeiteten natürlich die akademischen Mitbürger. Studenten jedes Alters, sogar solche, die schon als bemooste Häupter betrachtet wurden, büffelten plötzlich und ließen sich in einem Fach nach dem andern vorprüfen, um bis zu den großen Promotionen, die im Zusammenhang mit dem Feste stattfinden sollten, fertig zu werden. Professoren und Lehrer waren mit der Abfassung von Tischreden und Festschriften beschäftigt, Gesangvereine übten und wiederholten, und alle jungen Poeten verfaßten Festgedichte.

Unter den jungen Leuten, die während des Frühjahrs 1840 eine Prüfung ablegten, befand sich auch Zacharias Topelius. Recht sehr kam ihm dabei zustatten, daß Emilie nach Hause gereist war, denn da konnte er sich, ohne von dem Gedanken ihrer Anwesenheit in der Stadt gestört zu werden, seinen Vorbereitungen zu den Prüfungen, die von Februar bis April dauerten, widmen. Zacharias schlug sich, wenn auch nicht besonders glänzend, so doch ehrenvoll durch; er erhielt von Professor Rein in Geschichte cum laude, wie er sich das von Anfang an vorgenommen hatte, ebenso bei Professor Sahlbom in Naturgeschichte, was ihm eine Überraschung war. Einer der

Examinatoren — und zwar der hebräische — verlangte gründlichere Kenntnisse, und Zacharias mußte die Prüfung noch einmal machen; aber dies war sehr erklärlich, da er in dem Glauben, das werde nicht verlangt, die Grammatik dieser Sprache nicht studiert hatte. Ein anderer Examinator, Norstedt, prellte ihn um ein laudatur in Chemie, das er redlich verdient zu haben glaubte. Im Lateinischen, dem er während seiner Studienzeit so viele Stunden gewidmet hatte, erhielt er cum laude und fand das durchaus hinreichend. Im Griechischen bekam er auch ein cum laude, bereute aber, dieses Fach nicht noch ein paar Wochen länger studiert zu haben, um ein für ihn erreichbares laudatur zu erhalten.

Während Zacharias sich mitten in diesen Vorprüfungen befand, verfaßte er ein kurzes Gedicht, das er „Nichts weiß ich" nannte. Merkwürdigerweise sagt er darin ungefähr dasselbe, was er in jenen Versen gesagt, die er bei seiner Abiturientenprüfung gedichtet hatte, nämlich: alle irdische Weisheit sei nichts, und sie könne den Wissensdurst, der in ihm wohne, niemals stillen. Gerade jetzt, wo er alle die Kenntnisse, die er sich in sieben Jahren mühsam erworben hatte, zur Prüfung vorlegen sollte, wurde er äußerst demütig: „Was ich weiß, ist ein Nichts!" rief er sich selbst zu. „Und ich, der das Wissen sammelte, bin auch ein Nichts."

Anfang Mai machte er sein Examen, und er war glücklich, jetzt endlich so weit zu sein, um mit dem eigentlichen Brotstudium anfangen zu können. Und dies war tatsächlich höchst notwendig, weil es seiner Mutter mit jedem Jahre schwerer fiel, sich bares Geld zu verschaffen. Ja, mitunter hatte Frau Doktor Topelius nicht einmal soviel, einen Brief durch die Post schicken zu können. Sobald Zacharias' Examen vorüber war, schrieb sie aufs neue an den Sohn, schilderte ihm ihre bedrängte Lage und bat ihn, zwischen dem Examen und der Promotion nach Hause zu kommen, weil das gewiß billiger wäre, als wenn er in Helsingfors bliebe. Mitten in ihren Klageliedern erinnerte sie ihn indes daran, daß er zum Promotionsball einen Uniformrock haben müsse. Wenn er sich einen alten verschaffen könne, der noch hübsch genug sei, so wäre ihr das sehr lieb, im Notfalle aber müsse er sich

doch einen neuen bestellen, denn hübsch solle ihr Sohn aussehen.

Als Zacharias also anfangs Mai nach dem Norden des Landes reiste, machte er überall dieselbe Wahrnehmung. Draußen auf dem Lande spielte das bevorstehende Fest eine fast ebenso große Rolle wie in der Universitätsstadt selbst.

Er machte die Entdeckung, daß alle vornehmen Herren auf dem Lande draußen, die regierenden sowohl wie die predigenden, die lehrenden wie die der Heilkunde beflissenen, sich auf die bei der Alma mater der Gelehrsamkeit verbrachten frohen Tage besannen und nun die Erinnerungen an ihre Studentenzeit wieder auffrischen wollten. Und wo der Vater nicht selbst studiert hatte, waren Söhne oder Verwandte da, die promovieren sollten, oder Töchter, die zu dem Jubelfest zu reisen wünschten, um einmal im Leben einen Promotionsball mitzumachen. In vielen Häusern hatte vielleicht kaum einer einen schwachen Begriff von dem Zweck und Grund des Festes selbst, aber alle wußten, daß etwas Großartiges stattfinden würde, und daß sie dabei sein wollten.

Zacharias brachte diese Feststimmung mit nach Kuddnäs, und er hatte noch nicht viele Tage lang von all den Vorbereitungen, von allen den geladenen Menschen, von den siebzig Studenten aus Upsala, die sich ein besonderes Dampfboot zu ihrer Reise nach Helsingfors gemietet hatten, erzählt, als seine Mutter sich auch schon ebenso warm für das Fest begeisterte wie alle andern. Und als sie dann gar hörte, daß sogar der Bischof Franzén, dessen Lieder sie ihren Kindern schon in der Wiege vorgesungen hatte, erwartet werde, drängte sie alle Geldsorgen zurück und entschloß sich, nach Helsingfors zu fahren, um dabei zu sein, wenn Zacharias mit dem Lorbeer gekrönt wurde.

Daß Schwester Sofie die Mutter begleiten würde, war selbstverständlich. Merkwürdigerweise wurde aber auch Stadtrat Lithén von der allgemeinen Begeisterung angesteckt, und so beschloß auch er, mit Frau und Töchtern dem Jubelfeste beizuwohnen. Natürlich machten beide Familien die Reise gemeinsam, und an einem schönen Sommertag im Juli fuhren sieben vergnügte Menschen durch das Nykarlebyer Stadttor hinaus. Die Doktorin

und Sofie fuhren in ihrem Wagen an der Spitze der Reisegesellschaft, nach ihnen kamen der Stadtrat und seine Frau in einem Wagen, den Schluß bildeten Rosalie und Mathilda mit dem Vetter Zacharias auf dem Bock.

Während der langen Fahrt dachten alle an nichts weiter, als möglichst vergnügt zu sein. Man schlug sich allen Liebeskummer aus dem Sinne, niemand wollte sich das Bewußtsein, auf einer Vergnügungsreise zu sein, verderben lassen. Die Mädchen freuten sich über eine hübsche Blume am Straßenrand, über ein leuchtendes Johanniswürmchen, über einen rotbackigen Jungen an einem Zaun, über ein schönes Mädchen in einem Gasthof. Die Fahrt ging über Ilmola, das einstige Pfarrdorf des Oheims Johann Gabriel Toppelius, und sie begrüßten dessen Witwe auf der Durchreise; auch Kantor Finnström in Tavastehus besuchten sie, und dabei wurden Erinnerungen aus der Nykarlebyer Zeit aufgefrischt. Außerdem hatten sie das Glück, mitten in zwei große Bauernhochzeiten hineinzuplatzen, wo sie nicht nur die prächtigen Kleider der Hochzeitsgäste bewundern, sondern auch an der Bewirtung teilnehmen konnten. Sie unterhielten sich köstlich und verkehrten höchst ungezwungen mit der Hochzeitsgesellschaft. Zacharias wunderte sich fast, daß sich bei alledem die Liebe von einst nicht wieder in ihm regte. Aber er spürte nichts dergleichen. Sie war für immer tot und verschwunden.

Geradeso wie die Nykarlebyer waren jetzt Hunderte von vornehmen Familien auf dem Wege nach Helsingfors. Rüttelnd und schüttelnd rollten die hochräderigen Wagen mit ihnen dahin; die Wagenkasten waren mit Ballkleidern vollgepackt, die Wagentaschen mit Reisegepäck gefüllt, während der Kasten mit dem Reiseimbiß auf dem Boden des Wagens unter den Füßen der Reisenden stand und ein Turm von Hutschachteln auf dem Dach des Wagens aufgestapelt war. Der Eigentümer eines solchen Wagens fuhr vielleicht in die Hauptstadt, um sein Doktorjubiläum zu feiern, das junge Mädchen auf dem Rücksitz wollte vielleicht auf dem Promotionsball ihres Bräutigams tanzen, der Junge auf dem Bocke fuhr hin, um promoviert zu werden, und die Mutter auf dem Vordersitz begleitete alle, um Zeuge der Freude der andern zu sein.

In den Herbergen trafen sie dann Freunde aus alter Zeit, die aus demselben Grunde unterwegs waren. Sie kamen ins Plaudern, und die alte Freundschaft wurde bei einem kleinen Festmahl und den mitgebrachten Mundvorräten wieder aufgefrischt. Man erzählte einander, wie es einem an seinem Wohnorte erging, verglich seine Unannehmlichkeiten, prahlte mit Pferden, Vieh und Kindern und fühlte sich merkwürdig jung und aufgekratzt. Am nächsten Morgen stand man früh auf, um vor den andern zur Poststation zu kommen und ausgeruhte Pferde zu erhalten. Aber selbst wenn man sich noch so sehr beeilte, so waren am Abend, wenn man den Ort erreichte, wo man übernachten wollte, doch häufig schon alle Zimmer besetzt. Also hieß es, entweder im Reisewagen übernachten oder sich mit einem Strohlager in der Scheune begnügen. In den meisten Fällen lief alles im besten Einvernehmen ab, Ungefälligkeit und schlechte Laune hatte man zu Hause gelassen; jetzt war es das beste, alles zu nehmen, wie es kam, und über die Unannehmlichkeiten lieber zu lachen als zu weinen.

Der Gedanke, daß Finnlands sämtliche Landstraßen aus demselben Grunde von Menschen wimmelten, wirkte geradezu aufmunternd. Auf den Straßen von Viborg, von Kuopio, von Uleåborg, von Åbo — überall herrschte dasselbe Leben. Man begriff kaum, wie so etwas möglich war. Gab es tatsächlich in Finnland so viele Menschen, die sich für die Universität interessierten? Gab es wirklich so viele studierte Leute, so viel Bildung?

Je näher die Reisenden der Hauptstadt kamen, um so mehr staunten sie. Da hatten sie alle in ihren einsamen Dörfern für sich gelebt und das Gefühl gehabt, als liege das Vaterland in tiefem Schlafe. Seit dreißig Jahren rührte sich in Finnland nichts mehr. Das Land war nach den Verheerungen und Unglücksfällen des vorhergehenden Jahrhunderts todmüde, und die russische Verwaltung ließ es in Ruhe. Nichts geschah, um es aus dem Schlafe zu wecken. Aber wahrhaftig — hatte man nicht jetzt schon auf der Landstraße das Gefühl, als sei das Vaterland lebendig oder wenigstens im Begriff aufzuwachen?

Und wer weiß? Vielleicht war es das Wagengerassel auf den Straßen, vielleicht war es all der frohe Lärm

auf den Poststationen gewesen, was die Schlafende aus ihrem dreißigjährigen Schlummer geweckt hatte. Nun kam sie herbei aus der Tiefe des Waldes, noch etwas schlaftrunken mit Moos im Haar, die Augen noch ein wenig geblendet von dem ungewohnten Sonnenlichte. Die schönen Glieder waren wieder stark und kräftig, das Gesicht lachte vor Lebenslust, aber die Faulheit lag ihr noch in den Gliedern. Sie wäre wohl auch wieder auf ihr Lager aus weichem Laub niedergesunken, wenn nicht alle diese nach Süden rollenden Fuhrwerke ihre Neugier erregt hätten.

„Hier geht etwas vor, woran ich unbedingt teilnehmen muß," dachte sie. In aller Eile verfertigte sie sich einen blumendurchwirkten Mantel, setzte sich eine Krone aus Tannenzapfen auf und eilte nach der Hauptstadt, wie alle die andern auch.

Als dann Stadt und Land in Helsingfors zusammentrafen, merkte man wohl, daß die Göttin anwesend war. Niemand wußte, wie sie hierhergekommen war, ob sie heimlich in den Wagen eines Oberpräsidenten hineingeschlüpft war oder sich an eine einfache Postchaise hinten angehängt hatte, aber alle hatten das bestimmte Gefühl, daß sie unter ihnen weile.

Das merkte man sofort an der Freude und dem Vertrauen, mit dem sich Stadt und Land entgegenkamen. Als die Landleute in der Hauptstadt eintrafen, wunderten sie sich über deren Größe und Stattlichkeit, über deren Fortschritte und Aufblühen.

„Wir Finnen sind doch kein rückständiges, untergehendes Volk!" riefen sie. „Seht, wir haben ja Dichter, Gelehrte, Forscher, wir haben Männer, die große Unternehmungen wagen, wir schreiten mit unserer Zeit fort!"

Die Hauptstadtbewohner aber priesen wiederum die führenden Männer in den abgelegenen Orten, die in den vergangenen Jahren die gesetzmäßige Ordnung aufrechterhalten, die Wunden nach dem großen Kriege geheilt und den Boden für eine neue Ernte bestellt hatten.

Aber auf diese Gedanken kamen sie nur, weil das Vaterland zugegen war. In seinem grünen mit Blumen verzierten Schleppgewand mit der Krone aus Tannenzapfen auf dem Haupte zeigte es sich seinem Volke wieder

in junger, blühender Schönheit, an der die Jahre spurlos vorübergegangen waren, zu neuen Taten bereit, wert, für das Vaterland zu leben und zu sterben.

Mittwoch, den fünfzehnten Juli, nahmen die Festlichkeiten ihren Anfang, aber schon am Tage vorher hatte Zacharias Topelius ein deutliches Gefühl von der Anwesenheit des Vaterlandes gehabt.

Bischof Franzén wurde Dienstag abend auf der von Åbo nach Helsingfors führenden Landstraße erwartet, und ungefähr hundert Studenten hatten sich ein Stück vor der Stadt draußen, beim Tölöer Wirtshaus, versammelt, ihn zu empfangen. Als nun der alte Bischof wirklich in seinem Wagen dahergefahren kam, wurde dieser von der jungen Schar angehalten. Zuerst sangen sämtliche Studenten einige Franzén zu Ehren verfaßte Verse, dann trat Frederik Cygnäus, der beste Redner der Studentenschaft, vor und hielt eine Ansprache. Er sagte ihm, er und seine Altersgenossen hätten schon in der Wiege Lieder von einer wunderbaren Schönheit gehört, die mit ihren Kindheitserinnerungen, mit den Gebeten ihrer Mütter und dem Segen ihrer Väter unzertrennlich verknüpft seien. Und jetzt begrüße er den Dichter dieser Lieder und heiße ihn in seinem Vaterlande willkommen.

Während Frederik Cygnäus also sprach, bemächtigte sich der Anwesenden eine Stimmung, die vielleicht eher durch die Bedeutung dieses Augenblickes als durch die Worte des Redners hervorgerufen wurde. Alle dachten daran, wie Franzén vor einundzwanzig Jahren, in dem blutigen Revolutionsjahr 1789, in Åbo den Magisterkranz hatte in Empfang nehmen dürfen, sie dachten an alles, was zwischen jenem Tage und dem heutigen lag: an Franzéns erfolgreiche, unvergeßliche Tätigkeit an der Akademie, an die Eroberung des Landes durch die Russen, an die Übersiedelung des Dichters nach Schweden, an den zähen Kampf der Zurückbleibenden, um dem Lande seine Stellung unter den gebildeten Staaten zu erhalten. Sie dachten an den getreuen Widerhall, den Franzéns Lieder noch immer in diesem Lande fanden, und zu dem allen gesellte sich jetzt die Freude, den liebenswürdigen Mann mitten unter sich zu haben und ihm zeigen zu können, daß Finnland seine Prüfung gut bestanden hatte. Alles das

wirkte zusammen, diesen Augenblick so erhebend und ergreifend schön zu machen, daß ihn keiner je wieder vergessen konnte.

Als Franzén hierauf von seiner unveränderten Liebe für das einstige Vaterland sprach, schien er dieses mit seinen Worten vor aller Augen heraufbeschworen zu haben. Sie sahen es vor sich, als seien sie plötzlich auf eine unermeßliche Höhe hinaufgehoben worden und sähen nun das Land zwar arm und kärglich, aber wunderbar schön mit seinen Seen und Hügeln, seinen Flüssen und Wäldern zu ihren Füßen liegen. Und dieser Anblick rief mächtige Gefühle der Freude, der Wehmut und innigen Liebe hervor; unwillkürlich traten allen die Tränen in die Augen.

Lange, nachdem der Wagen des alten Bischofs, von einem lauten Hurra begleitet, nach der Stadt weitergefahren war, standen die Studenten noch immer auf demselben Platz. Sie waren nicht allein; das Vaterland befand sich mitten unter ihnen.

Niemand hatte während der Anwesenheit des verehrten Greises ein Wort darüber fallen lassen, daß er Finnland in einem Augenblick verlassen hatte, wo ihn dieses so notwendig gebraucht hätte. Aber alle hatten im stillen gefragt:

„Du, der Finnland verließ, um in ein Land zu ziehen, das du für dein geistiges Vaterland hieltest, hattest du eine richtige Wahl getroffen? Hast du sie nie bereut, dich nie zurückgesehnt? Hast du in deinem neuen Heimatland dieselbe Liebe empfangen, die wir dir geschenkt haben würden? Hat nicht deine Leier das Tannenrauschen deines Vaterlandes vermißt?“

Während die jungen Studenten, mit diesen Fragen beschäftigt, noch immer stille standen, trat ihnen das Vaterland immer deutlicher vor Augen. Ihnen war, als sähen sie es wie ein lebendes, liebendes Wesen, das beide Arme nach dem ausbreitete, der soeben vorübergefahren war, als hörten sie es fragen: „Wie hast du mich verlassen können?“

Und alle durchzuckte ein Gefühl schmerzlicher Zärtlichkeit für dieses Land, das noch immer über den Verlust eines großen Sohnes trauerte. Nein, sie würden es niemals im Stiche lassen!

Ach, wie stolz und glücklich fühlten sich doch die, deren Väter dieselbe Prüfung durchgemacht hatten, ohne ihr zu unterliegen! Ein Zacharias Topelius, der zwei Vorfahren aufweisen konnte, die von einem sorgenlos frohen Leben in fremdem Lande in das Vaterland zurückgekehrt waren, fühlte sich stolzer, als wenn in seinen Adern königliches Blut geflossen wäre.

Innig vereint in der Liebe zu einem Wesen, das sie alle liebten, kehrten die hundert Studenten still nach der Stadt zurück. Alle wollten, wenn ihre Zeit gekommen war, Finnland für den Verlust entschädigen. Finnlands Ruhm sollte groß, unermeßlich werden.

Am nächsten Tage nahm die lange Reihe der Feierlichkeiten mit dem Festakt in der Universität ihren Anfang. Dies war der große Gedächtnistag, wo die Geschichte dieser zweihundert Jahre allen noch einmal vor Augen geführt und gepriesen wurde. Am Donnerstag fand die Promotion der theologischen Doktoren statt, am Freitag wurden die Juristen promoviert, am Samstag die Mediziner, am Sonntag war Ruhetag, am Montag aber waren die Magister und Doktoren der Philosophie an der Reihe, das Zeichen ihrer Würde zu empfangen.

Während diese feierlichen Handlungen an den Vormittagen stattfanden, wurden die Nachmittage Festessen und Bällen gewidmet. Am Mittwoch waren von der Universität dreihundertfünfzig Personen zum Mittagessen geladen, am Donnerstag veranstaltete die Handelskammer einen Ball im Kurhaus, am Freitag hielten die Ärzte in Kajsaniemi ein Gastmahl, am Sonntag war wieder großer Ball im Kurhaus, und am Montag feierten die Philosophen ihren Ehrentag mit einem Festmahl und einem Balle ebendaselbst.

Aber während dieser ganzen Reihe von festlichen Tagen, bei den Promotionen sowohl als auch bei den Bällen, bei feierlichen lateinischen öffentlichen Reden wie bei mutwilligen Gelegenheitsgedichten herrschte immer ein und derselbe Ton. Das kam nur daher, daß jene Fremde aus dem Walde, die eben erwachte Schläferin, unter ihnen weilte. Seitdem sie da war, hatte alles andere zurücktreten müssen. Alle vergaßen, daß sie sich hier versammelt hatten, um das Jubiläum einer Universität,

einer Gelehrtenwelt zu feiern. Sie feierten in diesen Tagen in der Tat nur die Auferstehung des Vaterlandes, die Wiederkehr froher Hoffnung, Finnlandia rediviva.

Wie oft an diesen Festtagen wurde allgemein bedauert, daß die siebzig Studenten aus Schweden nicht hatten kommen können! Der russische Gesandte hatte sich in letzter Stunde geweigert, ihnen einen Paß auszustellen. Aber sie hätten unbedingt dabei sein müssen! Sie hätten als Vertreter des einstigen Vaterlandes da sein und sehen müssen, wie Finnland zu neuem Leben erwachte; denn sie hätten gewußt, was das bedeutete und hätten sich mehr als alle andern darüber gefreut.

An jenem Montag, wo Zacharias promoviert werden sollte, begab man sich zuerst im Zuge von der Universität in die Nikolaikirche. Dann kam der feierliche Akt, wobei Franzén als Erster den Magisterkranz erhielt.

Der Geistliche sprach an diesem Tage über das Textwort: „Lasset euer Licht leuchten vor den Leuten!“ Aber wieder machte sich das nämliche bemerkbar: das Vaterland beherrschte die Gedanken aller. Seinem Dienste, nicht dem eigenen Ruhm und Gewinn, wollten sich die jungen Magister weihen. Hohe Begeisterung wehte durch das Gotteshaus. Wer diese Augenblicke des Wachrüttelns miterlebt hatte, dem prägten sie sich fürs ganze Leben ein. Gar mancher von der jungen Schar legte Gelübde ab, faßte ernste Vorsätze. Und unter diesen jungen Leuten, die dem Vaterland ein feierliches Versprechen gaben, war auch Zacharias Topelius.

„Hier sind viele junge Leute anwesend, die Finnland lieben,“ sagte er sich. „Die einen wollen arbeiten, um es reich zu machen, die andern wollen ihm zu Ruhm verhelfen, wieder andere wollen alles tun, damit ein frommes, Gott gefälliges Land aus ihm werde. Ich aber, ich will Finnland zu einem Lande machen, darin das Leben eine Freude ist; ich will ihm frohe und freundliche, aufgeweckte und lernbegierige Bewohner geben, ich will es reich an Heimstätten machen, in denen Glück und Genügsamkeit leuchtet, ich will Künstler hervorrufen, die das Leben verschönen, will einen Rosenstrauch vor jedes Häuschen pflanzen, ich will das ganze Land zu einem Rosengarten machen.“

Zuerst lächelte er über diesen Gedanken, aber gleich darauf hatte er das Gefühl, als habe er mit diesen Worten genau das ausgedrückt, was er am liebsten tun würde. Sein Leben war bisher so glücklich verlaufen wie kaum eines, und dennoch hatte er sich immer einen erträumten Lustgarten schaffen müssen, um es aushalten zu können. Warum sollte es so sein müssen? Warum sollte er gezwungen sein, sich neben der wirklichen Welt noch eine zweite zu erträumen? Das Leben mußte sich doch so einrichten lassen, daß es schön und erträglich wäre. Jeder Mensch, der in Finnland weilte, sollte das Gefühl haben, in einem Paradiese zu leben.

„Das soll mein Ziel sein, dafür will ich wirken," sagte Zacharias erhobenen Hauptes. „Das soll mein Tribut an mein Vaterland sein."

Die Promotion hatte sich indessen lange hingezogen, und erst um halb sechs Uhr konnten sich die Philosophen zum Mittagessen im Kurhaus einfinden. Wie hungrige Wölfe fielen sie über die ersten Gänge her, und kurz darauf nahm das Trinken in noch größerem Maße seinen Anfang. Den ganzen Tag über war man in steifen Uniformen in den Schraubstock hergebrachter Sitten eingezwängt gewesen. Jetzt wollte man die akademische Freiheit genießen, wollte man sich gehen lassen. Aber auch jetzt wurde man das Gefühl nicht los, daß die Augen des Vaterlandes auf einem ruhten. Kein einziger benahm sich roh, keiner ging zu weit, keiner störte die Festfreude.

Und erst der Ball, bei dem dann die ganze Nacht hindurch bis um fünf Uhr morgens getanzt wurde! Was für einen schönen Anblick bot schon allein der Ballsaal! Das war keiner der in Helsingfors üblichen Bälle, sämtliche Schönheiten der Provinz waren ja anwesend. Es war ein Landesball, das konnte man ruhig sagen. Diese Schwestern und Basen und Bräute vom Lande waren wunderbar natürlich, gesund und lebhaft. Sie hatten lebensfrohe Gesichter, schelmische Augen, eine höchst ungezwungene Art, sich zu geben. Ihre Kleider waren keineswegs ländlich, ebensowenig wie ihr Benehmen; aber ihre Freude war natürlich, ihre Anwesenheit anregend, der Tanz wurde zu jenem berauschenden Vergnügen, das er immer sein sollte. Hier fand Zacharias,

was er nie vorher erlebt hatte: das Großartige derartiger Veranstaltungen in einer Hauptstadt vereint mit der Herzlichkeit und Gemütlichkeit einer Nykarlebyer Gesellschaft.

Aber auch hier im Balsaal ahnte er die Nähe der Göttin. Und plötzlich dünkte ihn alles wunderbar und bedeutungsvoll. Diese jungen, schönen Mädchen waren auserwählte Boten des Vaterlandes. Ihr Tanz hatte einen tiefern Sinn, sie waren Nymphen, von Wiesen und Hainen gesandt; und anmutig drehten sie sich im Kreise, um die Auferstehung des Vaterlandes zu feiern.

Als Zacharias spät am Morgen heimkam und sich todmüde auf sein Bett warf, konnte er lange nicht einschlafen. Und während er so dalag und den Schlaf herbeisehnte, sah er, wie sich die Tür seines Zimmers plötzlich öffnete und eine hohe, in einen langen blumenbestickten Mantel gehüllte Gestalt eintrat, die eine Krone aus Tannenzapfen auf dem Kopfe trug.

Zacharias wußte sofort, wer sie war, aber ganz bestürzt über die Anwesenheit des hohen Gastes in seinem bescheidenen Zimmer, wußte er nicht, was er sagen oder tun sollte, sondern blieb still und unbeweglich liegen.

Die Göttin aber trat an sein Lager.

„Ich habe dein Gelübde angenommen," sagte sie. „Von dieser Stunde an bist du mein."

Damit beugte sie sich herab und drückte einen Kuß auf seine Lippen.

Mystik

1

Sammatti heißt ein Teil des nördlichen Nylands. Es ist eine schöne, aber arme Gegend, denn ihr Boden besteht aus hartem Sand, auf dem die Ernte nur mager ausfällt. Dort, am Strande des Valkjärvisees, steht eine Kate, Paikkari genannt. In dieser Kate wohnte zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts ein armer Mann mit seiner Frau und seinen sieben Kindern, fünf Jungen und zwei Mädchen.

Die Kate war klein, aber der Kätner und seine Frau

waren tüchtige, fleißige Leute, die das Hungern für unnötig hielten, solange sie arbeiten konnten. Der Kätner konnte ein wenig schneidern, und als seine Söhne groß genug waren, um bei der Arbeit daheim mitzuhelfen, wanderte er im Winter auf die Höfe und nähte Kleider.

Bei der Kate, ein Stück von deren Treppe entfernt, stand eine hohe Kiefer, Iso Mänty genannt. An ihrem Stamme hinaufzuklettern war den Jungen ihre größte Lust; wer am höchsten klettern konnte, galt für einen Mann. Eines Tages trat der Schneider aus dem Hause und entdeckte vier seiner Jungen auf der Kiefer. Die drei ältesten stießen sich voller Ausgelassenheit auf den höchsten Ästen des Baumes mit den Ellbogen, Elias aber, sein vierter Sohn, saß weiter unten auf einem Aste und las.

„Nun, Elias," sagte der Vater, „willst du nicht auch versuchen, höher hinaufzuklettern? Was tust du denn da?"

„Ich lerne den Katechismus," erwiderte der Junge.

„Ei der Tausend!" rief der Vater scherzend. „Du gehst ja doch erst ins sechste Jahr. Komm herunter, dann zeig' ich dir, wie man ein Wams zusammenheftet."

Elias stieg vom Baum herunter und lernte das Zusammenheften eines Wamses; aber als dies geschehen war, kletterte er mit seinem Buch wieder auf die Kiefer; und mit sechs Jahren konnte er den ganzen Katechismus auswendig. Der Pfarrer und alle Nachbarn wunderten sich bei der Prüfung höchlich darüber.

„Vater Kätner," sagte der Pfarrer, „diesen Jungen solltet Ihr in die Schule schicken."

„Hab' kein Geld dazu," entgegnete der Vater.

Doch wie das so geht, als die Nachbarn gar nicht aufhörten, sich über die große Gelehrsamkeit des Jungen zu verwundern, packten die Eltern einen Sack Getreide, eine Büchse Butter und eine Dose gesalzene Fische zusammen und schickten Elias nach Ekenäs in die Schule. Nun wurde aber in Sammatti nur Finnisch gesprochen, und in der Schule von Ekenäs wurde der Unterricht ausschließlich in schwedischer Sprache erteilt. Das war eine schwierige Sache, aber es mußte gehen, und es

ging. Es dauerte nicht lange, bis der Junge den Katechismus auch Schwedisch auswendig konnte. Aber nach ein paar Jahren gab es daheim weder Brot noch Butter noch gesalzene Fische mehr, die ihm die Eltern hätten schicken können, und so mußte Elias die Schule wieder aufgeben.

„Werde du Schneider, mein lieber Junge, und geh mit mir!“ sagte der Vater.

Der kleine Elias seufzte, denn die Bücher gingen ihm nun einmal über alles; aber er war demütig, gehorsam und gelehrig, und so begleitete er den Vater auf die Bauernhöfe, saß auf dem Tisch wie andere Schneider auch, nähte und heftete, bis ihm die Finger weh taten. Bisweilen hatte er wohl auch ein Buch in der Tasche und schlich sich mit ihm davon, um zu lesen, früh am Morgen und spät am Abend. Kerzen hatte er in der dunkeln Jahreszeit keine, aber man kann ja auch bei einem Kienspan lernen.

„Elias wird ein tüchtiger Schneider,“ sagte der Vater vergnügt. „Ja, ja, es ist auch eine gewisse Kunst, ordentliche Knopflöcher zu machen und die Knöpfe so fest anzunähen, daß sie nicht jedesmal von der Jacke abspringen, wenn man sich satt gegessen hat.“

Aber als der Schneider wieder einmal eine solche kleine Rede hielt, fing der Junge an zu weinen.

„Warum weinst du denn?“ fragte der Vater.

Da gestand der Junge, daß er lieber lernen, als Kleider zusammenheften würde.

„Ich werde mit dem Pfarrer sprechen,“ tröstete ihn der Vater.

Der Pfarrer sagte: „Schickt ihn nach Åbo in die Schule! Da kann er mehr lernen als in Ekenäs.“

Der Vater überlegte sich die Sache, denn was der Pfarrer sagt, das muß wohl überlegt werden, und nachdem er dann noch mit den Nachbarn beratschlagt und von ihnen etwas Unterstützung bekommen hatte, wurde der Junge in die Åboer Schule geschickt.

„Nun, was hast du gelernt?“ fragte der Rektor.

„Alles mögliche,“ antwortete der Junge auf Finnisch; denn er hatte das bißchen Schwedisch, das er in Ekenäs gelernt hatte, schon wieder vergessen. Und als der

Rektor ihn zu verhören anfing, antwortete er wieder auf Finnisch.

„Nein, das wird keinesfalls gehen," sagte der Rektor. „Wie willst du denn in der Schule mitkommen, wenn du nur Finnisch kannst? Geh nur wieder heim! Ich kann dich nicht in die Schule aufnehmen."

Das war um jene Zeit, wo in sämtlichen Schulen des Landes der Unterricht Schwedisch und Lateinisch erteilt wurde, Finnisch hingegen konnte man nur das Abc und den Katechismus lernen. Der Junge aus Sammatti hätte unbedingt wieder heimgehen und Schneider werden müssen, wenn sich die andern Lehrer der Schule nicht seiner erbarmt und bei dem Rektor ein gutes Wort für ihn eingelegt hätten. Hierauf wurde ihm erlaubt, in der untersten Klasse anzufangen und mit seinen Kameraden Schwedisch und Lateinisch zu lernen. Dazu gehörte viel Fleiß und Geduld, aber nach und nach gelang es ihm doch, und dann arbeitete er sich durch drei Schulklassen hindurch.

Doch nun waren alle Mittel in der armen Kate erschöpft, und Elias mußte abermals mit dem Ränzel auf dem Rücken heimwandern, um nicht mehr in die Schule zurückzukehren. Wieder wurde er Schneider und begleitete seinen Vater auf die Bauernhöfe; aber er war jetzt schon ein großer Junge, der bald sehr geschickt in seinem Handwerk war und Wämser und Jacken allein nähen konnte wie ein richtiger Geselle.

An einem Sonntag begegnete Elias dem Pfarrer, der eben aus der Kirche kam, und dieser fragte ihn, wie es mit seinen Studien gehe. Der Junge mußte gestehen, daß er jetzt Schere, Nähnadel und Bügeleisen studiere.

„Was soll das heißen?" rief der Pfarrer. „Sag deinem Vater, du sollest von jetzt an jeden Sonntagnachmittag zu mir kommen, dann will ich Lateinisch mit dir lernen."

Der Vater willigte ein, und nun ging der Junge jeden Sonntagnachmittag, wo er nicht zu schneidern brauchte, zum Pfarrer und lernte Lateinisch. Unter der Woche aber stand er eine Stunde früher auf und ging eine Stunde später zu Bett. Diese Stunden wurden zum Lernen der Aufgaben verwendet.

Und siehe, nach zwei Jahren sagte der Pfarrer zu ihm: „Jetzt kannst du nach Borga gehen und Gymnasiast werden.“

Und wirklich! Der Junge ging nach Borga, lernte und hungerte. Vater und Mutter konnten ihm nichts anderes schicken, als ein Stück eingewebten Fries, aus dem er sich selbst einen Anzug machte; aber essen und trinken mußte er doch auch! So begann er in seiner freien Zeit in den Dörfern umherzuwandern und für einen Laib Brot und eine halbe Metze Roggen zu singen. Auf diese Weise erhielt er tatsächlich einen ganz annehmbaren Zuschuß zu dem, was er mitgebracht hatte. Als er sein Einkommen zusammenzählte, entdeckte er zu seiner Überraschung, daß er sich dreißig Tonnen Roggen ersungen hatte. Ei, das war gar nicht übel!

Von da an gab es sogar Zeiten, wo Elias nicht zu hungern brauchte. Doch man kann nicht das ganze Leben hindurch Gymnasiast sein, man muß auch Student werden. Woher aber sollte Elias nur das Geld nehmen, um nach der Universität Åbo zu reisen und sein Abiturium zu machen?

Zufällig hörte er, daß in der Apotheke von Tavastehus ein Gehilfe gesucht würde. Gleich wanderte er dahin und erklärte, er getraue sich die lateinischen Rezepte schon richtig herauszubringen. Die Sache glückte. Er erhielt die Anstellung in der Apotheke, lernte Pillen drehen und Tropfen zubereiten und wurde bald ein ebenso geschickter Provisor wie irgendein anderer.

Als er sich da eine kleine Summe erspart hatte, begab er sich auf die Universität und wurde Student, gleichzeitig mit Johan Ludwig Runeberg und Johan Wilhelm Snellman. Das war wahrlich kein schlechter Jahrgang, der damals seine Studienlaufbahn antrat!

Elias hatte wie gewöhnlich nichts zum Leben; aber er war jetzt zwanzig Jahr alt und hatte gelernt, sich selbst durchzubringen. Warum sollte er hungern? Kaum war er Student, begann er mit jüngeren Knaben zu lernen und auf diese Weise sein tägliches Brot zu verdienen. Das war wieder ein hartes Stück Arbeit, aber es mußte gehen, und es ging. Volle fünf Jahre dauerte es, bis der junge Student alles eingeholt hatte, was er brauchte,

um im Jahre 1827 sein Examen als Kandidat der Philosophie machen zu können und die erste akademische Würde zu erlangen. Aber schon im Jahre 1830 wurde er Kandidat der Medizin, 1832 Lizentiat und kurz darauf Kreisphysikus in Kajana. Jetzt hatte er also sein Auskommen und hätte sich ruhig nur der Ausübung seines Berufes widmen können.

Aber Doktor Elias Lönnrot interessierte sich ebenso lebhaft für die finnische Sprache und die alte finnische Volkspoesie wie Doktor Zacharias Topelius in Nykarleby. Im Jahre 1822 war Elias Hauslehrer bei einer Professorenfamilie gewesen, die den Sommer über auf dem Lande lebte, und in der Umgegend dort hörte er finnische Sagen erzählen und besonders auch finnländische Lieder singen. Da machte er seinen ersten Versuch, solche Lieder zu sammeln. Gleichzeitig lernte er Reinhold von Becker, einen jungen Sprachforscher kennen, der weit im Lande umhergereist war und eine ganze Anzahl Lieder gefunden hatte, die von Väinämöinen, dem Helden einer alten Sage handelten, der in den uralten finnischen Liedern eine große Rolle gespielt zu haben schien. Reinhold von Becker behauptete, wenn jemand alle die Lieder sammelte, die im Volk über diesen Väinämöinen lebten, würde es sich herausstellen, daß zwischen den verschiedenen Gedichten ein Zusammenhang bestehe, und man würde vielleicht ein ganzes finnisches Epos aus der Vorzeit entdecken. Elias Lönnrot war sofort Feuer und Flamme für diese Gedanken, und er begann voller Eifer nach solchen Liedern zu suchen, die von Väinämöinen handelten. Er fand auch eines nach dem andern, und schon im Jahre 1827 konnte er eine Schilderung von Väinämöinens Leben herausgeben.

Aber gerade in diesem Jahr gab auch Doktor Topelius auf Kuddnäs von seinem Krankenlager aus eine Sammlung „Die alten Runen des finnländischen Volkes" heraus. In der Vorrede erwähnte er, daß er seine besten Lieder von Kareliern erhalten habe, und ermahnte spätere Volksliederforscher, sich in deren Land zu begeben und dort selbst Nachforschungen anzustellen. Diese Ermahnung fiel bei Elias Lönnrot auf fruchtbaren Boden. Im Jahre 1828 machte er sich nach dem an Volksliedern

reichen Karelien auf den Weg, durchstreifte das Land zu Fuß, befreundete sich mit der Bevölkerung und erfuhr, wo die besten Volksliederdichter gewohnt hatten. Als er heimkam, brachte er eine reiche Ernte mit, war aber trotzdem noch lange nicht befriedigt. Im nächsten Sommer unternahm er eine neue Fußwanderung, und je tiefer er in das Land hineinkam, desto mehr Volkslieder konnten ihm dessen Bewohner mitteilen. Da fand er nicht nur Lieder über den alten, weisen Väinämöinen, sondern er entdeckte auch Lieder, die von dem jungen tapferen Lämminkäinen, von der schönen Aino, dem kunstfertigen Schmiede Ilmarinen und der bösen, zauberkundigen Wirtin von Pohjola handelten.

Er fand diese Lieder bald hier, bald dort, und als er sie nach der Heimkehr genau studierte, gelangte er zu der Überzeugung, daß Reinhold von Becker recht gehabt hatte, und daß alle diese einzelnen Teile ursprünglich zusammengefügt gewesen waren und ein einziges Epos gebildet hatten. So gut er konnte, suchte er dieses wieder herzustellen. Daß es der einstigen auseinandergerissenen Dichtung völlig gleiche, wagte er freilich nicht zu behaupten; aber mit unendlicher Geduld glückte es ihm doch, das Ganze zu einem gewaltigen Gedicht zusammenzuschmelzen, das den großen vorzeitlichen Gedichten anderer Völker recht wohl den Rang streitig machen konnte. Schon im Jahre 1835 hatte er alle wichtigen Teile gefunden, und so konnte er denn seinem Volke die große Kalevala, das Epos der Vorzeit schenken. Damit hatte der arme Schneidersohn von Sammatti, er, der so arm gewesen war, daß er für ein Stückchen Brot hatte singen müssen, der wieder und wieder seine Studien hatte unterbrechen müssen, um sich daheim als Schneider auf den Bauernhöfen seinen Lebensunterhalt zu verdienen — er hatte seinem Vaterlande eine Gabe darzubringen vermocht, die weit wertvoller war, als wenn er ihm ein Schiff voller Gold zugeführt hätte.

Elias Lönnrot hatte den Doktor in Nykarleby immer als einen Vorläufer betrachtet, und er gab ehrlich zu, daß er durch dessen Beispiel angeregt worden sei und seinem Rate zufolge, die Volkslieder in dem östlichen Karelien zu suchen, einen großen Teil seines Erfolges zu

verdanken habe. Schon deshalb interessierte sich der junge Zacharias Topelius begreiflicherweise sehr für die Nachricht von der Entdeckung der Kalevala. Über deren poetischen Wert konnte er nicht gleich selbst urteilen, da er die finnische Sprache nicht beherrschte. Allmählich aber kam dann doch ein Lied nach dem andern in schwedischer Übersetzung heraus, und jetzt bemächtigte sich Zacharias' die größte Bewunderung, nicht nur für das Gedicht selbst, sondern auch für das Volk, das eine so reiche, eigenartige Poesie hatte hervorbringen können.

Es dauerte nicht lange, so versuchte er selbst, solche Volkslieder mit kurzen, vierfüßigen Verszeilen und Stabreimen zu dichten. Und da entdeckte er, daß ihm dieses Versmaß so überaus leicht von der Hand ging, wie wenn er dazu geboren wäre, den Beruf eines Volksliederdichters an den Ufern der großen Binnenseen Saima und Ladoga auszuüben.

Aber daß sein Dichten von der Kalevala beeinflußt wurde, war das wenigste. Auch bei der Wahl seines künftigen Berufes gab dieses Epos mit den Ausschlag.

Je mehr Zacharias diese wunderbare Dichtung kennen lernte, desto mehr verwunderte er sich darüber, daß das finnische Volk einst Sänger sein eigen genannt hatte, die gut mit Ossian und Homer verglichen werden konnten. Dieses finnische Volk, das er immer für eine rohe, nahezu bildungsunfähige Masse gehalten hatte, und das in der nun herrschenden Zeit sicherlich keine ähnlichen Schöpfungen hervorbrachte. Aber wie, vielleicht war dieser niedrige Standpunkt der finnisch sprechenden Bevölkerung nur anscheinend so? Wenn die Gabe der Dichtkunst einem Volke einmal verliehen gewesen war, so konnte sie doch nimmermehr verloren gehen? Wenn die Finnen aus ihrer Unwissenheit und Tatenlosigkeit aufgerüttelt wurden, kam diese Gabe vielleicht wieder zum Vorschein.

Immer stärker regte sich in Zacharias der Wunsch, dieser Erwecker der finnischen Rasse zu werden. Er überlegte, ob er sich die ärztliche Laufbahn aus dem Kopfe schlagen, statt dessen Pfarrer werden und sich um eine Pfarrei auf einem finnländischen Dorfe bewerben und da an der Hebung der Bevölkerung arbeiten sollte. Auf diese Weise würde er einen tiefen Einblick in das Wesen

der Finnländer gewinnen können; niemand kommt ja dem Volke so nahe wie der Pfarrer.

War es nicht ein herrlicher Gedanke von Schwedens größtem Dichter, dem unvergleichlichen Almquist, gewesen, sich zu seinem schwedischen Volk hinauszubegeben, auf die Annehmlichkeiten des Lebens mit gebildeten Menschen zu verzichten, um das karge, harte Leben eines wermländischen Bauern zu führen? Gab es einen edleren Beruf, als den Bauern die Schätze des Wissens zu bringen, während man selbst von ihnen Einfachheit, Geduld, Ausdauer lernte und immer mehr Verständnis für die gewaltige Poesie des kargen Ödlandes bekam?

Bauer wollte Topelius nun gerade nicht werden, aber Pfarrer. Zu Ende der dreißiger Jahre ging eine starke religiöse Bewegung durch das Land; von Zacharias' Kameraden ließ sich einer nach dem andern mit fortreißen, sie besuchten Versammlungen, um für die wahre Frömmigkeit, für die durch den Pietismus wiedergeborene Religion zu wirken. Zacharias konnte diesen ernsthaften Schwärmern seine hohe Achtung und Bewunderung nicht versagen, einige davon gehörten zu seinen besten Freunden; sie suchten ihn zu ihren Ansichten zu bekehren und ermunterten ihn, seine Gaben als Diener des Reiches Gottes anzuwenden.

Zacharias schob indes jegliche Entscheidung hinaus, bis er sein Staatsexamen gemacht hätte; vorher brauchte er sich zu nichts zu entschließen. Auch gab es noch eine andere Laufbahn, die ihn gelockt hätte. Keines der wissenschaftlichen Fächer hatte ihn während seiner Studienjahre so gefesselt wie die Weltgeschichte. Da fand seine Phantasie Nahrung; eine Vorlesung des geliebten Professor Rein rief in ihm stets eine Fülle von Träumen hervor. Er saß nicht nur da und hörte zu, er lebte mit. Er kämpfte in der Schlacht bei Leipzig als finnischer Reiter, er zog auf dem schwankenden Eise über den Belt, er vollbrachte auf eigene Faust Taten, von denen noch kein Geschichtsprofessor eine Ahnung hatte.

Ein herrlicheres Los, als so wie Professor Rein auf einem Katheder zu stehen und Finnlands Geschichte darzulegen, ließ sich kaum denken.

Aber wenn auch Zacharias also die verschiedensten Be-

rufe lockten, so fiel es ihm doch schwer, gegen die Bestimmungen seines Vaters zu handeln, und noch während des Jubelfestes stand sein Entschluß nicht fest. Sein Interesse für Geschichte war an diesen festlichen Erinnerungstagen größer geworden. Das Gelübde, das er in einem besonders erhebenden Augenblick abgelegt hatte und an das er kaum zu denken wagte, als er zu ruhiger Besinnung kam, glaubte er am besten erfüllen zu können, wenn er an der Universität einen Lehrstuhl erhielt. Da konnte er auf die Jugend einwirken, die hinausziehen und Finnlands Zukunft gestalten sollte. Im übrigen aber war es ein Gelübde, das er nicht nur als Professor, sondern auch als Pfarrer oder als Arzt einlösen konnte.

2

Als Zacharias Topelius im August wieder nach Kuddnäs fuhr, wußte er noch immer nicht, welchen Beruf er wählen sollte. Aber als er ein gutes Stück aufs Land hinausgekommen war, hatte er das Gefühl, als riefe und lockte ihn jeder bewaldete Hügel, jede Anhöhe der Heide. Und plötzlich erschien ihm die Wahl sehr leicht. Er konnte sich nur einem Berufe widmen, der ihm erlaubte, beständig in dieser herrlichen Landschaft, zwischen diesen Seen und Birkenhainen zu wohnen.

Nie hatte er eine so glühende Sehnsucht nach der freien Natur empfunden, nie vorher geahnt, daß diese es ihm am meisten angetan hatte, jetzt aber wußte er es. Und zugleich verschwanden sämtliche Zweifel und Bedenken. Sein Leben lag plötzlich deutlich vor ihm. Er war glücklich, nicht mehr nach dem suchen zu müssen, was am besten für ihn paßte.

Als diese große Klarheit und Gewißheit über Zacharias kam, befand er sich in der Nähe der Poststation Kahra in Kuortane, und man könnte wohl sagen, daß die innere Stimme, die ihm riet, sich auf dem Lande niederzulassen, immer lauter wurde, je näher er diesem Orte kam.

„Erinnerst du dich an das schöne Mädchen, das du hier in Kahra so oft gesehen hast?“ sagte die Stimme zu ihm. „Du, der sich nach Schönheit und Poesie sehnt, wo

9*

könntest du beides in reicherem Maße finden, als bei dieser schüchternen, blauäugigen, wildwachsenden Blume?

Mit Ausnahme von Emilie, die du nicht erringen kannst, sag, sind nicht alle jungen Mädchen, die du kennst, durch eine aufs Äußerliche gerichtete Erziehung verdorben? Sind sie nicht alle geziert, unbedeutend, überspannt? Wo findest du in der heutigen Zeit unverdorbenes, gesundes Menschentum, ausgenommen bei der finnischen Landbevölkerung? Und dieses Mädchen von Kahra, ist sie nicht die Verkörperung all des Reinen, Gesunden, Poetischen, das im Volke lebt?

Stelle dir vor, du suchtest das Herz dieser Tochter der Wildnis zu gewinnen, du brächtest sie dann für ein paar Jahre zu einer gebildeten Frau, du würdest ihre Fortschritte selbst sorgfältig überwachen — würde sie dir da mit der Zeit nicht eine Gattin werden, die deinen Wünschen mehr als jede andere entspräche? Würdest du nicht auf diese Weise eine Braut bekommen, die schlicht und gut wäre und ohne Zögern das bescheidene Los eines Landpfarrers mit dir teilte? Sie würde sich in der Einsamkeit wohl fühlen, und ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit würden dein Heim in der Wildnis in einen wahren Lustgarten verwandeln?"

Was für eine köstliche Ruhe kam doch über Zacharias, während diese Stimmen sprachen! Er fühlte deutlich, daß dies das richtige für ihn sei. Den stürmischen Freuden des Lebens wollte er gern entsagen, sie lockten ihn nicht. In dem köstlichen Schatten rauschender Birken, am Ufer eines stillen Flusses, an der Seite einer geliebten Lebensgefährtin wollte er sein stilles Haus bauen, seine Leier schlagen, seine Herde weiden, zum Wohle der Menschen wirken soviel er konnte und über jene lachen, die sich darüber wunderten, daß er sich zu einem derartigen Leben entschlossen hatte.

Je näher er der Herberge kam, desto lebhafter träumte er von dieser Greta von Kahra, die er eigentlich kaum kannte und deren Schönheit er bisher nicht mehr beachtet hatte, als er Blumen, Sterne, kurz alles Schöne bewunderte, was ihm in den Weg kam.

Er hatte sie nur höchst selten gesehen. Sie war so schön, daß kein Mann an ihr vorübergehen konnte, ohne

ihr eine Schmeichelei zu sagen; aber auf solche Weise hatte Zacharias bisher noch nie von ihr geträumt.

Jetzt fand er indes durchaus nichts Unnatürliches dabei. Nur warum er nicht eher auf diese Gedanken gekommen war, war ihm unerklärlich. Jetzt war er fest entschlossen, einen ersten Versuch zu machen. Eine bessere Art, das Lebensrätsel für sich zu lösen, konnte es gar nicht geben. Seine Mutter würde zwar vielleicht zuerst ein wenig erstaunt sein, aber sicherlich würde sie, die selbst so viel auf Einfachheit und Tüchtigkeit gab, seinen Plan gutheißen.

Doch siehe, als Zacharias bei seiner Ankunft in Kahra nach Greta fragte, erfuhr er zu seiner größten Überraschung, daß sie sich diesen Sommer verlobt habe und einen Bauern namens Hangola heiraten werde.

Hierüber war er, der bereits in Gedanken sein Examen als Pfarrer bestanden, Greta daheim auf Kuddnäs hatte erziehen lassen und mit ihr in ein hübsches kleines Pfarrhaus gezogen war, aufs höchste überrascht. Er hatte noch nie so bestimmt auf die Verwirklichung eines Traumes gerechnet wie diesmal. Jetzt war er geradezu verdutzt und mußte über sich selbst hellauf lachen.

Von einem wirklichen Kummer oder auch nur einer ernstlichen Enttäuschung konnte ja keine Rede sein. Als er Kahra verließ, sagte er sich, es sei eigentlich am besten, daß alles nur ein Traum geblieben sei. Der Name des Bräutigams gefiel ihm außerordentlich. Wie war er schön! Er würde sich vortrefflich für ein Gedicht eignen.

Nach der Heimkehr suchte Zacharias wirklich ein Gedicht über diesen „Traum auf der Landstraße" zu verfassen. Seine Gedanken spielten mit dem, was nichts zu bedeuten hatte, aber doch vorhanden war, von dem niemand etwas wußte, das aber für ihn doch volle Wirklichkeit war.

„Dort draußen," schrieb er, „ganz dort draußen, so weit draußen, als der Vogel fliegt und als die Sonne scheint und als Gedanken einen Augenblick oder auch zwei hinschweifen, dort wohnt in einem Hofe, den du nicht kennst, jemand, von dem du nichts weißt.

„Da ist ein See, ein Hain, eine Ebene, ein Wald, eine Kirche, ein Dorf, vielleicht auch eine Stadt. An diesem

See, in diesem Haine, auf dieser Ebene, vor diesem Walde, bei dieser Kirche, in diesem Dorfe oder in dieser Stadt, da wohnen viele schöne Mädchen, die du nie gesehen hast, und unter ihnen ist eines, von dem du nie etwas geahnt hast.

„Jetzt errätst du es schon. Sie gleicht einem Morgen im Mai. Du kennst sie, sie ist ein Maiglöckchen, das duftet, ein lieblicher Ton, der über einen stillen See hinschwebt. Weißt du noch nicht, wen ich meine?"

So fuhr Zacharias ein paar Seiten lang fort. Er sprach davon, wie er ihr in einem Hain ohne Namen, unter unzähligen Blumen begegnet sei. Als ein Schelm einmal seinen Weg zu der Geliebten ausfindig machen wollte, habe er in den Lüftchen Schlingen gelegt; aber nachdem er tausend Lüftchen und zehntausend Mondstrahlen gefangen hatte, habe er noch immer nicht auch nur einen einzigen von ihren Füßen niedergetretenen Grashalm gesehen, als sie sich ihm durch die Flucht entzog.

Ferner schrieb er, seine Braut hieße die Namenlose, die Unkörperliche, die Unhörbare, die Unaussprechliche, und er liebe sie im dichtesten, rosendurchdufteten Schleier eines nächtlichen Geheimnisses. Wenn jemand ihn sähe, während er sie auf die Lippen küßte, würde er vor Schmerz darüber sterben, weil das Unnennbare Gestalt angenommen hätte.

Als Zacharias dieses Spiel mit Worten fortsetzte, geriet er über die Schönheit der biegsam geformten Sätze und des wehmütigen Tonfalles, die ihm bei der Schilderung dieser Traumbraut geglückt war, geradezu in Entzücken. So fein und zart war der Traum, den er in seinem Herzen barg; nein, nicht einmal verraten wollte er, daß es nur ein Traum war.

„Eines Morgens in aller Frühe," schrieb er, „atmete ich den Duft der Narzissen, den wehmütig lieblichen ein, und ich sagte mir: ‚das ist sie!' Da hörte ich um mich her unter den Lilien und Blättern ein leises Lachen, und mir war, als flüsterten sie untereinander: ‚jetzt wissen wir, wer sie ist, das ist sie!' Ich erschrak über diese Worte und über mich selbst, weil ich geoffenbart hatte, was die wesenlosen, ewig schweigenden Träume vergeb-

lich zu erforschen gesucht hatten. Ich entfloh in weite Ferne und gelobte mir, auch nicht einen Schimmer meiner Ahnungen durch Worte zu trüben, die das Unaussprechliche verraten könnten."

Zuletzt schwang sich Zacharias in diesem Liebesgedicht über einen Traum zu einer Huldigung des Geistes auf, der in seiner eigenen Seele wohnte, einer Huldigung jener Macht in der Tiefe der Seele, die alle Träume hervorbringt.

„Du, die ich ohne Namen, ohne Körper, ohne Laut liebe, o, ich weiß ja so gewiß, daß du kein leerer Schall, nicht die bloße Verneinung dessen bist, was glühende Herzen so gerne fest an sich pressen, mit rosigen Wangen und heißem Blute schmücken. Ich weiß, daß du das Leben, die Schönheit, die Liebe bist, und dennoch kann niemand dein Wesen in diese, in irgendwelche Worte fassen. Du entfliehst dem Ausdruck meiner Lippen, wie das Höchste und Schönste beständig der Umarmung eines Erdgeborenen entflieht, hätte ich dich aber gefangen, so müßtest du vergehen. — — — Und dennoch weilst du beständig in meiner Nähe: Tag und Nacht sehe ich dein strahlendes Antlitz dicht vor mir, und dein Bild umschwebt mich, wohin ich auch gehe, wie ein flackernder Schein. Kenn' ich dich? Ach ja, die Vergewisserung meiner Seele bist du! Dein Wesen läßt sich nicht durch Duft, Farbe oder Ton binden, aber es durchstrahlt alle, ihre Schönheit ist nichts anderes als du — — —"

Ob Zacharias Topelius, als er dies schrieb, wußte, daß er sich wie ein Mystiker ausdrückte, wie einer jener Meister des innern Lebens, die sich in das Studium der Geheimnisse der Seele vertiefen und mit liebenden Worten versuchen, ihre Verbindung mit dem alles durchdringenden Weltgeist zu schildern?

Noch ein Gedicht schrieb Zacharias im Laufe dieses Herbstes, ein Gedicht, das verriet, wie stark ihn die Mystik jetzt anzog. Er nannte es „Dichtung und Wirklichkeit", und in der letzten Strophe heißt es:

Des Lebens Traum und Wachen, wer kann sie erleiden?
Nur eine feine Linie trennt diese beiden.
Man sieht das ferne Meer in Himmel übergehen,
Der Wirklichkeiten Grenzen kann niemand sehen.

Daraus und aus noch vielem andern wollte er Hangolas Dichtung gestalten. Sie sollte aus kleinen, leicht beschwingten, hauchzarten Gedichten bestehen. Aus ihnen sollte von der Einöde her der Duft der Traubenkirsche strömen, aus ihnen sollte die Blauäugige von Kahra herauslächeln, und von der ewigen Zauberkraft des Unnennbaren, dem Mystischen, das aus der verborgensten Tiefe der Seele hervorquillt, sollten sie umschwebt sein.

* *
*

Ende Oktober fuhr Zacharias auf der Rückreise nach Helsingfors wieder nach der Herberge Kahra.

Noch hatte er die schwere Wahl eines Lebensberufes nicht endgültig zu treffen vermocht, sicherlich, weil ihn keiner der drei Berufe, um die es sich seiner Meinung nach für ihn nur handeln konnte, völlig zusagte. Aber der Gedanke, Schriftsteller zu werden, erschien ihm doch allzu kühn, ihn wagte er kaum vor sich selbst einzugestehen.

Als er sich jetzt Kahra wieder näherte, bemächtigten sich seiner genau dieselben Gedanken wie das letzte Mal.

Die Sehnsucht nach dem Lande, nach dem einfachen Leben in der Natur, nach dem unverdorbenen finnischen Volke!

Er dachte an die Bauern und Postkutscher, die er auf seinen beständigen Reisen von und nach der Hauptstadt kennen gelernt und mit denen er sich so viel unterhalten hatte, als seine geringen finnischen Sprachkenntnisse zuließen. Bei allen diesen ungebildeten Menschen war ihm eine merkwürdige Mischung von reifer Überlegung und Kindlichkeit aufgefallen; außerdem hatte er bei ihnen eine Vertrautheit mit der Natur bemerkt, die sie instand setzte, ihrer Sprache einen unerschöpflichen Reichtum an Bildern zu verleihen.

Dieses Ursprüngliche und Tiefsinnige, wie man es nennen könnte, dieses gleichzeitig Weiche und Wilde, kurz gesagt, diesen poetischen Zug hatte er nirgends so ausgeprägt gefunden, wie bei der finnischen Bevölkerung. Er sehnte sich danach, eins mit ihr zu werden, bei ihr die alte Weisheit des finnischen Volkes kennen zu lernen.

Zacharias dachte daran, daß er selbst finnisches Blut in den Adern hatte, auch schwedisches natürlich, wenn er es ganz genau nahm, auch jüdisches und slawisches. Aber der Stammvater seines Geschlechts war ein Finne gewesen vom Hofe Toppila bei Uleåborg. In diesem Augenblick kam sich Zacharias vor wie ein landflüchtiger Mann, der sein ursprüngliches Vaterland wiederfinden möchte. Es war die Stimme des Blutes, die sprach; er sollte seinem finnischen Volk zurückgekauft werden!

Je näher er Kahra kam, desto festere Formen nahm seine Sehnsucht an. Wieder hörte er im blühenden Heidekraut, aus trockenem Laub, aus plätschernden Bächen und aus raschelnden Gräsern Stimmen flüstern:

„Komm heraus zu uns in die Wildnis! Da wollen wir dich so singen lehren, wie noch keiner gesungen hat. Wenn du dich der Aufklärung und Veredlung deines finnischen Volkes widmest, sollst du nicht unbelohnt bleiben.

Warum bist du das letztemal so schnell und unüberlegt zurückgewichen? Warum hast du nicht wenigstens einen Versuch gemacht, das schöne, blauäugige Mädchen aus Kahra zu erringen? Hast du ihre Blicke nicht verstanden? Glaub' doch nicht, daß sie den Bauern liebt, mit dem sie sich verlobt hat! Sprich mit ihr! Du bist der, den sie liebt. Der Wald ist erfüllt von ihrer Sehnsucht, das Heidekraut naß von ihren Tränen.

Begreifst du nicht, daß sie Finnlands Muse ist, die noch einmal über diese Erde hinwandeln darf! Sie, sie hat Aino Väinämöinen in ihren Gedichten besungen. Versuche sie zu erringen, sie, die aus dem Heidekraut der Wildnis Schönheit hervorzaubern kann!“

Während die Stimmen auf diese Weise in Zacharias' Ohren klangen, überkam ihn ganz wie das vorige Mal die größte Gewißheit und Sorglosigkeit. Jetzt war er wieder bei demselben Gedankengang angelangt. Er wollte mit diesem Bauern Hangola wetteifern und ihn aus dem Felde schlagen. Die Heideblume von Kahra mußte ihm gehören, ihm, der ihre Schönheit und schüchterne Liebenswürdigkeit zu schätzen vermochte. Kein anderer wußte, daß sie die Muse war. Kein anderer brauchte sie so notwendig zur Gattin wie er. Sie war die Ein-

gebung, war das von oben Kommende, war das Mystische im Lied. Nie, nie würde er sie einem andern abtreten!

Der Tag war regnerisch gewesen, aber als Zacharias den Bauernhof zu Gesicht bekam, brach die Sonne durch die Wolken, und er faßte das als ein gutes Zeichen auf.

Auf Kahra hatte man den Reisenden schon entdeckt. Jemand sah die goldene Leier auf seiner Mütze glänzen und verkündigte auf dem ganzen Hofe, ein Student komme angefahren.

Zacharias knallte mit der Peitsche und fuhr schnell auf den Hofplatz herein. Am Fenster standen die Mägde sowie auch die Wirtin selbst und schauten hinaus.

„Das ist der Student, der seit so vielen Jahren hier durchreist, ja schon als er noch ein ganz kleiner Junge war,“ sagten sie. „Seht, er hat noch heute seine alte Pfeife aus Birkenholz, seine Reisetasche aus Seehundleder und seine Pistolen!“

Zacharias merkte, daß er willkommen war. Die Kinder und jungen Mädchen versammelten sich um das Fuhrwerk. Sie warteten auf die guten Sachen, die er immer unter sie zu verteilen pflegte, und lachten im voraus über die lustigen Späße, die er dabei machen werde.

Er sprang aus dem Wagen und holte die Tasche mit seinem Reiseimbiß hervor. Seelenvergnügt bahnte er sich einen Weg durch die Schar und schaute dabei alle genau an. Nein! Die schöne Greta war nicht darunter.

Im Wartezimmer kam ihm der Wirt entgegen. Der alte Mann strahlte bei seinem Eintritt über das ganze Gesicht, genau wie die andern. Sie waren nun schon seit langen Jahren gute Freunde und wechselten jetzt einen kräftigen Händedruck miteinander. Dann wurde Zacharias' Schnapsflasche hervorgeholt, der Wirt erhielt seinen Teil, und hierauf begann er zu plaudern.

„So so, der junge Herr reist jetzt wieder nach Helsingfors,“ sagte er. „Wird er denn nie gelehrt genug? Er will wohl den Gesang der Vögel verstehen lernen?“

Derartige Späße hatte der junge Magister schon öfter gehört. Er antwortete wie immer.

„Wenn es sich nur darum handelte, wär' ich sicher längst fertig,“ sagte er. „Aber seht, ich bin noch immer dabei, die Kunst zu leben zu erlernen!“

So plauderten sie ein Weilchen über alles mögliche. Schließlich sagte der Bauer mit einem vielsagenden Blick:

„Ja, Greta seht Ihr dieses Mal nicht mehr. Sie ist jetzt mit Hangola verheiratet. Aber ob nicht Ihr der gewesen seid, den sie lieb gehabt hat, das weiß Gott."

Die Hand des jungen Magisters, der sich gerade ein Stück von seinem Laib Brot abschnitt, zitterte, als er das hörte. Er konnte keine Silbe antworten. Sofort hörte er auf zu essen, packte stumm seine Habseligkeiten zusammen und fuhr auf und davon.

Erst als er schon ein gutes Stück Weges hinter sich hatte, war ihm, als erwache er aus einer tiefen Ohnmacht. Er hatte gewiß einen heftigen Schlag auf den Kopf bekommen und war eine Zeitlang betäubt gewesen. Jetzt, wo er wieder zu sich kam, durchzuckte ihn ein heftiger Schmerz. Körper und Seele zitterten vor Qualen.

Hatte er das denn nicht erwarten müssen? Was für ein Wahnsinn war nur über ihn gekommen? Er verging fast vor Sehnsucht, vor qualvoller, brennender Sehnsucht. Er wollte umkehren, um Greta zu sehen, wenn auch nur für einen Augenblick.

Eine solche Leidenschaft hatte sein Inneres noch nie durchzittert. Eine solche Sehnsucht hatten weder Emilie noch Mathilda in ihm erweckt. Dies war einer jener Wirbelstürme der Gefühle, der die Menschen aus ihrer Bahn schleudert und sie dem Laster und Untergang in die Arme treibt.

3

Am zweiten November 1840 spät abends wanderte Zacharias in seinem Zimmer in Helsingfors auf und ab. Er war aufs höchste erregt und verzweifelt, rang die Hände und stieß kurze Schmerzensschreie aus. Plötzlich warf er sich vor einem Stuhl auf die Knie und betete zu Gott.

Während er so kämpfte und litt, durchzuckte sein Gehirn blitzartig ein Gedanke, ganz so, als sei er von außen gekommen, und er selbst habe keinen Teil daran.

„Ach nein, das ist unmöglich," sagte er sich und blieb mitten im Zimmer stehen. „So etwas kann nicht geschehen."

Aber im selben Augenblick erinnerte er sich an die alte Brita Kiviranta daheim auf Kuddnäs und an alle ihre Erzählungen von Frauen, die die Männer, die ihre zärtlichen Gefühle nicht erwiderten, durch Hexenkünste in sich verliebt gemacht hatten. Sie vermochten in dem Herzen des andern eine solche Sehnsucht zu erwecken, daß diese den Tod herbeiführte, wenn sie nicht befriedigt wurde.

Zacharias schüttelte den Kopf, er schob den Gedanken weit von sich. Das wollte er nicht glauben. Wohl hatte alles Mystische von jeher eine starke Anziehungskraft auf ihn ausgeübt. Er hatte nie genug von Prophezeiungen, Wahrzeichen, Gespenstergeschichten hören können, aber nur, weil er solche Dinge in seine Phantasie aufnahm und sie dann in Poesie verwandelte. Auch nicht einen Augenblick wäre ihm bisher der Gedanke gekommen, selbst an den Nöck oder an Wichtelmännchen, an Liebesbeschwörungen oder irgendeine andere alte finnische Zauberkunst zu glauben. Rasch trat er an den Schreibtisch und griff nach der Feder, um die bösen sich in ihm regenden Gedanken zu verscheuchen. Was er schrieb, war ein Gebet:

„O Gott, im Dunkel hab' mit mir Erbarmen!
Nacht ist's in mir. trotz ird'schem Morgengrauen.
Ich dürste! Lebenswasser gib mir Armen,
Dem trotz der Erdenlast der Tod schafft Grauen.
Mag andern auch das Leben hold sich schmücken
Und lachen in der Jugend Glanzgefunkel,
Mich will die Luft sogar zu Boden drücken,
Des Himmels Sterne löscht das tiefe Dunkel!"

An Gott wendete er sich um Hilfe. Nie war seine Sehnsucht nach dem Ewigen stärker gewesen, als gerade jetzt, wo die Mächte der Finsternis über ihn herfielen. Aber Pfarrer werden, nein, das konnte er nach dem, was ihm jetzt widerfahren war, nicht mehr, das fühlte er deutlich.

Auch Arzt wollte er nicht werden. Er mußte sich einem Studium widmen, das er wirklich lieben konnte.

So ging er denn ein paar Tage später zu Professor Rein und meldete sich bei ihm zum philosophischen Lizentiatexamen mit der Geschichte als Hauptfach.

Die Arbeit sollte ihm Halt und Rettung werden. Er wollte nicht länger nach eigenem Glück streben, wollte durch Arbeit für das Vaterland Herr über seine Leidenschaft werden. Dem Dienst des Vaterlandes hatte er sich ein für allemal geweiht. Auf einem andern Wege gab es kein Glück für ihn.

Als die Weihnachtsferien herankamen, reiste er wieder über Kahra heim, aber diesmal ließ er sich Zeit, damit er Greta zu sehen bekäme. Zwar sah er dieser Begegnung mit großer Unruhe entgegen, aber er fühlte, es ging nicht anders, er mußte sie sehen. In ein Netz von Träumen war er verstrickt, und er begriff sich selbst nicht mehr. Er dachte sich, wenn er dieses einfache Mädchen, das er liebte, wiedersähe, würden sich seine aufgepeitschten Gefühle beruhigen. Ja, er glaubte beinahe, wenn er nur einmal in Gretas Nähe weilen dürfte, werde ihn diese sonderbare Liebe ebenso schnell verlassen, wie sie über ihn gekommen war. Wenigstens würde dann wohl das Dämonische verschwinden, das sich jetzt in seine Gedanken an sie eingeschlichen hatte.

Und sie sollte wieder seine sanfte Heideblume und sein unschuldiges finnisches Mädchen sein.

Aber das Beisammensein verlief nicht so, wie er gehofft hatte. Nachher dachte er noch mehr als zuvor, diese Greta von Kahra gebiete über eine gewisse finnische Zaubermacht. Sie brachte ihn so weit, daß er „seine Hand ausstreckte nach den Rosen der Sünde“. Ein Zufall, oder wie er lieber glaubte, die Hand des Allmächtigen rettete ihn. Von diesem Tag an fuhr er nicht gern an der Herberge Kahra vorüber, sondern wählte andere Wege.

Der Sehnsucht konnte er aber doch nicht entfliehen, sie verfolgte ihn mehrere Jahre lang. Noch immer dachte er an Greta, so wie er sie zuerst gesehen hatte, wo sie das Sinnbild von allem Guten und Reinen gewesen war, und da bekam das Lied von ihr einen sanften, warmen Ton. So sang er im Frühling des Jahres 1841:

„Du mein holdes, liebes, warmes,
Du mein Mädchen in der Ferne,
O daß du in dieses Ahorns
Trautem Schatten wieder säßest!
O daß hier an dieses Meeres
Wellumspülter Bucht du weiltest,
Und daß in des milden Mondes
Schimmerschönem Schein ich könnte
Zärtlich dir am Herzen ruhn!
Aber du zogst weit von hinnen,
Weilest fern in öder Fremde!
Sterne, die am Himmel glänzen,
Sehen fragend auf mich nieder.
Freundlich flüstern Meereswellen,
Wind fragt mich, warum ich traure,
Warum ich so einsam sei?
Und ich lege meine Hände
Sehnend auf mein Herz und bete:
Gib mein fernes Kind mir wieder!
Gib mir meine holde Blume!
Laß im Glanze ihrer Augen
Meiner Augen Lieb' sich spiegeln!
Meines Herzens letzten Seufzer
Laß mich in ihr Herz ergießen!
Dann will nimmermehr ich trauern,
Nimmermehr ich einsam klagen!"

Aber zu andern Zeiten sah er in Greta von Kahra die böse Versucherin, ein Wesen, das ihn verfolgte und ihn beunruhigte. Da glaubte er bei ihr etwas Dunkles, Dämonisches zu verspüren. Er kämpfte mit ihr, so wie christliche Heilige in früheren Zeiten mit Visionen aus der Welt der Sünde und Wollust gekämpft haben. In solchen Augenblicken wechselte er leidenschaftliche Worte mit dem Verfolger:

„Ha, stehst du wieder neben mir, du düsteres Mädchen, du, mein Dämon!

Von Qualen gehetzt, verblutet, verloren und aufgerieben bin ich dir in finsterer Nacht entflohen, wie man vor dem Tode flieht; ich entfloh dir, wie man vor dem Gewitter flieht, am liebsten wäre ich dem Leben selbst entflohen, und dennoch stehst du wieder neben mir!"

„Verstoße mich nicht, du wilder Geselle, o denk an den nächtlichen, wunderschönen Traum unserer Liebe! O denk an die glühenden holden Rosen und ihren Duft in dem stillen Schweigen der Nacht, o denk an die heißen, die seligen Tränen, denk an die Seufzer der

glühenden Sehnsucht am späten Abend, draußen im Sturm in der unendlichen Einöde!"

„Hör' auf, hör' auf, die vergangene, die düstere Sünde heraufzubeschwören, die meinen Frieden zerstörte! Die Rosen alle, und alle die Tränen, und alle die Seufzer meiner furchtbaren Sehnsucht hab' ich in Lethes Wellen versenkt und begraben, aus meinem Leben hab' ich sie ausgelöscht."

„Es ist vergeblich, du nichtiger Streiter, die feuerroten Erinnerungen der einstigen Liebe, die unausrottbaren schönen Gespenster, sie folgen dir auf Wegen und Stegen, ins Grab selbst versenken sie sich mit dir, in alle Ewigkeiten klammern sie sich an deinen Geist an."

„O wenn du mich geliebt, wenn du, wie du sagst, mir allein dein Herz gegeben hast, dann, ich flehe dich an, weiche von mir, beschwöre nicht mehr das Feuer wach, das den Frieden meines ganzen Lebens zu Asche verbrennt!"

— — — — — — — — — — —

Es war, als könnte ihn diese Erinnerung nicht eher loslassen, als bis es ihm geglückt wäre, daraus ein Gedicht zu schaffen, ein Gedicht von großer, unvergänglicher Schönheit. Er versuchte es einmal ums andere, dies zu erreichen. Aber es glückte ihm erst im Herbst des Jahres 1845.

Da entstand „Der Student auf der Reise" in seiner fertigen, vollendeten Form. Da war alles Mystische überwunden, das Gedicht war frisch, lebendig, echte Wirklichkeit, und mit dem tragischen Schluß, den er hineingedichtet hatte, erhob es sich zu großer, edler Kunst.

Die Helsingforser Zeitung

Im Spätherbst des Jahres 1841 lag in Helsingfors eine alte Klatschbase auf dem Totenbette. Es stand wirklich sehr schlecht mit ihr, und niemand erwartete, sie je wieder einmal in der Buchhandlung von Wasenius zu sehen, wo sie sich ihrer Gewohnheit gemäß regelmäßig an jedem Mittwoch und Samstag einfand, um von da

mit ihrem Neuigkeitskram in der ganzen Stadt umherzuwandern. Aber das muß man zugeben, wenn man ganz aufrichtig sein will, über den in Aussicht stehenden Todesfall herrschte in Helsingfors kein großer Kummer. Das gab man allerdings zu, daß die Kranke in ihren jungen Tagen mit recht angenehmen Überraschungen kommen konnte, ein Staatsratstitel da, ein Wladimirorden dort, aber das gehörte schon lange der Vergangenheit an. Jetzt in der Gebrechlichkeit des Alters lief sie meist nur in der Stadt herum und erzählte Skandalgeschichten, die sie aus alten französischen Journalen zusammengesucht hatte. Wenn jemand gegen dieses Vorgehen Einspruch erheben wollte, wurde sie überdies unverschämt. So alt sie auch war, oder vielleicht gerade deshalb, konnte sie nie einen Fehler einsehen. Sie mußte das letzte Wort haben, und wenn sie sich auch Jahr und Tag über dieselbe Sache herumstreiten mußte.

Niemand ist so verlassen, daß er gar keinen Freund hätte, und die arme Kranke hatte tatsächlich an dem Universitätsbuchhändler und Buchdruckereibesitzer Konsul Wasenius einen Beschützer, der ihre einstigen Verdienste nicht vergaß, sondern sie in jeder Weise am Leben zu erhalten suchte.

„Meine Freundin," sagte er zu ihr, „du bist weder abgelebt noch altersschwach, aber du hast eine schlechte Kost, das versichere ich dir. Du mußt dich nach einer neuen Köchin umsehen. Das ist alles, was dir not tut."

Und ohne weiter zu fragen oder ihre Ansicht abzuwarten, sah er sich selber nach einer Person um, die den Haushalt der alten Dame besorgen und ihr selbst zu Gesundheit und neuem Leben verhelfen könnte.

Er war darauf vorbereitet, recht lange suchen zu müssen, ehe er jemand fände, der die allergeringste Lust hätte, sich um eine Persönlichkeit anzunehmen, deren Kräfte aufs äußerste heruntergekommen und deren Ruf ungemein schlecht war. Aber siehe, Anfang Dezember bekam er in seinem Arbeitszimmer plötzlich den Besuch eines sehr schmucken jungen Herrn, der eine Manuskriptrolle unter dem Arme trug. Er nannte seinen Namen und seine Lebensstellung, sagte, er möchte sich gerne während der Zeit, die er noch bis zu einem Lizentiatexamen

studieren müsse, seinen Unterhalt selbst verdienen und stellte dem Konsul in aller Untertänigkeit anheim, ob dieser ihm die offene Stelle anvertrauen wolle.

Konsul Wasenius, der mit einer großen Menge Menschen zu tun gehabt hatte und außerdem ein recht kluger, aufgeweckter Mann war, ließ seine Augen auf dem Besucher ruhen, um zu sehen, welchen Eindruck er ihm mache. Die Augen waren tief wie Seen, aber es lag ein recht gefährlicher Glanz darin, der auf der Oberfläche glitzerte. Um den Mund schwebte ein schelmisches Lächeln; im übrigen waren die Gesichtszüge fein und gut ausgemeißelt, das ganze Aussehen war von der Art, die im einen Augenblick schön, im nächsten aber häßlich ist. Die Gestalt war mittelgroß, aber mager und schlank, so daß der junge Mann den Eindruck von etwas Unkörperlichem, beinahe von einem Schatten machte.

Dem Konsul fuhr flüchtig der Gedanke durch den Kopf, er habe nicht einen gewöhnlichen Menschen vor sich, sondern ein Wesen, von dem er in der Eile nicht angeben konnte, welcher Art es wirklich sei. Es war kein Wichtelchen, kein Nöck, kein Troll, sondern eher etwas, das der Luft angehörte. Einen Augenblick fragte er sich, ob nicht unter dem Rock Flügel versteckt seien, aber gleich darauf lächelte er über seinen Einfall. Er nahm sogleich seine Vernunft am Zügel und begann mit dem Bittsteller zu verhandeln.

„Sie wissen, Herr Magister, um was es sich handelt," begann er. „Der Helsingforser Zeitung muß neues Leben eingeblasen werden. Sie ist ganz am Umkippen. Ich glaube, wir haben jetzt nur noch fünfhundert Abonnenten, und vor ein paar Jahren hatten wir bis zu elfhundert."

Der Besuch versicherte, er sei vollständig auf dem laufenden, aber der Konsul fuhr doch in seinen Darlegungen fort. Er sagte, er habe die Zeitung ins Leben gerufen, damit sie ein Nachrichten- und Anzeigeblatt sei, denn ein solches brauche man durchaus in Finnland; die Allgemeinheit habe sich auch wohlwollend dazu gestellt, besonders so lange die Zeitung die ersten Nachrichten von Ernennungen und Beförderungen habe bringen können. Allerdings habe man sie ein Wurst- und

Käseblatt genannt, aber das habe doch wahrlich nichts zu bedeuten! Mittlerweile aber habe die Regierung verboten, die offiziellen Neuigkeiten mitzuteilen, ehe sie in dem Regierungsorgan gekommen seien, und danach seien die Abonnenten ausgeblieben. Der jetzige Redakteur habe dem Leserkreis auch nichts Verlockendes zu bieten gewußt, er habe im Gegenteil einen großen Teil der Zeitungsleser mit seinen unanständigen französischen Novellen und mit seiner langweiligen Polemik vertrieben.

Der dunkle junge Herr erklärte, er kenne die Zeitung seit vielen Jahren und sei mit ihrem Betrieb und der Art ihrer Wirksamkeit vollständig vertraut. Auch er mißbillige die Übersetzungen aus dem Französischen und meine, wenn die Zeitung das unnütze Gezänk aufgeben und sich statt dessen zum Grundsatz machen würde, für die vaterländischen Ideen zu arbeiten, weiten Kreisen Bildung zugänglich zu machen, die Sitten zu verbessern — —

Wasenius unterbrach den Redenden mit einem etwas ungeduldigen Achselzucken.

„Sie wollen gewiß aus meiner alten Klatschbase eine alte Schulmamsell machen, Herr Magister?"

„Gewiß nicht, Herr Konsul, ich will sie lieber zu einer Gärtnerin machen, die die Finnen lehren soll, ihr Land in einen Rosengarten umzuwandeln."

Darauf erwiderte der Konsul nichts. Er schwieg und betrachtete prüfend das Gesicht des vor ihm Stehenden. Es war alt und jung zugleich, gereift und doch kindlich. Noch einmal glitt der Gedanke, keinen wirklichen Menschen vor sich zu haben, durch sein Gehirn.

„Das ist natürlich so eine Art Schwärmer," dachte er, und er fühlte sich eigentlich sehr geneigt, ihn abzuweisen. Andererseits aber war die Not groß, schriftstellernde Leute waren selten in Finnland, und seine Zeitung konnte kaum erwarten, ein anerkanntes Talent werde sich ihrer annehmen.

„Haben Sie schon etwas geschrieben?" fragte er, um auf einfache Weise zu einer Entscheidung zu kommen.

Darauf wurde dem Konsul die Papierrolle mit einer Verbeugung überreicht, und dann entfernte sich der Bewerber.

Als der Konsul die Rolle aufwickelte, enthielt sie eine

Beschreibung der Landschaft Österbotten, die bei der letzten Semesterfeier in der Österbottnischen Abteilung vorgelesen worden war.

Der Herr Konsul vertiefte sich in das Schriftstück: Ernst, Klarheit, gute Kenntnisse, fließender Stil. Alles, was er sich wünschen konnte. Aber noch immer fühlte er sich unschlüssig. Das oben erwähnte Aussehen des Bewerbers war ihm noch immer unverständlich.

In der nächsten Nacht hatte Konsul Wasenius einen wundervollen Traum. Er vermeinte, in dem Birkengehölz vor Kajsaniemis Wirtshaus zu stehen, aber wie wunderbar hatte sich dieses verändert und verschönt! Die hohen weißen Birkenstämme standen da, wie er sie immer gesehen hatte, aber an den Stämmen hinauf und bis in die Spitzen der Zweige hinaus waren sie von blühenden Rosen umschlungen. Die Wege entlang wuchsen kleine Rosenbäume, deren Zweige sich gegeneinander neigten und ein blühendes Dach bildeten; alle Gebüsche waren in mächtige Rosenwäldchen verwandelt, überall auf den Rasenplätzen blühten Rosensträucher mit großen und kleinen gelben, weißen, rosa und dunkelroten Blüten ganz übersät.

Der Konsul stand ganz betreten vor all dieser Blumenpracht; doch dann sah er etwas noch Entzückenderes:

An einem großen Rosenbusch wichen plötzlich die Zweige und Blätter rauschend auseinander, und aus einer dunkeln Torwölbung, die sich dadurch gebildet hatte, tauchte eine Schar kleiner Elfen auf. König und Königin gingen mit tänzelnden Schritten an der Spitze, und ein langer Zug reichgekleideter Herren und Damen folgte ihnen. Kein Zweifel war möglich, es waren Oberon und Titania, die mit ihrem Hofstaat in Kajsaniemis Park zogen, um sich am Sommersonnwendfest an einem Tanze zu erfreuen.

Der Träumende beglückwünschte sich eben zu dem wunderbaren Zufall, der ihn in dieser Nacht in Kajsaniemis Park geführt hatte, als er eine gewisse Unruhe in dem Zuge bemerkte. Man schaute sich um, man flüsterte, man fragte sich gegenseitig. Es war deutlich zu erkennen, man vermißte jemand. Und der Konsul verstand sofort, wer das war, dem die Nachfrage galt.

Das war natürlich Puck, der Musikant und Spaßmacher, der Freund aller Elfen, der Schutzherr aller Rosen. Der mußte notwendig bei der Veranstaltung sein. Was sollte man wohl an Oberons Hof ohne Puck anfangen?

Plötzlich stieß Titania einen Ruf aus und deutete hinauf in eine von Kajsaniemis weißen Birken. Sofort wendeten sich alle Elfen dahin und der Konsul Wasenius mit ihnen; alle richteten die Blicke auf ein und denselben Platz.

Und da saß wirklich Puck ganz außen auf einem schwankenden Zweig. Der Schelm hatte sich ordentlich herausgeputzt: auf seinem Kopf saß eine Studentenmütze, dazu trug er Hosen und Weste, Hemdkrause und Manschetten von unbeschreiblicher Schönheit und Feinheit. Den Rock hatte er abgeworfen, wie die Studenten zu tun pflegen, wenn sie arbeiten, und an den Schultern stachen kleine bunte Schmetterlingsflügel durch das weiße Hemd heraus.

Wirklich, diesen kleinen Mann da droben sitzen zu sehen, war ein höchst possierlicher Anblick. Er saß mit gekreuzten Beinen, ernsthaft damit beschäftigt, mit einer großen Gänsekielfeder ein auf seinem Knie liegendes Blatt Papier mit Buchstaben zu bekritzeln.

Dem Anscheine nach vollständig ahnungslos, daß der ganze Hof des Königs Oberon da unten stand und ihn betrachtete, fuhr er unbekümmert in seiner Arbeit fort.

„Was hat er nur vor? Was hat er sich nun für einen Schabernack ausgedacht?" fragten sich die Elfen untereinander.

„Ach," rief eine von ihnen, „ich weiß es, ich weiß es! Er schreibt für seine Zeitung. Puck ist Zeitungsredakteur geworden. Nun bekommen wir eine Zeitung an Oberons Hof."

Darauf kletterte die ganze Gesellschaft mit unbegreiflicher Leichtigkeit und Behendigkeit den Birkenstamm hinauf. Bald standen sie alle bei Puck und guckten ihm über die Achsel in das Blatt.

Nun hob der Schreibende den Kopf, um die Zudringlichsten zurückzuweisen, und da erkannte Konsul Wasenius auf der Stelle das schmale Gesicht mit der dunkeln Hautfarbe, den tiefen Augen und dem wechselnden

Mienenspiel wieder. Er hatte es übrigens beinahe erwartet. Puck war niemand anderes, als der junge Magister, der sich bei ihm als Bewerber für den Zeitungsposten gemeldet hatte.

In seiner Überraschung eilte er nun auch näher hinzu, um in das Blatt Papier zu sehen, das der kleine Knirps auf seinem Knie festhielt. Und wahrhaftig, stand da nicht ganz oben auf der Seite mit großen, verzierten Buchstaben:

Helsingforser Zeitung.

In jeder Nummer der wirklichen Zeitung las man unter dem Titel einen lateinischen Spruch von würdigem, schönem Inhalt.

Quid verum atque decens curo et rogo. Ich kümmere und befleißige mich um das, was wahr und anständig ist. Der Konsul hatte den Wahlspruch einstens selbst ausgewählt und wollte keinen andern für sein Unternehmen.

Aber hier hatte der Kleine mit dem Gänsekiel etwas ganz Neues geschrieben. Ich verspreche und schwöre, dieses Land in einen Rosengarten zu verwandeln.

Und kaum hatte der Konsul das Geschriebene gelesen, als Puck sich auch schon nach ihm umdrehte und ihm eine lange Nase machte.

Da brachen alle Elfen in ein unwiderstehliches Gelächter aus. Der Konsul hätte ihnen gerne gesagt, sie brauchten ihn nicht auszulachen, denn er sei kein versteinerter alter Mann, sondern finde dies alles gerade so komisch wie sie selbst. Aber das eigensinnige Gelächter wollte kein Ende nehmen, und schließlich wurde der Konsul so verlegen und ärgerlich, daß er erwachte.

Aber in demselben Augenblick fühlte er auch deutlich, alles weitere Zögern war unnötig. Wenn er wirklich den Puck der Elfen an seiner Zeitung anstellen konnte, dann mußte sie selbstverständlich zu neuem Leben erwachen.

Am nächsten Tag teilte er dem Magister Zacharias Topelius mit, daß er zu Neujahr die Stelle als Redakteur der Helsingforser Zeitung antreten könne.

Es war im Jahr 184[illegible] Tage nach der Sommersonnwendfeier. Zachari[illegible] saß auf einem Postgefährt und fuhr auf [illegible] Wegen gen Kuddnäs. Er hatte die Heimreise [illegible] Sommer später unternommen als sonst, ob[illegible] er wußte, daß er daheim sehnlichst erwartet wur[illegible] in allererster Linie von Henrik Backmann, [illegible] vielleicht auch noch von einer andern.

Henrik hatte nämlich [illegible], Nykarleby zu verlassen und nach Hambur[illegible]siedeln, wo er ein besseres Auskommen zu fin[illegible], als derzeitig in Finnland zu erlangen war. [illegible] Zacharias geschrieben und ihn aufs aller[illegible]ten, seine Heimreise zu beschleunigen, damit [illegible] noch Lebewohl sagen könne, ehe er Finnland [illegible] für immer verlasse.

Aber Zacharias konnte [illegible] konnte es nicht über sich gewinnen, abzureisen, [illegible] die Heimreise von Woche zu Woche [illegible]. Das Sonnwendfest war vorüber, und [illegible] Tage des Juli waren auch vorüber, als er sich [illegible] auf den Weg machte.

Jetzt, während der Fah[illegible] er mit einer gewissen Bitterkeit an Henrik [illegible]. Dieser, sein Freund seit zehn vollen Jahren, d[illegible], einnehmende Jüngling, den er liebte, dem [illegible] Vertrauen gehörte, der einzige Mensch, dem er[illegible]kommener Aufrichtigkeit alles schreiben, mit [illegible] auch alles besprechen konnte, er würde ihn [illegible] verlassen! Aber was hatte es dann für einen [illegible], daß ihre Herzen so eng vereint worden waren? [illegible] nach Deutschland übersiedelte und sie nie [illegible]kamen, würde natürlich ihre Freundschaft [illegible]. Alles, was während der Kindheit und [illegible] in ihren Herzen als Grundlage niedergelegt [illegible], auf dem sich ein lebenslängliches, brüderlich[illegible] und helfendes Verhältnis weiter hätte au[illegible], das wurde nun abgebrochen. Und da es so [illegible] Zacharias es nicht lassen, sich zu fragen, war[illegible] Henrik in sein Leben getreten sei.

War es nur gewesen, um ihn und Emilie zu trennen? Er dachte an jene Champagnernacht, wo Henrik ihm seine Liebe zu Emilie anvertraut hatte, und wo er selbst in ritterlicher Entsagung versprochen, ihm nicht in den Weg zu treten, nicht zu versuchen, sie für sich selbst zu gewinnen. Dreiundeinhalbes Jahr waren seither verflossen, drei Jahre, während derer sein Herz unsäglich gelitten hatte, gelitten ebenso durch seine Treue wie durch seine Untreue.

Die schmerzensvolle, düstere Kahraepisode wäre nie eingetreten, wenn Henrik ihn nicht von Emilie Lindquist getrennt hätte.

Wenn nun Henrik Emilie wirklich festgehalten, wenn er sie geheiratet und sie glücklich gemacht hätte, dann hätte Zacharias an jene Geschichte mit ruhiger Ergebenheit denken können; aber in den späteren Zeiten hatte sich Henrik Emilie ganz aus dem Sinne geschlagen. Jetzt war er in Mia Hammarin verliebt, ein Mädchen aus Nykarleby, die ein größeres Erbe in Aussicht hatte als Emilie. Sie wollte er jetzt heiraten. Und das war es, was für Zacharias alles so bitter und sinnlos machte.

Zacharias legte die Hand an seine Westentasche. Da trug er einen Ring, den er auf Henriks Wunsch in Helsingfors für Mia Hammarin bestellt hatte. Er sollte ein Pfand sein, ein Zeichen ihrer heimlichen Verlobung. Diesmal war es also voller Ernst, es war kein Spiel wie damals, wo es sich um Emilie gehandelt hatte.

Nein, er wollte den Freund nicht verdammen. Der war eine Schmetterlingsnatur, und da konnte er wohl nicht anders, als bald für die eine und bald für die andere zu schwärmen. Aber warum, warum mußte er Zacharias und seiner Liebe in den Weg treten?

Und jetzt wollte Henrik wieder gutmachen. Er schrieb es zwar nicht mit klaren Worten, aber Zacharias verstand sehr wohl, daß er es nun für Ehrensache hielt, zwischen ihm und Emilie alles wieder ins Geleise zu bringen. Ehe er wegzog, wollte er offenbar die beiden glücklich vereint sehen.

„Komm!“ schrieb er in jedem Brief. „Ich versichere Dir, Emilie liebt Dich. Ich habe auf dem letzten Balle mit ihr gesprochen, die ganze Zeit von Dir! Sie ist

Verlobung

Es war im Jahr 1842, einige Tage nach der Sommersonnwendfeier. Zacharias Topelius saß auf einem Postgefährt und fuhr auf staubigen Wegen gen Kuddnäs. Er hatte die Heimreise in diesem Sommer später unternommen als sonst, obgleich er wußte, daß er daheim sehnlichst erwartet würde, und zwar in allererster Linie von Henrik Backmann, aber vielleicht auch noch von einer andern.

Henrik hatte nämlich die Absicht, Nykarleby zu verlassen und nach Hamburg überzusiedeln, wo er ein besseres Auskommen zu finden hoffte, als derzeitig in Finnland zu erlangen war. Er hatte Zacharias geschrieben und ihn aufs allereindringlichste gebeten, seine Heimreise zu beschleunigen, damit er ihm noch Lebewohl sagen könne, ehe er Finnland vielleicht für immer verlasse.

Aber Zacharias konnte und konnte es nicht über sich gewinnen, abzureisen, und so war die Heimreise von Woche zu Woche verschoben worden. Das Sonnwendfest war vorüber, und die ersten Tage des Juli waren auch vorüber, als er sich endlich auf den Weg machte.

Jetzt, während der Fahrt, dachte er mit einer gewissen Bitterkeit an Henrik Backmann. Dieser, sein Freund seit zehn vollen Jahren, dieser schöne, einnehmende Jüngling, den er liebte, dem sein ganzes Vertrauen gehörte, der einzige Mensch, dem er mit vollkommener Aufrichtigkeit alles schreiben, mit dem er auch alles besprechen konnte, er würde ihn also nun verlassen! Aber was hatte es dann für einen Zweck, daß ihre Herzen so eng vereint worden waren? Wenn Henrik nach Deutschland übersiedelte und sie nie wieder zusammenkamen, würde natürlich ihre Freundschaft verblassen. Alles, was während der Kindheit und Jugend in ihren Herzen als Grundlage niedergelegt worden war, auf dem sich ein lebenslängliches, brüderliches, stützendes und helfendes Verhältnis weiter hätte aufbauen sollen, das wurde nun abgebrochen. Und da es so war, konnte Zacharias es nicht lassen, sich zu fragen, warum eigentlich Henrik in sein Leben getreten sei.

War es nur gewesen, um ihn und Emilie zu trennen? Er dachte an jene Champagnernacht, wo Henrik ihm seine Liebe zu Emilie anvertraut hatte, und wo er selbst in ritterlicher Entsagung versprochen, ihm nicht in den Weg zu treten, nicht zu versuchen, sie für sich selbst zu gewinnen. Dreiundeinhalbes Jahr waren seither verflossen, drei Jahre, während derer sein Herz unsäglich gelitten hatte, gelitten ebenso durch seine Treue wie durch seine Untreue.

Die schmerzensvolle, düstere Kahraepisode wäre nie eingetreten, wenn Henrik ihn nicht von Emilie Lindquist getrennt hätte.

Wenn nun Henrik Emilie wirklich festgehalten, wenn er sie geheiratet und sie glücklich gemacht hätte, dann hätte Zacharias an jene Geschichte mit ruhiger Ergebenheit denken können; aber in den späteren Zeiten hatte sich Henrik Emilie ganz aus dem Sinne geschlagen. Jetzt war er in Mia Hammarin verliebt, ein Mädchen aus Nykarleby, die ein größeres Erbe in Aussicht hatte als Emilie. Sie wollte er jetzt heiraten. Und das war es, was für Zacharias alles so bitter und sinnlos machte.

Zacharias legte die Hand an seine Westentasche. Da trug er einen Ring, den er auf Henriks Wunsch in Helsingfors für Mia Hammarin bestellt hatte. Er sollte ein Pfand sein, ein Zeichen ihrer heimlichen Verlobung. Diesmal war es also voller Ernst, es war kein Spiel wie damals, wo es sich um Emilie gehandelt hatte.

Nein, er wollte den Freund nicht verdammen. Der war eine Schmetterlingsnatur, und da konnte er wohl nicht anders, als bald für die eine und bald für die andere zu schwärmen. Aber warum, warum mußte er Zacharias und seiner Liebe in den Weg treten?

Und jetzt wollte Henrik wieder gutmachen. Er schrieb es zwar nicht mit klaren Worten, aber Zacharias verstand sehr wohl, daß er es nun für Ehrensache hielt, zwischen ihm und Emilie alles wieder ins Geleise zu bringen. Ehe er wegzog, wollte er offenbar die beiden glücklich vereint sehen.

„Komm!“ schrieb er in jedem Brief. „Ich versichere Dir, Emilie liebt Dich! Ich habe auf dem letzten Balle mit ihr gesprochen. Die ganze Zeit von Dir! Sie ist

Verlobung

Es war im Jahr 1842, einige Tage nach der Sommersonnwendfeier. Zacharias Topelius saß auf einem Postgefährt und fuhr auf staubigen Wegen gen Kuddnäs. Er hatte die Heimreise in diesem Sommer später unternommen als sonst, obgleich er wußte, daß er daheim sehnlichst erwartet würde, und zwar in allererster Linie von Henrik Backmann, aber vielleicht auch noch von einer andern.

Henrik hatte nämlich die Absicht, Nykarleby zu verlassen und nach Hamburg überzusiedeln, wo er ein besseres Auskommen zu finden hoffte, als derzeitig in Finnland zu erlangen war. Er hatte Zacharias geschrieben und ihn aufs allereindringlichste gebeten, seine Heimreise zu beschleunigen, damit er ihm noch Lebewohl sagen könne, ehe er Finnland vielleicht für immer verlasse.

Aber Zacharias konnte und konnte es nicht über sich gewinnen, abzureisen, und so war die Heimreise von Woche zu Woche verschoben worden. Das Sonnwendfest war vorüber, und die ersten Tage des Juli waren auch vorüber, als er sich endlich auf den Weg machte.

Jetzt, während der Fahrt, dachte er mit einer gewissen Bitterkeit an Henrik Backmann. Dieser, sein Freund seit zehn vollen Jahren, dieser schöne, einnehmende Jüngling, den er liebte, dem sein ganzes Vertrauen gehörte, der einzige Mensch, dem er mit vollkommener Aufrichtigkeit alles schreiben, mit dem er auch alles besprechen konnte, er würde ihn also nun verlassen! Aber was hatte es dann für einen Zweck, daß ihre Herzen so eng vereint worden waren? Wenn Henrik nach Deutschland übersiedelte und sie nie wieder zusammenkamen, würde natürlich ihre Freundschaft verblassen. Alles, was während der Kindheit und Jugend in ihren Herzen als Grundlage niedergelegt worden war, auf dem sich ein lebenslängliches, brüderliches, stützendes und helfendes Verhältnis weiter hätte aufbauen sollen, das wurde nun abgebrochen. Und da es so war, konnte Zacharias es nicht lassen, sich zu fragen, warum eigentlich Henrik in sein Leben getreten sei.

War es nur gewesen, um ihn und Emilie zu trennen? Er dachte an jene Champagnernacht, wo Henrik ihm seine Liebe zu Emilie anvertraut hatte, und wo er selbst in ritterlicher Entsagung versprochen, ihm nicht in den Weg zu treten, nicht zu versuchen, sie für sich selbst zu gewinnen. Dreiundeinhalbes Jahr waren seither verflossen, drei Jahre, während derer sein Herz unsäglich gelitten hatte, gelitten ebenso durch seine Treue wie durch seine Untreue.

Die schmerzensvolle, düstere Kahraepisode wäre nie eingetreten, wenn Henrik ihn nicht von Emilie Lindquist getrennt hätte.

Wenn nun Henrik Emilie wirklich festgehalten, wenn er sie geheiratet und sie glücklich gemacht hätte, dann hätte Zacharias an jene Geschichte mit ruhiger Ergebenheit denken können; aber in den späteren Zeiten hatte sich Henrik Emilie ganz aus dem Sinne geschlagen. Jetzt war er in Mia Hammarin verliebt, ein Mädchen aus Nykarleby, die ein größeres Erbe in Aussicht hatte als Emilie. Sie wollte er jetzt heiraten. Und das war es, was für Zacharias alles so bitter und sinnlos machte.

Zacharias legte die Hand an seine Westentasche. Da trug er einen Ring, den er auf Henriks Wunsch in Helsingfors für Mia Hammarin bestellt hatte. Er sollte ein Pfand sein, ein Zeichen ihrer heimlichen Verlobung. Diesmal war es also voller Ernst, es war kein Spiel wie damals, wo es sich um Emilie gehandelt hatte.

Nein, er wollte den Freund nicht verdammen. Der war eine Schmetterlingsnatur, und da konnte er wohl nicht anders, als bald für die eine und bald für die andere zu schwärmen. Aber warum, warum mußte er Zacharias und seiner Liebe in den Weg treten?

Und jetzt wollte Henrik wieder gutmachen. Er schrieb es zwar nicht mit klaren Worten, aber Zacharias verstand sehr wohl, daß er es nun für Ehrensache hielt, zwischen ihm und Emilie alles wieder ins Geleise zu bringen. Ehe er wegzog, wollte er offenbar die beiden glücklich vereint sehen.

„Komm!“ schrieb er in jedem Brief. „Ich versichere Dir, Emilie liebt Dich! Ich habe auf dem letzten Balle mit ihr gesprochen. Die ganze Zeit von Dir! Sie ist

nahm er nicht auch eine solche gebrechliche junge Menschenpflanze, wie sein Freund eine gewesen war, unter seine Fürsorge und ließ sie zur Reife und Vollendung kommen?

Henrik Backmanns alte Mutter und eine kranke Schwester waren schon draußen auf Kuddnäs in der Pflege der Doktorin. Zacharias und seine Schwester Sofie widmeten sich in den nächsten Tagen Mia Hammarin, der armen Braut des Verstorbenen.

Alle drei, Mia, Sofie und Zacharias ruderten eines Abends nach der Insel Allörn hinüber, um in dem Sommerhaus der Familie Hammarin zu übernachten. Zacharias sprach mit Mia über Henrik Backmann.

„Siehst du," sagte er, „Henrik wußte, daß er sterben würde, oder besser gesagt, es war etwas in ihm, das wußte, daß er uns für immer verlassen müsse. Für ihn selbst stellte es sich wohl so vor, wie wenn er eine weite Reise antreten würde. Er nahm Abschied von allen Menschen und auch von allen Orten, die ihm lieb geworden waren. Alles wollte er noch in Ordnung bringen, um nur ein gutes Andenken von sich zu hinterlassen. An mich schrieb er ganz merkwürdige Briefe. Deshalb dürfen wir nicht mit Verzweiflung um ihn trauern. Es wäre unrecht gegen ihn."

Während Zacharias also sprach, waren sie einem Boot nahe gekommen, in dem zwei junge Mädchen mit ihren Angelruten saßen. Es war Emilie Lindquist mit ihrer Schwester Thilda.

Zacharias war in diesem Sommer noch nicht mit Emilie zusammengetroffen. Als er sie nun so unvermutet sah, dachte er zuerst und vor allem an den Schmerz, den auch sie empfinden mußte. Jeglicher Gedanke an sich selbst und an sein Verhältnis zu ihr lag ihm in diesem Augenblicke fern.

Bald lagen die beiden Boote Seite an Seite, und als Emiliens Hand in der seinen lag, fühlte er, wie ein Zittern durch sie hinlief.

Er schaute auf, sah Emilien in die Augen, und da wußte er plötzlich, daß sie ihn liebte.

Mitten in seinem Schmerz konnte er nicht anders, als sich beseligt fühlen; das war troftreich, das war hold.

Er wendete sich nicht mit Widerwillen ab, als er jetzt vor dem Ziele stand. Vielleicht verstand er jetzt besser als vorher, was Emilie wert war, wie unschätzbar es war, ihre Liebe sein eigen nennen zu dürfen. Mit demütigem und dankbarem Herzen nahm er dieses herrliche Geschenk des Glückes entgegen.

An diesem Abend konnte er mit Emilie nicht unter vier Augen sprechen. Er saß nur still da und wiederholte sich selbst: „Mein, mein eigen, endlich mein eigen, mein ganz allein!"

Nein, er fühlte weder Zweifel noch Ungewißheit. Sicherlich wollte er ihre Liebe annehmen. Er fand sie ebenso schön, ebenso erstrebenswert wie jemals, und doch verwunderte er sich darüber, daß er mit solcher Ruhe an sein Glück denken konnte. Wäre ihm das vor drei Jahren widerfahren, so wäre er vor überschwellender Freude ganz toll gewesen. Nicht ausgehalten hätte er es, still dazusitzen und mit andern Menschen zu reden. Seine stürmischen Gefühle hätten ihn zu ersticken gedroht. Mit Tränen hätte er zu Emiliens Füßen gelegen und den Staub unter ihnen geküßt.

Er konnte es nicht lassen, sich ein klein wenig darüber zu grämen, weil sie ihn nicht vor drei Jahren geliebt hatte, damals, wo er sich im heißesten Liebesrausch befand. Ach, er begriff sich selbst nicht, begriff nicht, daß er so ruhig, so gar nicht unternehmungslustig war!

Vielleicht liebte er sie nicht? O doch, er fühlte, wie er mit seinem ganzen Wesen die Gewißheit, daß sie ihm gehörte, fest umfaßte. Hätte ihm jemand diese Gewißheit entreißen wollen, so wäre ihm zugleich auch das Herz aus dem Busen gerissen worden.

Am nächsten Morgen in aller Frühe nahm Zacharias ein Boot und ruderte aufs Meer hinaus. Er fuhr indes nicht weit, nur so weit, bis er sich in einer Bucht zwischen den Schären verbergen konnte. Da legte er sich im Boote flach auf den Rücken, um von seinem Glücke zu träumen.

Und träumen, das tat er sicherlich, aber auf höchst merkwürdige Weise. Nicht wie in früheren Tagen von Emiliens Augen, von ihrem Haar, von ihrer Musik, von einigen Worten, die sie gesagt, sondern von ganz prak-

tischen Dingen. Er dachte, es sei doch recht gut, daß er nun ihrem Vater, dem Kaufmann Isaak Lindquist, wenn er vor ihm als Bewerber seiner Tochter erschien, sagen konnte, er sei jetzt in der Lage, sich sein eigenes Brot zu verdienen, wenn er auch noch nicht imstande sei, eine Frau zu versorgen.

Die Helsingforser Zeitung war ja ein sehr kleines Blatt, und die Abonnentenzahl ganz lächerlich gering, aber er würde die Zeitung schon hoch bringen; sie sollte ein Kulturherd werden, Verfeinerung schaffen —

Hastig setzte er sich im Boot auf. Wie war es nur möglich, daß er an einem solchen Morgen an die Zeitung denken konnte? Warum war nicht seine ganze Seele von dem Gedanken an die Geliebte erfüllt?

Wieder legte er sich nieder, um sich in stillem Genuß Emiliens Bild vor Augen zu stellen, aber merkwürdigerweise wendeten sich seine Gedanken jetzt seinem Studium zu. Könnte er es vielleicht erreichen, Dozent der Geschichte zu werden, so daß er an der Universität bleiben könnte? Ach nein, er würde sich wohl mit einer Lehrerstelle auf dem Lande begnügen müssen!

Abermals fuhr er auf, verwundert über die Richtung, die seine Gedanken nahmen.

„Ich liebe wohl Emilie nicht," sagte er sich. „Warum denke ich an alles andere, nur nicht an sie?"

Aber da erhob sich sein Herz wider ihn und strafte ihn.

„Verstehst du nicht, daß dies das richtige Zeichen der Liebe ist? Geradeso will sie immer daran denken, Strohhalme zum Neste herbeizutragen, um der Liebsten eine warme Wohnung zu bereiten."

Ja, endlich verstand Zacharias die Veränderung, die mit seiner Liebe zu Emilie vorgegangen war. Er fühlte keine Leidenschaft mehr, sondern Zärtlichkeit, er begehrte nicht mehr die flüchtige Lust des Augenblicks, aber er würde imstande sein, sie ein ganzes Leben lang unerschütterlich treu zu lieben.

Dies war die liebliche Überraschung, die sein Herz für ihn in Bereitschaft hatte. Wie ein eigensinniges Kind war dies Herz gewesen. Veränderlich und heftig war es gewesen, er hatte es züchtigen und quälen müssen, aber jetzt war es zu seiner schönen Reife und Vollendung gelangt.

Als Zacharias von seiner Bootfahrt zurückkehrte, fragte jemand, wo er gewesen sei.

„Ich bin hinausgefahren und habe die Insel der Seligen gesucht,“ antwortete er, aber er selbst fand diese Äußerung romantisch veraltet. Wie ein ausgewachsenes Kleid erschien sie ihm, sie paßte nicht mehr zu den ernsten, tiefen Gefühlen, die jetzt in ihm wohnten.

Im Laufe des Vormittags traf man zufällig mit Lindquists im Freien zusammen. Da entfiel Zacharias unversehens ein Handschuh, und er fiel gerade vor Emilie zu Boden. Sie hob ihn auf. Da fühlte sie in einem Finger einen harten, runden Gegenstand, und ganz still behielt sie den Handschuh für sich. Zacharias fragte nicht danach; erst am Abend erhielt er ihn zurück, und da war er leer.

Am Abend machte er einen Besuch bei Lithéns, und auf dem Heimweg gingen Emilie und Zacharias Arm in Arm durch die kaum bemerkbare Dämmerung der schönen Haine.

Zacharias sprach mit Emilie von Henrik Backmann. Diesen ganzen Tag hindurch, sagte er, habe er gefühlt, wie der Tote ihn umschwebte. Aber gerade deshalb habe er es gewagt, ihr seinen Ring zuzuschmuggeln. Es sei des Freundes innigster Wunsch gewesen, sie vereinigt zu sehen, das wisse er ganz genau. Es sei keine Versündigung an der Trauer, die beide um ihn fühlten.

Lange wanderten sie Seite an Seite durch den stillen Abend dahin. Emilie hatte Zacharias etwas zu sagen, für das sie nur schwer den richtigen Ausdruck fand, aber sie fühlte, er mußte erfahren, warum sie ihn jetzt liebte. Er sollte nicht glauben, sie nehme ihn, weil der andere sie verlassen hatte.

Nein, daher war es gekommen, weil Henrik Backmann ihr einmal erzählt hatte, Zacharias habe, als er erfuhr, daß sein Freund sie liebte, in ritterlicher Aufopferung es aufgegeben, sich selbst um sie zu bewerben. Das war der Zug, der sie dazu gebracht hatte, Zacharias zu lieben. Darum, weil er sich selbst überwinden konnte.

Da fing Zacharias an, die freundliche Fügung der Vorsehung zu verstehen. Nun fragte er nicht mehr, warum Henrik Backmann in sein Leben getreten war. Ohne ihn würde er die Geliebte nie gewonnen haben.

Gegner

1

Der Despotismus

Als Zacharias Topelius die Redakteurstelle an der Helsingforser Zeitung antrat, mag es ihm zumute gewesen sein wie einem Krieger des Mittelalters, wenn er das Ritterschwert empfing. Jetzt hatte er die Waffe in der Hand, die ihm helfen würde, die Welt so zu gestalten, wie er sie haben wollte.

Sein Ritterschwert aber war, wenn man so sagen darf, eines der kleinsten und unbedeutendsten. Die Helsingforser Zeitung war ein ganz kleines Blatt, das zweimal in der Woche erschien. Das Format war nicht ganz so groß wie ein Bogen Briefpapier, es hatte auf jeder Seite zwei Spalten und natürlich nicht mehr als vier Seiten. Die Hälfte des Raumes, und gar oft noch mehr, wurde stets von Familiennachrichten und Geschäftsanzeigen eingenommen, die auf der ersten und letzten Seite standen. Die vier Spalten auf den weniger beachteten Innenseiten aber durfte der Redakteur nach besten Kräften ausfüllen. Doch ist zu bemerken, daß der enge Raum bedeutend erweitert wurde, weil die ganze Zeitung im kleinsten Druck erschien und die einzelnen Spalten sich nicht auf Kosten der andern ausbreiten durften.

Der Redakteur der Helsingforser Zeitung hatte keine Mitarbeiter, er mußte allein für alles einstehen. Schon daraus kann man ersehen, wie außerordentlich bescheiden das ganze Unternehmen war. Aber andererseits hatte dies auch einen Vorteil, Topelius konnte sein Blatt ganz und gar nach eigenem Ermessen redigieren. Er konnte ohne irgendeinen Einspruch seinen eigenen Plan verfolgen.

Diesen Plan, über den er sich vom ersten Augenblick an klar war, setzte er jedoch nicht als Wahlspruch unter den Zeitungsartikel, sondern das bisherige Quid verum usw. blieb unverändert stehen. Auch anderweitig sprach er seine Absichten nicht mit dürren Worten aus; aber sie lebten in der Tiefe seiner Seele und drückten

allmählich allem, was er schrieb, ihr Gepräge auf. Vielleicht gewöhnte er sich auf diese Weise daran, nur noch selten allein des Dichtens wegen zu dichten. Er war Volkserzieher, wenn er dichtete, und Dichter, wenn er erzog. Dies war so tief in seiner eigenen Natur begründet, daß man fast daran zweifeln konnte, ob er eine Arbeit, wenigstens eine in Prosa geschriebene, für wirklich gut hielt, wenn darin die erzieherischen, anregenden Gedanken fehlten.

Ein gutes Einvernehmen zwischen sämtlichen Bewohnern des Landes scheint ja in erster Linie notwendig zu sein, wenn ein Land in einen Rosengarten verwandelt werden soll. Und zu diesem Zweck müssen die Menschen vor allem gegenseitig miteinander bekannt werden und die guten Eigenschaften ihrer Landsleute kennen lernen. Aber statt dessen stehen sich Stadt und Land meist völlig fremd gegenüber.

Doch siehe: schon am 22. Januar 1842 teilte die Helsingforser Zeitung mit, daß sich auf einem Pfarrhofe im nördlichen Finnland eine kleine Akademie gebildet habe, etwas Ähnliches, wie Hugo Löwenstjerna in seinem Jagdschloß eingerichtet hatte, obgleich in Beziehung auf die Hand, die das Protokoll führte, ein großer Unterschied bestand. Die Mitglieder der oben genannten Akademie waren die vier Kinder des Pfarrers: Henrik, Emma, Thilda und Marie. Der junge Henrik, der zugleich seines Vaters Vikar war, hatte versprochen, in der Zeitung zu berichten, was auf seiner Akademie vorgehe, und er hielt dieses Versprechen treulich. Bald schilderte er ein Gespräch über Runebergs Weihnachtsabend, bald ein solches über das Verhältnis der Frauen zur Politik. Zum Dank für diese Beiträge erhielt der oben erwähnte Henrik hie und da einen Brief aus Helsingfors, worin ein Besuch des Thronfolgers, sowie ein oder das andere aus dem Theaterleben der Hauptstadt beschrieben waren.

Voller Spannung beobachtete der junge Redakteur, wie diese Versuche, Stadt und Land miteinander bekannt zu machen, von dem Publikum aufgenommen wurden. Das Leben seiner Zeitung war ja immer noch in Gefahr zu erlöschen. Alles hing davon ab, ob der Leserkreis ihn verstehen, sich über seine gute Absicht freuen und ihn unter-

stützen würde. Die Allgemeinheit begriff von dieser guten Absicht sicher herzlich wenig. Die meisten fanden, die Helsingforser Zeitung werde ungefähr wie eine von Kindern herausgegebene, selbstgeschriebene Zeitung redigiert. Aber das alles sei doch entschieden besser, als das bisherige erbitterte Zeitungsgeschrei und die unanständigen Geschichten. Nein, die Abonnenten nahmen nicht ab, im Gegenteil, sie nahmen zu!

Zacharias hatte also weder einen Fortschritt noch einen Mißerfolg zu verzeichnen. Immerhin löste sich nach einem halben Jahre Herrn Henriks Akademie auf. Ihre Berichte waren vielleicht ein wenig zu schwerfällig und zu ausgeglichen gewesen. Im nächsten Herbst machte indes Zacharias einen neuen Versuch.

In den Rosengärten der ganzen Welt ist es Sitte, daß man harmlos und vergnügt, ohne jede Steifheit und Feierlichkeit miteinander verkehrt. Und einen solchen liebenswürdig vertraulichen Ton suchte Zacharias jetzt unter den Lesern seines Blattes einzuführen. Anstatt kalt und trocken die kleinen und großen Ereignisse zu berichten, schilderte er sie vergnügt und lustig in Briefen an einen Leutnant Leopold, der in Grusien in russischen Diensten stand und große Sehnsucht nach Neuigkeiten aus seiner Heimat hatte. Auf diese Weise konnte Zacharias ohne Angst, seine Leser zu ermüden, jeden Monat in einem Briefe, den die Zeitung dem Leutnant sandte, von allem möglichen erzählen: vom Wetter und den Ernteaussichten, von den Vorstellungen umherziehender Schauspieler, von Ernennungen, von Promotionen, von den neuesten Moden, vom Kirchenbesuch, alles in einer muntern, gefälligen Mischung.

Natürlich erregte auch das manchen Anstoß. Es gab Menschen, die eine so familiäre Behandlung durch ihre Zeitung einfach nicht ertrugen. Aber es gab auch eine ganze Anzahl anderer, denen das Spaß machte und die im stillen dachten: „Dieser junge Mensch an der Helsingforser Zeitung berichtet seine Neuigkeiten wirklich in recht netter Art. Warum können wir andern nicht ebenso offen und natürlich sein wie er?“

Tatsächlich waren diese Briefe ein großer Fortschritt. Man fing an, einander zu fragen: „Hast du den letzten

Leopoldbrief gelesen? Hast du gemerkt, was über den und den darin stand?" — Oder es hieß auch: „Eigentlich wollte ich die Helsingforser Zeitung schon lange abbestellen, aber dieser Briefe wegen werde ich mich wohl auch fürs nächste Jahr darauf abonnieren."

Die Jahreswende 1842—43 zeigte ein erfreuliches Ergebnis: die Zahl der Abonnenten war fortgesetzt im Steigen. Die Zeitung hatte also unter dem neuen Redakteur im ersten Jahr ihr Leben gefristet.

Und der neue Redakteur verfolgte seinen Plan unentwegt weiter. Selbstverständlich mußte man in einem Rosengarten alles von der besten Seite betrachten, alles Gute, das geschieht, bemerken, sowie alles unterstützen, was das Leben reicher und angenehmer machen kann. Deshalb herrschte in der Helsingforser Zeitung auch jedesmal Jubel und Freude, wenn die Ernte im Lande gut ausfiel, wenn ein schönes Bild gemalt wurde, wenn ein neues Dampfschiff seine erste Fahrt antrat, wenn ein gutes Theaterstück aufgeführt wurde, wenn eine hervorragende Dichtung im Druck erschien. Alle, alle sollten es in einer so freundlichen Welt, die Zacharias erschaffen wollte, gut und angenehm haben. Mit großem Eifer suchte er seinem Leser einzuprägen, daß die Arbeiter von ihren Vorgesetzten gut behandelt werden müßten, daß aber auch hinwiederum die Dienstboten ihrer Herrschaft das Leben nicht zu sauer machen dürften. Außerdem sollte jeder, der reich war und selbst herrlich und in Freuden lebte, nicht vergessen, daß der arme Lazarus auch ein wenig Vergnügen brauche.

Und damit alles gut werde, sollte der Teil der Bevölkerung, der finnisch sprach, auch in dieses Paradies mit hineingenommen werden. Er sollte sich durchaus nicht als ein Kind armer Leute fühlen dürfen, das vor dem Gatter stehen bleiben mußte und nur durch die Latten hineinschauen durfte. Gerade die Gebildeten hätten die Pflicht, sich der Sache ihres finnischen Bruders anzunehmen und ihm Gelegenheit zu geben, die reichen Anlagen auszubilden, die in dem Volk, das so herrliche Gedichte wie die Kalevala und Kanteletar hervorgebracht hatte, unbedingt schlummern mußten.

Dies alles ließ sich nach der Ansicht des jungen Redak-

11*

teurs ganz leicht durchführen. Es gehörte ja nur ein klein wenig guter Wille dazu. Überhaupt schien die Helsingforser Zeitung anzunehmen, es lasse sich alles, was geschehen mußte, um die Welt so gut zu machen, wie sie sein sollte, mit Geduld und Freundlichkeit durchsetzen, genau so, wie ein Gärtner seine Bäume nicht aus Zorn beschneidet, sondern um sie schöner und fruchtbarer zu machen.

Unter diesen menschenfreundlichen Bestrebungen lebte die Helsingforser Zeitung noch ein Jahr. Wohl machte sich der eine oder der andere über den sechsundzwanzigjährigen Redakteur lustig, der so weise und so wohlmeinend war, aber trotzdem merkten sich die Leute doch eine ganze Anzahl der Vorschläge, die er ihnen ans Herz legte.

Er selbst aber war höchst ärgerlich, weil seine Absichten vereitelt, seine Ideen unterdrückt wurden, weil er sich selten offen aussprechen durfte und die Wirkung seiner Worte fast gleich Null war, weil er einen Gegner hatte, der ihn in allen Bewegungen hinderte.

Keine finnische Zeitung durfte damals gedruckt werden, ohne daß ein Zensor den Text durchgelesen und sein „Imprimatur“ darunter gesetzt hatte. Und Zacharias' Zensor war ein ernster, bedächtiger Mann, der weniger als sonst irgend jemand den heitern, ungezwungenen Ton der Helsingforser Zeitung verstand. Er schien nicht glauben zu wollen, daß sich jemand so viel Mühe gab, nur um alltägliche, unschuldige Dinge auf eine angenehme Weise zu sagen. Ja, er hatte den Redakteur im Verdacht, er versuche gefährliche, aufhetzende Lehren, gebührend überzuckert und unkenntlich gemacht, zu verbreiten.

Im Frühjahr 1842 ging in Helsingfors das Gerücht, man dürfe in Finnland auf den Besuch des allgemein beliebten Thronfolgers, Großfürst Alexander, rechnen, und Topelius erkundigte sich bei dem Zensor, ob es erlaubt sei, seine Freude darüber schon vorher in der Zeitung zu äußern. Sofort bekam der Zensor Angst, die Worte „Freude äußern“ könnten sich auch böswillig auslegen lassen. Daß Zacharias den Thronfolger wirklich lieben und sich auf seine Ankunft freuen könne, das fiel ihm nicht im Traume ein. Kurz angebunden gab er ihm

zur Antwort, die Helsingforser Zeitung müsse dieses Sich-freuen aufschieben, bis die Sache im Regierungsblatt erwähnt worden sei. Und da sich dieses für den fürstlichen Besuch keineswegs so zu interessieren schien wie Zacharias, konnte der junge Redakteur das Ereignis erst erwähnen, nachdem sich der Großfürst schon einen ganzen Tag in der Stadt aufgehalten hatte.

Ein andermal wollte Zacharias in der Zeitung kurz erwähnen, daß ein russischer Soldat draußen bei Sveaborg im Eise eingebrochen sei. Da wurde der arme Zensor ängstlich. Wer konnte wissen, ob das in dieser aufhetzenden Geheimsprache nicht bedeutete, die ganze russische Herrschaft sei unter das Eis geraten? Er verbot die Nachricht, und damit Zacharias sich nicht zu öfteren derartigen Verirrungen hinreißen lasse, warnte er ihn schnell mit den Worten:

„Solltest du von dem von Wölfen gefressenen russischen Postillion gehört haben, so behalte diese Neuigkeit für dich! Ein russischer Soldat darf nicht von Wölfen gefressen werden."

Unendliche Sorge bereitete es dem Redakteur und dem Setzer, wenn die Zeitung gerade vor dem Druck vom Zensor mit völlig durchstrichenen Seiten zurückkam. Wo sollte man nur in der Eile einen neuen Text hernehmen? Da hieß es, alte Novellen hervorsuchen; mochte es noch so ein Plunder sein, wenn das Blatt nur voll wurde.

Aber dies war noch das wenigste.

Zacharias hatte einen Artikel über das Postamt gebracht, der eigentlich nur Worte des Lobes enthielt. Er hatte vom Zensor auch „Imprimatur" bekommen; aber nach ein paar Wochen traf vom Generalgouverneur selbst der strenge Befehl ein, die finnischen Zeitungen dürften nichts über ein kaiserliches Amt schreiben, nicht einmal etwas Wohlwollendes.

Man kann sich den jungen Weltverbesserer vorstellen, der das blanke Schwert in der Hand hielt und es nicht schwingen durfte!

Er durfte keine Beamten tadeln, er durfte an nichts, was die Regierung tat, etwas aussetzen. Er durfte, durfte, durfte nicht.

Es hieß sich anpassen, sich in verblümten Worten aus-

drücken, sich der Fabeln, Gedichte, Rätsel, kurzum lauter leichter Sachen zu bedienen, die der Zensor nicht so ängstlich und sorgfältig prüfen zu müssen glaubte wie die langen Prosaartikel. Ein finnischer Journalist der damaligen Zeit mußte offenbar auch ein wenig Dichter sein.

Am ersten April des Jahres 1843 hatte Zacharias einen langen Artikel gebracht, in dem der Teufel erwähnt wurde. Vermutlich meinte der Zensor, auch diesen Fürsten in Schutz nehmen zu müssen, denn gerade vor dem Druck war der ganze Artikel gestrichen worden. Rasch wurde eine eingesandte Erzählung dafür gesetzt, aber die Zeitung erschien doch eine Stunde später als sonst, und das Publikum unterließ es durchaus nicht, seine Unzufriedenheit über das unpünktliche, schlechte Blatt offen auszusprechen.

Und siehe, in der nächsten Nummer erschien in gebundener Rede folgende Entschuldigung der Redaktion:

„O teures Publikum, das uns so wohl geneigt,
Am Samstag par hazard hat sich bei uns gezeigt
Ein Vorkommnis — um eine ganze Stunde kam
Das Blatt zu spät heraus; das schuf gar vielen Gram,
Ein gräßliches Gedräng fand vor dem Laden statt,
Von allen, die sich gern geholet dort das Blatt.
„Nicht da?" — „Nicht da?" — „Hat man so etwas je vernommen?
Selbst Sie, Aufwärter, sind so ganz umsonst gekommen?
Der holden Jungfraun Schar? All die ehrsamen Leute?
Doch halt — jetzt wird mir klar. Anfang April ist heute!
Ein kleiner Streich also?" — Ja, und er ist geglückt,
Wir haben, Publikum, dich in April geschickt!
Der einz'ge Schlüssel ist's zu dem, was man gesehen.
Vergebt! Was an uns liegt, es soll nicht mehr geschehen!"

Als das finnische Publikum diese Verse las, wußte es sofort, wo der Schlüssel des Rätsels zu finden war. Nur der Zensor schien nichts verstanden zu haben. Wenigstens verhielt er sich diesmal still.

Aber hinter alldem verbarg sich im Grunde genommen nur jene Macht, die sich der Zensur bediente, um ihre Herrschaft aufrecht zu erhalten. Nicht gegen einen mehr oder minder unvernünftigen Zensor mußte Zacharias seinen Zorn wenden, sondern gegen den russischen Despotismus.

Die Finnen nahmen unter allen von Rußland unter-

drückten Völkerschaften eine ganz besondere Stellung ein. Sie wurden allerdings von einem russischen Generalgouverneur regiert, aber der diesem mit seinem Rate zur Seite stehende Senat bestand aus Finnen. Sprache, Religion, Unterrichtswesen, Gesetzgebung hatten sie unangetastet behalten dürfen, zu Beamten und Offizieren wurden die Söhne des Landes ernannt.

Dies waren unschätzbare Vorteile, und jeder Finne hätte es für ein Verbrechen gehalten, sich durch einen übereilten Schritt zu gefährden. Auch Zacharias hegte ganz und gar keine solchen Absichten. Er verfolgte keine politischen, sondern nur kulturelle Ziele, und gerade das Bewußtsein seiner vollkommenen Ungefährlichkeit dem Selbstherrschertum gegenüber steigerte vielleicht noch seinen Zorn darüber, daß er daran gehindert wurde, für das Gute, das er fördern wollte, zu wirken.

Eine übermäßige Ängstlichkeit und ein beständiges Mißtrauen stellten sich ihm auf dem Wege entgegen, den er wandeln wollte, und gar manches Mal rauchte ihm der Kopf vor Zorn über alle die dummen, ärgerlichen Verordnungen.

An einem Abend des Herbstes 1844 wohnte er einer Theatervorstellung bei: Eine deutsche Truppe führte ein Stück auf, in dem die Marseillaise gesungen wurde, und als Zacharias heimkam, war er noch immer berauscht von dem jungen Wein der Freiheit, der in diesen Tönen braust. Er konnte die aufpeitschende, hinreißende Melodie nicht wieder loswerden, und unter ihrem Einfluß begann er eine finnische Marseillaise zu dichten:

„Es geht ein Ruf voll Freiheitsahnung
Durch alle Welt, durch Süd und Nord.
Wer, Bruder, folgt des Rufes Mahnung?
Wer zieht zum Kampf, zum Siege fort?
Groß ist die Jugendkraft, die glühend
Ihr Schicksal selber schafft,
Kämpft für ihr Volk, begeistrungsprühend,
Dem sie die Fesseln bricht mit Kraft.
Für heil'ger Freiheit Gut
Gibt sie ihr Herzensblut!
Für Suomis Volk gibt gern sie dar
Den letzten Lebenshauch,
Der Name lebt, die Tat fürwahr
In Lied und Sage auch!

Auf tapfre Söhne Suomis! Allen
Winkt Kampf für freien Geist!
Die schweren Fesseln müssen fallen,
Auf die der Väter Schatten weist!
Zwei Mächte Suomis Seele brachten
In schnöde Sklaverei.
Wie Schwedens Bildung wir verachten,
Woll'n bleiben wir von Rußland frei!
Auf pflanzen das Panier
Für Geistesfreiheit wir!
Für Suomis Sprache, Volk und Land
Und seiner Zukunft Macht,
Zerbrechen wir der Fesseln Band,
Das uns zu Sklaven macht!"

Als ihm diese Worte rasch wie eine Erleuchtung durch den Sinn flogen, war ihm, als sei ihm nun gewisse Genugtuung geworden für die unzähligen Male, wo er sich einem tyrannischen Machtspruch hatte fügen müssen, von jenem verhängnisvollen Augenblick vor vielen Jahren an, wo die Österbottnische Abteilung geteilt wurde, bis zu dem letzten Eingriff des Zensors.

Er sang die Verse, während er sie verfaßte. Er war merkwürdig erregt, aber zugleich auch stolz und mutig, und stand ganz und gar im Banne seines Freiheitsmarsches. Er war bereit, nach Sibirien zu gehen, um gerade diese aufrührerischen Worte aussprechen, um Schweden und Rußland sowie dem alten und dem neuen Herrscher zurufen zu dürfen, daß Finnlands Knechtschaft zu Ende sei, und daß es seine Fesseln hasse.

Dieses Lied erschien natürlich nicht in der Zeitung, aber es wurde unter den Studenten bekannt und von ihnen mit Begeisterung gesungen. Der erste Vers so oft wie möglich, der zweite nur, wenn man der Zuhörer „sicher" war. Bald erfuhren auch die Behörden, daß die Studenten eine neue Marseillaise sangen, und das rief große Bestürzung hervor. Topelius wurde darauf aufmerksam gemacht, daß er, wenn seine Urheberschaft des Liedes bekannt würde, auf eine Haussuchung und Gefängnisstrafe, ja vielleicht sogar auf Sibirien gefaßt sein müsse.

Nun mußte Zacharias sich selbst ernstlich ins Gebet nehmen und sich fragen, was er wolle. War er wirklich bereit, in die Verbannung oder in das Gefängnis

zu gehen, nur um seinen Haß gegen Zensoren und Gewaltherrscher offen aussprechen zu können?

Sollte er sein Leben nicht für ernstere Aufgaben, für edlere Taten aufsparen? Mußte er sich ins Verderben stürzen, um einem unmöglichen Trotze Luft zu machen?

Jetzt hatte er ein Ziel vor Augen, eine Aufgabe zu erfüllen. Er mußte das Verantwortungsgefühl des Mannes an Stelle der aufflammenden Begeisterung des Jünglings treten lassen.

2

Der Pietismus

Es war in der Silvesternacht, und Zacharias Topelius hatte sich ans Klavier gesetzt, um ein geistliches Lied zu singen, wie er das seit langer Zeit bei jedem Jahreswechsel tat.

Das Jahr, das zu Ende ging, war das Jahr 1843, das neue, das diese Nacht am Gesichtskreis auftauchte, sollte 1844 heißen. Zacharias hatte den Silvesterabend bei Emiliens Verwandten, Kommerzienrat Borgströms, verbracht, aber jetzt war er schon ein paar Stunden daheim in seinem Zimmer. Er hatte Briefe von seiner Braut und seiner Mutter zusammengebunden, hier und da eine Seite gelesen, und dann an Emilie geschrieben, und zuletzt hatte er das neue Jahr mit einem Gebet und Lied begrüßen wollen.

Aber er konnte sein Lied kaum zu Ende singen. Er war nicht in der rechten Stimmung. In seiner Seele kämpften Groll und Empörung. Er fühlte nichts von Dankbarkeit oder Ergebung, er wollte mit Gott ins Gericht gehen.

„Was hast du aus Nykarleby, was hast du aus Kuddnäs gemacht?" wollte er fragen. „Warum hast du meine Vaterstadt und mein Elternhaus nicht in deinen Schutz genommen? Ich sage dir, es gibt auf deiner ganzen Erde keinen Ort, wo ein besseres Leben geführt wurde."

Zacharias stand auf und trat an den Schreibtisch, wo die zusammengebundenen Briefe lagen. Seine Hände legten sich schwer darauf nieder.

„Ich könnte blutige Tränen weinen," murmelte er. „Wie ist es nur möglich, ach, wie ist es nur möglich, daß ein barmherziger Gott so viel unnötiges, unverschuldetes Leiden nicht abwendet?"

Erst vorhin, während er die Briefe durchgesehen hatte, war dieser unvernünftige Zorn in ihm aufgestiegen. Er konnte den Sinn dessen, was geschah, nicht verstehen. Ihm war, als richte Gott das beste seiner Geschöpfe zugrunde.

„Nicht Emiliens wegen zürne ich!" rief er aus. „Es handelt sich um meine alte Mutter. Sie, sie ist dieses ganze Jahr hindurch verfolgt und gequält worden."

Er zog eine Schublade des Schreibtisches auf und nahm ein Paket Briefe vom vorhergehenden Jahr heraus.

„Damals fing es an," murmelte er.

Während er in den Briefen blätterte, fühlte er, wie seine Hände zitterten, und er bekam Angst vor seiner eigenen Erregung.

„Nimm dich in acht, Zacharias, tritt deinem Gott nicht als Feind gegenüber!" warnte er sich selbst. „Der Pietismus hat sich doch über ganz Finnland ausgebreitet. Warum sollte er nicht auch nach Nykarleby kommen?"

Er ließ die Briefe auf den Tisch fallen. Ach ja, der Pietismus hatte sich wirklich über ganz Finnland ausgebreitet, und er war auch in Nykarleby nichts Neues. Schon seit sechs bis sieben Jahren war er dort aufgetreten, aber meist nur unter Handwerkern und Dienstboten. Freilich, die Tochter des zweiten Pfarrers, Sofie Fonselius, sowie ein paar kaufmännische Angestellte waren von der Bewegung ergriffen worden, sonst aber von den gebildeten Leuten niemand.

Im Herbst 1842 jedoch hatte der zweite Pfarrer einen der ersten Pietisten, N. G. Malmberg, als Vikar erhalten. Er schien ein begabter Prediger zu sein, und im Anfang waren offenbar sowohl Zacharias' Mutter als auch die ganze Stadt höchst zufrieden mit ihm gewesen. Jetzt sei das Kirchengehen doch endlich eine Freude und eine Erbauung, schrieb sie. Um die pietistischen Lehren, die Malmberg einfließen lasse, brauche man sich ja nicht

zu kümmern. Jeder vernünftige Mensch wisse doch, daß das Lesen guter Romane oder in Ehren ein Tänzchen zu machen oder sich ein wenig zu putzen, wenn man unter Menschen gehe, keine Sünde sei. Jedenfalls brauche sich der Mensch, der überhaupt ein anständiges, einwandfreies Leben führe, kein besonderes Frömmigkeitsschild umzuhängen.

Ja, so weit war alles recht gut und schön gewesen; aber Malmberg hatte noch nicht oft gepredigt, als die Doktorin zu befürchten begann, seine Verkündigung mache einen zu tiefen Eindruck auf Sofie. Diese lasse sich von Anna Lena, die sich schon seit Jahren der Bewegung angeschlossen hatte, Bücher zum Lesen geben, auch besuche sie öfter Mamsell Fonselius, mit der sonst keines der jungen Mädchen zu verkehren pflege.

Über das alles war die Doktorin sehr bekümmert gewesen. Sie hatte von andern Orten gehört, wie traurig es oft war, wenn der Pietismus Eingang gefunden hatte. Kinder empörten sich gegen ihre Eltern, Frauen gegen ihre Männer. Gewiß, sie wollte Sofie nichts in den Weg legen, aber sie hatte Angst, von ihren eigenen Kindern verurteilt zu werden, wie so viele Eltern in dieser Zeit.

Als Zacharias den Brief gelesen hatte, in dem die Mutter über das alles schrieb, hatte er sehr wohl bemerkt, daß sie im letzten Satz die Mehrzahl angewendet hatte. Ihr war gewiß vorgeschwebt, wie treulich er und Sofie seit ihrer Kindheit zusammengehalten hatten. Und deshalb dachte sie jetzt, wenn eines von ihnen zum Pietismus überginge, müsse es das andere auch tun.

Was Sofie betraf, so hatte sie auch recht behalten. Schon nach kurzer Zeit hatte die Tochter sie um Erlaubnis gebeten, zu Malmberg gehen und mit ihm über ihre Seligkeit sprechen zu dürfen. Wohl hatte es der Mutter einen Stich ins Herz gegeben, als die Tochter mit dieser Bitte an sie herangetreten war, aber sie hatte sie gehen lassen. Sie hatte sich vom ersten Augenblick an fest vorgenommen, nicht so töricht zu handeln wie andere Eltern und sich zwischen ihre Kinder und deren Sehnsucht nach der ewigen Seligkeit zu stellen. Wohl konnte sie trotzdem die Liebe der Tochter verlieren, wenn diese Pie-

tistin wurde, aber es sollte nicht durch ihre Schuld geschehen. Sofie hatte bei der Heimkehr erzählt, der Prediger habe eine Rede gegen das vierte Gebot gehalten, er habe sich selbst als Beispiel angeführt und erzählt, in welch bitterm Kampf er mit seiner eigenen Mutter gelebt habe. Nein, man dürfe den Eltern nicht nachgeben, habe er gesagt, selbst wenn sie vor Kummer darüber sterben sollten.

Jawohl, die Doktorin hatte Grund zur Sorge. Sofie sei zwar jetzt noch still und fügsam, aber wie solle es werden, wenn sie sich den Erweckten ernstlich anschlösse?

Zacharias preßte die Lippen zusammen. Der Gedanke, wie sehr die arme Mutter darunter litt, wenn sie sehen mußte, wie ihr Kind Schritt um Schritt von ihr losgerissen wurde, dieser Gedanke war wirklich sehr bitter für den armen Zacharias.

In einem Brief hatte die Doktorin berichtet, wie jetzt in Nykarleby gepredigt wurde. Als sie das letztemal in der Kirche gewesen sei, habe der Pfarrer anfangs sehr schön bibelfest gesprochen, so daß auch sie sich dabei wohl gefühlt habe. Aber dann habe er gesagt, diese Worte seien nur für die Bekehrten, keineswegs aber für solche, die nur in die Kirche gingen, weil alle andern das auch täten. Dann sei eine Ermahnung für sie gekommen, die auf dem Weg der Besserung schon weit vorgeschritten seien, um zu Vater, Mutter und Schwester zu sagen: „Weiche von mir!" Und zuletzt habe er noch mit dem höllischen Feuer und dergleichen gedroht, so daß sie die Kirche mit schlechteren Gefühlen verlassen als betreten habe.

O dieser Prediger, dieser Prediger! Zacharias hörte ihn förmlich, wie er in seinem jugendlichen Fanatismus reife Menschen, die unzählige Prüfungen des Lebens ehrenvoll bestanden hatten, verdammte. Er hatte sich selbst einmal diesen Schwärmern anschließen wollen. Aber seiner Mutter hätten sie niemals zu nahe treten dürfen! Und jetzt waren ihm die Augen geöffnet.

Wie rührend hatte die Mutter gekämpft, um sich die Liebe ihrer Tochter zu erhalten! Auf jede Weise war sie bestrebt gewesen, liebevoll und entgegenkommend zu sein. Einmal hatte sie sogar einer Versammlung der Erweckten beigewohnt. Sie war mit Sofie von einer der be-

kehrten Familien zum Kaffee eingeladen worden, und als sie hinkamen, war plötzlich eine ganze Menge Menschen da, die in dem Eßzimmer reihenweise hintereinander saßen. Die Doktorin merkte sofort, daß sie in eine Betstunde gelockt worden war, aber sie hatte sich ruhig dareingefunden und war ohne große Geschichten zu machen dageblieben.

Malmberg war an diesem Tage selbst erschienen. Er las eine Predigt von Rohrborg vor und sprach über sie, außerdem wurden im Laufe des Abends unzählige von den Zionsliedern gesungen. Die Doktorin wurde Malmberg vorgestellt; sie unterhielt sich ein wenig mit ihm, und Sofie war sehr glücklich, wenn auch zugleich etwas ängstlich, ihre Mutter könne sich mit irgendeinem Wort vergessen. Diese aber hatte dem großen Mann gegenüber nicht das geringste Herzklopfen, und es ging alles gut.

Die Doktorin ließ sich die Gelegenheit nicht entgehen, die Gesellschaft, in die sie geraten war, zu studieren. Sie war erstaunt darüber, daß es hier fast wie in jeder andern Gesellschaft zuging. Der Hausherr hatte eine Rede auf Malmberg gehalten, der Nykarleby verlassen sollte, und Malmberg hatte darauf erwidert. Höchst merkwürdig aber berührte es die alte Dame, daß die Herren auf dem Sofa des Eßzimmers saßen, während die Damen den demütigen Teil der Gesellschaft bildeten. Die Herren trugen Busennadeln und Uhrketten wie sonst auch, ihre Damen aber hatten alle Schmuckstücke abgelegt und sahen aus wie Dienstmädchen.

Das wäre ja nicht weiter schlimm gewesen, aber es führte zu beständigen kleinen Reibereien. Sofie wollte ihre Boa nicht mehr anziehen, weil Mamsell Fonselius gesagt hatte, ihr schaudere jedesmal, wenn sie die Schlange um Sofiens Hals sehe. Und einen braunseidenen Hut, den die Doktorin ihrer Tochter zu Weihnachten geschenkt hatte, setzte diese erst auf, als sie sah, daß die Mutter ernstlich die Geduld zu verlieren drohte.

Das Schlimmste aber kam, als Sofie anfing, ihr Haar glatt auszukämmen. Hierdurch erfuhr ganz Nykarleby, daß sie Pietistin geworden war. Und als es bekannt wurde, daß diese Richtung, die jede Lebensfreude zu un-

terdrücken drohte, auf Kuddnäs Eingang gefunden hatte, entstand in allen Familien, wo es junge Mädchen gab, große Angst, sie könnten durch Sofiens Beispiel angesteckt werden. Die Doktorin und ihre Tochter sahen sich plötzlich von allen verlassen und gemieden, wie wenn sie die Pest hätten. Niemand wagte zu ihnen zu kommen, niemand lud sie zu sich ein.

Ganz sicherlich hätte die Doktorin nach wie vor alles mitmachen können, wenn sie gewollt hätte, aber sie wollte sich in keiner Weise von ihrer Tochter lossagen, das verstand Zacharias sehr wohl. Lieber sollten die Menschen glauben, sie huldige auch dem Pietismus. Was kümmerte sie das, wenn sie nur ihr Kind behielt! Sie wußte nur zu gut, daß „die Freunde" bloß nach einer Gelegenheit suchten, sie voneinander zu trennen.

Ihre Mutterliebe versagte keinen Augenblick, im Gegenteil, sie suchte mehr denn je ihr Kind in jeder Weise zu beschützen, ihm zu helfen. Sie wußte, daß alle Leute über sie beide klatschten und schwatzten, und da nicht nur Turdins, sondern auch die alte Frau Backmann bei ihr wohnten, wurde ihr natürlich jedes dieser Gerüchte zugetragen. Das tat ihr der Tochter wegen leid, und sie verheimlichte ihr das meiste Gerede, aber sie fürchtete, Sofie höre doch noch mehr als genug.

Wie war es möglich, daß Sofie das nicht erkannte, daß sie von so viel Liebe und Zartheit nicht gerührt wurde? Über einen Punkt schrieb die Mutter nie, aber Zacharias las es trotzdem zwischen den Zeilen: Sofiens Herz hatte sich wirklich von der Mutter abgewendet. Sie wagte ihre Nächsten nicht zu lieben. Im Frühling des Jahres 1843, während dieser lange, schmerzhafte Kampf der Mutter noch weiterging, war der Professor aus Uleåborg mit seiner Frau nach Kuddnäs gekommen. Den alten Herrn hatten zwei Dinge dahin geführt. Sein Schwager, der Ratsherr Lithén, war in Konkurs geraten, und der Professor mußte bei dem Konkurs eine Forderung geltend machen. Zugleich wollte er sich davon überzeugen, wie es mit der Gemütsverfassung seiner Nichte stand, ob sie wirklich, wie das Gerücht meldete, von dem pietistischen Wahnsinn befallen sei.

Er versuchte, Sofie den Kopf zurechtzusetzen, indes

dabei ging es ihm schlecht, denn jetzt bekam er es mit der Doktorin zu tun. Sie erklärte dem Schwager, daß er, der meine, der Mensch brauche als Führer nichts weiter als seine gesunde Vernunft, kein Recht habe, sich in religiöse Angelegenheiten zu mischen. Es sei entschieden besser, wenn er seinem eigenen Sohn ins Gewissen rede, der weit und breit behaupte, es gebe keinen Gott.

Die Mutter hatte den älteren Herrn wirklich zum Schweigen gebracht. Aber Sofie, wie viel mochte sie verstanden haben? Was für ein merkwürdiges Christentum war dies nur, das einem Kind verbot, eine solche Mutter zu lieben? Sofie ging nach wie vor zu ihren pietistischen Freunden und ließ die Mutter mit ihrer Sorge und Sehnsucht allein.

Zacharias erhob die Arme und seufzte tief, es klang fast wie ein Stöhnen. Unversehens drang ein Wort aus dem grauen Altertum über seine Lippen: „Grunzen müßten die Ferkel, wenn sie wüßten, was der alte Eber leidet!“ In diesem Augenblick verstand Zacharias, was damit gemeint war.

Was für ein Gedanke: Die Mutter im Streit mit den Verwandten, im Streit mit ihren alten Nykarlebyer Freunden! Sie, die ihren Kindern so viele Freuden bereitet hatte, einsam in ihrem Hause sitzend, aus dem die Musik, fröhliches Lachen und jede unschuldige Zerstreuung verbannt war! Und Laienprediger und andere „Erweckte“ ihr einziger Verkehr! Und die Luft um sie her gleichsam erfüllt von Zionsliedern, von Seelennot, von Erweckungsgeschichten!

Aber mitten in der großen Angst, die Zacharias der Mutter wegen umtrieb, kam ihm ein tröstlicher Gedanke: Ein Wesen gab es noch, das Freude und Sonnenschein nach Kuddnäs brachte, das der alten Frau das zu geben versuchte, was ihr die eigene Tochter nicht mehr schenken konnte.

Zwar auch Emilie hatte schon die harte Hand des Pietismus fühlen müssen. Sofie war bisher immer ihre beste, liebste Freundin gewesen. Nun, nach der Bekehrung, hatte sie Emilie aufgegeben, gerade wie ihre Mutter auch. Erst wenn beiden die richtige Erleuchtung zuteil

werde, könne sie ihnen ein kleines Plätzchen in ihrem Herzen einräumen.

Emilie hatte ihre beste Freundin verloren, aber damit war es nicht genug. Ganz Nykarleby war wie umgewandelt. Mit dem einst so gemütlichen gesellschaftlichen Verkehr war es aus. Traf man jetzt einmal zusammen, so wurde nur gestritten und disputiert, dazwischen unerträglich spioniert und die Gesinnung, die Worte und Taten des Nächsten mißtrauisch überwacht.

Eines Sonntags hatte Malmberg beim Vormittagsgottesdienst gegen die sündhaften Vergnügungen am Sabbat gesprochen. Und am Nachmittag hatte wirklich eine Tanzunterhaltung in der Stadt stattgefunden. Aber man hätte meinen können, es tanzten Wachspuppen. Jedes Leben, jede Freude fehlte. Paarweise hatten sich die jungen Mädchen in die Ecken verkrochen und über die ernste Predigt geredet. Eine solche Langeweile, wie sie jetzt in Nykarleby herrschte, konnte sich Zacharias gar nicht vorstellen.

Der Kaufmann Isaak Lindquist, ein Mann vom alten Schlage, war natürlich ein großer Gegner der neuen Lehren und wetterte kräftig über die Schwärmerei. Auch mit ihm war Emilie in Streit geraten, als sie sich eines Tages erlaubt hatte, Sofie Topelius zu verteidigen und zu sagen, diese tue ganz recht, wenn sie in erster Linie an ihre Seele denke. Da war ihrem Vater plötzlich der Gedanke gekommen, sein zukünftiger Schwiegersohn könne vielleicht dieselben Ansichten haben wie die Schwester, und er hatte aufs bestimmteste erklärt, wenn dies der Fall sei, wäre es das beste, Emilie bereite sich darauf vor, die Verlobung aufzulösen.

Emilie hatte mit großer Angst an Zacharias geschrieben und sich erkundigt, ob er ein Pietist sei. Sie sei keineswegs sicher, was für eine Antwort sie bekommen werde, schrieb sie. Er gehe ja jeden Sonntag in die Kirche, und einmal habe er zu ihr gesagt, er denke daran, Pfarrer zu werden. Aber so wenig gottesfürchtig es auch klingen möge, sie hoffe doch von ganzem Herzen, er werde nicht zu den Pietisten gehören, denn dann dürfe sie nicht an ihm festhalten.

Hierüber hatte Zacharias sie sehr leicht beruhigen kön-

nen, aber ihrer Umgebung vermochte er die einstige Gemütlichkeit nicht wiederzugeben. Wenn Emilie nach Kuddnäs hinauskam, war Sofie, ach, so hart, so verständnislos! Nicht einmal über Zacharias konnte sie mit ihr sprechen. Einmal hatte Emilie die Ärmste ganz verzweifelt weinen sehen, weil sie so unrecht tue, nicht von ihrer Mutter wegzuziehen. Sie wisse, es könne nicht so fortgehen, es müsse bald zum Bruch kommen. Allmählich kam Emilie nur noch nach Kuddnäs, wenn sie Sofie abwesend wußte. Dann suchte sie die Doktorin auf, die mit ihren schweren Gedanken allein in ihrer Stube saß. Mit ihr sprach sie von Zacharias, sie lachten und weinten zusammen, und wenn Emilie nach der Stadt zurückwanderte, nahm sie sich fest vor, sobald sie mit Zacharias verheiratet war, die alte Frau für das schadlos zu halten, was sie jetzt durchmachen mußte.

Ja, hierin stimmte Zacharias völlig mit ihr überein, aber er fühlte zugleich deutlich, daß sie den Platz der einzigen Tochter in dem Herzen seiner Mutter nie würden ausfüllen können.

Wie eine Frostnacht, die nur Verwelken und Sterben hinterläßt, war der Pietismus über Nykarleby hingegangen. Mit jedem Briefe, den Zacharias in diesem Jahre empfangen hatte, war ihm klarer geworden, wie sehr die Verwüstung fortschritt.

Und wie um dem Zerstörer die Arbeit zu erleichtern, waren noch andere Unglücksfälle dazu gekommen. Mehrere Familien hatten ihren Konkurs anmelden müssen. Und zwar nicht nur Lithéns, sondern auch Zacharias' Schwiegervater. Doch hatte Isaak Lindquist einen günstigen Vergleich anbieten können, während es sich bei Lithéns um einen wirklichen Zusammenbruch handelte. Um sich vor den Sorgen daheim zu retten, hatte sich Rosalie dem Pietismus in die Arme geworfen, Mathilda aber zog es vor, sich mit ihrem treuen Verehrer, Albert Dyhr, zu verloben. Kaum ein Mensch, am allerwenigsten Zacharias, konnte sich denken, daß dies etwas anderes als eine Vernunftheirat sei.

Als Zacharias in den Sommerferien dieses Jahres daheim gewesen war, hatte er sich kaum noch zurechtfinden können. Er selbst war ja über das Zusammensein mit

Emilie glücklich gewesen, aber sonst — was für eine Veränderung! Ein Kuddnäs ohne Freude, ohne Friede und Harmonie! Ein Nykarleby ohne Feste, ohne Gemütlichkeit, ohne ein kindlich vergnügtes Sommerleben! Als er wieder abreiste, hatten ihm alle leid getan, die er in diesen traurigen Verhältnissen zurücklassen mußte.

Warum aber sollte, warum mußte das so sein?

Er fühlte, wie der Geist des Aufruhrs wieder über ihn kam. Diese Pietisten waren ja vor allem andern Gottes Diener, Gottes Sache war es, für die sie kämpften; er hatte sie bisher stets hoch geschätzt, ja gewünscht, er hätte die Kraft, es ihnen gleich zu tun.

In dem Zusammentreffen, das jetzt stattgefunden hatte, war fast etwas Unheimliches. Er hier unten in Helsingfors suchte durch seine Zeitung die sanften Sitten, die unschuldigen Freuden, das gemütliche Leben seiner Geburtsstadt zu verbreiten, und zur selben Zeit wurde diese von dem großen Freudenverjager heimgesucht. Gottes Geißel, der Pietismus, ging haßerfüllt und verheerend über sie hin.

Wieder bekam Zacharias Angst vor sich selbst. „Ich bin auf dem besten Wege, ein Feind Gottes zu werden!" rief er.

Aber plötzlich konnte er sich alles zurechtlegen. Jetzt sah er klar. Und ein großes Glücksgefühl stieg in ihm auf.

„Gott liebt diese Asketen, diese Quälgeister der andern Menschen nicht mehr als ich," sagte er.

Und wieder wurde er froh, er sprang auf und begann mit raschen Schritten im Zimmer auf und ab zu gehen. Wie hatte er nur je glauben können, die Pietisten seien die wahren Erben des Reiches Gottes, sie, die alles Schöne haßten, die die heiligsten Bande lösten, sie, die engherzigen Selbstgerechten, die sich zum Richter über die Taten ihrer Nächsten aufwarfen, die die Menschen mit unnötigen neuen Geboten quälten?

„Gott haßt sie!" rief Zacharias aus.

„Nein, nein, er haßt sie nicht," verbesserte er sich sofort, „er liebt sie wegen ihres Eifers und Ernstes. Aber Gott hat niemals gesagt, ihr Weg sei der einzige, der zu ihm führe. Gott sei Lob und Dank für die Einsicht, daß

es mir nicht verboten ist, die ganze Schöpfung zu lieben!"

Er trat ans Fenster, zog den Vorhang zurück und schaute hinaus. Am Tage hatte er einen großartigen Blick auf die Stadt und die Schären, jetzt sah er nur das nächtliche Dunkel; aber er wußte, daß eine große, schlummernde Welt da vor ihm lag.

„Mein Weg zu Gott ist ein anderer," sagte er lächelnd, „ich will dies alles in einen Rosengarten verwandeln."

In Gedanken versunken blieb er am Fenster stehen. Er dachte daran, daß sein Ziel eigentlich nichts anderes sei, als eine Rückkehr zu den ältesten Träumen der Menschheit. Aber waren die Träume der Menschheit nicht immer der Wahrheit am nächsten gekommen?

Sollte nicht jener schöne Traum aus dem Morgen der Zeiten, sollte der Traum vom Paradiese nicht bedeuten, daß die Menschheit einst in Frieden und Eintracht in einem Lustgarten leben solle? Nicht so natürlich, als ob sie auf den armseligen Standpunkt des Wilden zurückkehren sollte, nein, alles, was sie an Bildung und Wissen, an Schönheit und Reichtum auf ihrer Wanderung durch diese irdische Wüste erworben, das sollte sie sicherlich durch die Paradiesespforte mit hineinnehmen.

„Das ist das richtige," murmelte Zacharias. „Da gibt es kein Ausschließen, keinen Unterschied, keine Verdammnis. Dafür will ich jederzeit kämpfen."

Jetzt aber, wo er seinen Standpunkt gefunden hatte, konnte er plötzlich mit verständnisvoller Teilnahme an seine arme Schwester denken. War es wirklich ein Wunder, daß sie zu den Pietisten gegangen war? Sie war eine hungernde Seele gewesen, was aber hatte ihr das eintönige Alltagsleben in der kleinen Stadt geboten? Sie hätte ernste Pflichten, ein reichbewegtes Leben gebraucht, um ihre Zeit auszufüllen. Da sie es nun nirgend anders finden konnte, war sie eine leichte Beute der Schwärmerei geworden. Ja, das begriff Zacharias sehr gut.

Er begriff auch die Berechtigung der ganzen Bewegung, fühlte aber trotzdem, daß sie durch etwas Höheres, Größeres, allgemein Menschlicheres ersetzt werden müsse.

Aber was für ein Schicksal erwartete ihn wohl, wenn

12*

er das einzuführen versuchte, was höher, größer war? Ringsum im Lande herrschte die engherzige Lehre. Sie wurde in den Kirchen gepredigt, in den Familien, bei den Versammlungen im Freien. Überall trennte sie den Erlösten von dem Nichterlösten. Überall verwies sie den, der der Welt angehörte, in den tiefsten Sündenpfuhl!

Er hingegen wollte alles, was auf Erden war, umarmen. Er wollte nichts verwerfen, wollte nur alles aufrichten, heben, Gott gefällig machen.

Noch einmal schaute er hinaus. Jetzt sah er die Stadt, die niedrigen Schären, einen schmalen, glänzenden Streifen des Meeres.

Und der Anblick dieses weiten Raumes flößte ihm neuen Mut ein.

„Auch ich stehe auf einer hohen Kanzel," dachte er. „Auch meine Stimme wird in meinem ganzen Vaterlande gehört."

Dann ging er zu seinem Schreibtisch und begann jene neue Welt, von der er träumte, zu schildern.

„Hier gibt es keine sichtbare Kirche, die Dogmen fallen weg, nur der Glaube, die Hoffnung und die Liebe bleiben, und ihr Geist regiert. Aber aus Büchern kann man sie nicht kennen lernen, und ihre Namen kennt niemand, obwohl ihr Wesen alle durchdringt.

Hier gibt es keinen Staat in dem Sinne, daß das geschriebene Gesetz bindet und die auserwählte Macht richtet oder Gerechtigkeit übt, sondern die Notwendigkeit des Gesetzes hat sich mit der Freiheit vermählt, und daraus ist eine Gerechtigkeit hervorgegangen, die keine Vorschriften, kein Urteil und keinen Zwang braucht, weil sie stets will, was sie soll.

Hier gibt es kein persönliches Eigentum, nicht deshalb, weil der Staat alles eingezogen hätte, denn es gibt keinen Staat, sondern weil alles allen gehört. Wessen Eigentum ist das Licht, die Luft, die Wärme? Und doch gehört es allen miteinander zu eigen, die auf dieser Erde sind.

Hier gibt es endlich weder Kunst noch Wissenschaft, jede gleichsam für sich allein, denn Wahrheit und Schönheit, Licht und Farbe vereinigen sich im Glanz der Sonne, und Wissen, Können und Wollen sind ewig eins."

3

Der Nationalismus

Im Herbst des Jahres 1842 kehrte der Dozent Johan Wilhelm Snellman nach einem dreijährigen Aufenthalt im Auslande nach Finnland zurück. Er kam als ein berühmter Mann heim, nachdem er sich in Schweden als Schriftsteller und in Deutschland als Philosoph besonders hervorgetan hatte. Doch nicht genug damit. In dem Gepäck, das er vom Auslande mitbrachte, befand sich etwas, das er höher schätzte als alle andern Güter, die er während seiner Reise erworben hatte. Darin befand sich eine Idee von unschätzbarem Werte für sein Vaterland, und der Zweck seiner Heimkehr war, diese Idee in die Tat umzusetzen.

Auf die allereinfachste und kürzeste Weise ausgedrückt war sein Plan der, Finnland müsse ein vollkommen finnischer Staat werden, nicht wie jetzt ein schwedisch-finnischer mit der Betonung auf dem ersten der beiden Worte.

Auf seinen Reisen hatte Snellman beobachtet, wie man in Ländern, die unter einer Fremdherrschaft seufzten, Freiheit und Unabhängigkeit dadurch wiederzugewinnen suchte, daß man in deren ältester, bis jetzt aber unterdrückten Bevölkerung das Nationalbewußtsein weckte.

So hatte man in Böhmen unter den Tschechen, in Irland unter den Iren eine nationale Bewegung in Gang gesetzt. In Finnland, wo draußen auf dem Lande ein uralter finnischer Stamm fortlebte, ohne an der Bildungsarbeit teilzunehmen oder einen Einfluß auf die Verwaltung auszuüben, mußte man sich jetzt vor allem der Erweckung und Erziehung dieser Bevölkerung widmen. Ihre Sprache mußte die Sprache des ganzen Landes werden, ihre besonderen Anlagen und Neigungen mußten die Bildung des ganzen Landes durchdringen, sich in Kunst und Literatur äußern, das Ziel dieser Bewegung aber mußte natürlich die Entstehung und Verwirklichung eines finnischen Staates sein.

An einen freien finnischen Staat konnte natürlich noch nicht gedacht werden, wenn aber eine einheitliche finnische

Nation entstand, würde das Land immerhin etwas in der Welt bedeuten. Europa würde es nicht mehr als eine schwedische, vom Mutterland losgerissene Provinz betrachten. Seine finnische Sprache würde beweisen, daß es ein Staat für sich war. Worauf es also in erster Linie ankam, war, daß anstatt der schwedischen die finnische Sprache die Landessprache werde.

Die Iren wie die Tschechen litten in dem Kampf um ihr Volkstum unter der Schwierigkeit, daß die Sprache, die sie aus ihrem Lande verdrängen wollten, von ihren Herren gesprochen wurde; aber so stand es in Finnland nicht. Die schwedische Sprache hatte jetzt da keinen mächtigen Beschützer mehr, sie behielt ihre hervorragende Stellung nur aus historischen Gründen. Vielleicht würde es die russische Regierung nicht einmal ungern sehen, wenn die schwedische der finnischen Sprache weichen müßte. Nichts würde mehr dazu beitragen, die schwedischen Sympathien abzuschwächen, die bei dem überwiegenden Teil der Bevölkerung noch immer fortlebten.

Als Snellman Finnland verließ, war allerdings davon gesprochen worden, daß etwas für die finnische Bevölkerung geschehen müsse, aber das waren meist durch Mitleid oder sonst ein schönes Gefühl hervorgerufene, flüchtige Äußerungen gewesen. Er hatte sie für leere Phrasen ohne jegliche Bedeutung gehalten. Kein Mensch hatte damals schon gesagt, gerade die Finnen müßten den Grundstock der Nation bilden, ihre Sprache müsse von allen gesprochen, Finnland müsse ein durch und durch finnischer Staat werden.

Als Snellman zurückkehrte, hatte das Jubelfest die Gemüter erweckt. Die Übersetzungen der Kalevala hatten ihnen den Wert des finnischen Stammes gezeigt, und Snellmans Gedanke lag dem, was die Führer des Volkes wollten, nicht mehr so ganz fern. Der oder jener hatte ihn vielleicht schon unter vier Augen ausgesprochen, aber in seiner ganzen Tragweite war er doch noch nicht erörtert worden.

Kaum hatte Snellman den Fuß auf Finnlands Boden gesetzt, so trachtete er auch schon danach, sich eine Zeitung zu verschaffen, durch die er seine Gedanken in die Welt hinausschicken könnte. Sein erster Plan war, an der

Helsingforser Zeitung Mitredakteur zu werden. Diese wurde ja jetzt von Topelius redigiert, der ihm als ein freundlicher, entgegenkommender junger Mensch von früher her bekannt war. Mit ihm würde er wohl leicht zusammenarbeiten können.

Er teilte also dem Herausgeber der Zeitung, Konsul Wasenius, mit, daß er in die Redaktion einzutreten wünsche. Aber Wasenius kannte Snellman als einen streitlustigen, aufsässigen Menschen, und so schlug er ihm seine Bitte ab. Er unterschätze die außerordentlichen Fähigkeiten des Bewerbers keineswegs, aber er sei mit seinem bisherigen Redakteur zufrieden. Topelius sei allerdings noch jung und unerfahren, aber er habe die Zeitung nach Wasenius' Ansicht in seinem ersten Jahre gut redigiert und verspreche das Beste für die Zukunft.

So mußte sich denn Snellman eine andere Zeitung verschaffen, und während er darauf wartete, erkundigte er sich, ob er an der Universität eine Anstellung bekommen könnte. Er wußte, in Deutschland galt er für einen der begabtesten Schüler des großen Hegel, und deshalb war er berechtigt, auf einen guten Empfang an Finnlands Hochburg der Gelehrsamkeit zu hoffen. Aber es ging ihm hier wie bei Wasenius. Auch an der Universität erkannte man seine Gelehrsamkeit und seine außerordentlichen Fähigkeiten an, aber seine Streitsucht und Oppositionslust waren auch da nicht unbekannt. Man erklärte ihm, alle Stellen seien besetzt, und bat ihn, zu warten, bis eine solche frei werde.

Hingegen war die Rektorstelle an der Schule in Kuopio frei, und als Snellman, um nicht stellenlos zu sein, ein Gesuch einreichte, wurde dieses sofort bewilligt. Höchstwahrscheinlich sah man den gefährlichen Mann nicht ohne ein Gefühl der Erleichterung nach diesem entlegenen Orte ziehen.

Selbstverständlich verfolgte Snellman sowohl in Helsingfors als auch in Kuopio sehr genau, wie Topelius seine Zeitung redigierte.

Er, der einen so großen Plan mit sich herumtrug, er, der wußte, was für Umwälzungen dieser nach sich ziehen, was für ein Knirschen und Klirren er hervorrufen würde, wie sollte der die berühmten Leopoldsbriefe würdigen

können? Er maß sie mit seinem großen Maßstab, und sie wurden zu schriftstellerischen Spielereien, zu einem Gefasel, womit man Kinder unterhält.

Nachdem er sich so ein Urteil über Zacharias' Fähigkeiten als Zeitungsredakteur gebildet hatte, mag es ihn wohl gewundert haben, als er bemerkte, daß dieser wirklich ein hohes Ansehen genoß, selbst da, wo man größere Ansprüche machte. So erfuhr Snellman, daß die Nordösterbottninger im Herbst des Jahres 1843 Zacharias während der Auslandsreise des Ordinarius zum stellvertretenden Chargierten ausersehen hatten. Snellman, der selbst österbottnischer Chargierter gewesen war, wußte, auf was für Eigenschaften diese männlichste aller Landsmannschaften Wert legte. Und er war höchst überrascht, daß sich die Studenten mit einem Topelius hatten begnügen wollen.

Möglicherweise wirkte auch eine Abhandlung, die Topelius in diesem Jahre verfaßte, in gewissem Sinne aufreizend auf den Rektor in Kuopio.

Zu Anfang des Sommers 1843 hatte Zacharias eine Reise nach Schweden gemacht. Er hatte dieses Land von jeher geliebt und war mit den überspanntesten Erwartungen hingereist, die dann natürlich enttäuscht wurden.

Nun war ja das Schweden der vierziger Jahre geradeso wie Finnland erst ein erwachendes Land; aber wenn Zacharias die rechten Männer getroffen hätte, solche, die die großen sozialen Reformen jener Zeit durchsetzten, dann hätte die Verstimmung vermutlich nicht so groß werden müssen. Die Schicksalstücke, die so gern Mißverständnisse zwischen Schweden und Finnland entstehen läßt, hatte es wohl so eingerichtet, daß Zacharias keinen Schweden kennenlernte, der seinen Erwartungen entsprach.

Jetzt brachte er von seinem Besuch in Schweden den Eindruck mit, er habe ein Theater ohne Schauspieler gesehen.

Er hatte Stockholm besichtigt und den Lobreden über diese Stadt nur beistimmen können; aber wo waren die großen Männer, die die Paläste auf den Holmen erbaut, wo waren die Staatsmänner, die auf den Bänken des Ritterhauses gesessen hatten?

Er sah den Tiergarten, aber wo weilten die begeisterten Sänger, die dessen Schönheit besungen hatten, wo war der übersprudelnde Geist, dem man selbst einen kleinen Rausch verzeiht?

Er sah Hammarby, aber jener Linné, der seine Schüler ausgesandt hatte, die Ernte der Wissenschaft aus allen Ländern einzuheimsen, er war für immer dahingegangen. Er sah Gripsholm, aber wo waren jetzt die mächtigen Nachkommen Gustav Vasas, die einst von der Herrschaft über die Ostsee träumten und stets auf der Hut vor dem Moskowiter waren?

Er sah Upsala, aber ohne einen Rudbeck, ohne einen großzügigen Träumer, der Schweden zu einer Urheimat aller Bildung machen wollte.

Er sah Sko, aber kein berühmter Feldherr hielt in seinen Prunksälen Hof.

Schweden sah er, aber wo waren die Schweden, das Volk seiner Träume, seiner Ehre, seiner Liebe?

Den einzigen unter ihnen, der dem Wunschbild entsprach, das sich Topelius von einem echten, wirklichen Schweden gemacht hatte, ihn verfolgten sie mit Spott und Hohn.

Almquist, ihn, der ritterliche Taten und Pracht ebenso liebte wie Ernst und Armut, ihn, der stark und reich, arm und demütig zugleich war, ihn, der nachdenklich und leichtsinnig, der in die Welt alles Schönen eingedrungen war, ein König, der plötzlich kleinen Kindern Unterricht gab, ein Priester, der das blitzende Schwert eines Kriegers schwang, ihr größtes Genie, den einzigen Schweden, ihn verstanden sie nicht, ihn verleugnete dieses Volk der Mittelmäßigkeit.

Und ebensowenig wie die Schweden Almquist verstanden, ebensowenig verstanden sie Finnland.

Sie hatten erwartet, die Finnen würden sich unter der russischen Herrschaft unglücklich und unterdrückt fühlen, und wenn man ihnen dann sagte, dieses Land, das sie nicht hatten verteidigen können, genieße jetzt wenigstens den Segen des Friedens, es werde keineswegs unterdrückt, sondern von seinen eigenen Beamten, nach eigenen Gesetzen regiert, so freuten sie sich nicht über solche Nachrichten. Finnland sollte sich nirgends anders glück-

lich fühlen können, als nur allein unter schwedischer Herrschaft.

Vielleicht war dieses ihr Gefühl menschlich, aber es war nicht groß, war nicht klug. Die Schweden früherer Zeiten hätten die Sache anders angesehen.

Als Zacharias nach Finnland zurückkehrte, wendete sich sein Herz mit mehr Wärme denn je seinem finnischen Volke zu. Er schrieb sofort einen Aufsatz, der den Schweden die Augen öffnen und ihnen den jetzigen Standpunkt der Finnen zeigen sollte. Dieser Aufsatz, der den Titel trug: „Hat das finnische Volk eine Geschichte?", verneinte die aufgestellte Frage, soweit es sich um die Zeit vor dem Jahre 1809 handelte. Bis zu diesem Jahre nahm Finnland die bescheidene Stellung einer schwedischen Provinz ein; eine ausgeprägte, bewußte Nationalität gab es da nicht, und demnach auch keine Geschichte in höherem Sinne. Nach 1809 hingegen war Finnland ein Land für sich geworden, indem Rußlands Herrscher ihm den Rang eines mit dem Zarenreich verbundenen Staates zugestanden hatte. Das Land hatte jetzt die Möglichkeit, sein Nationalgefühl frei zu entwickeln und dadurch auch die Möglichkeit zu einer eigenen finnischen Geschichte.

Dieser Aufsatz, der am neunten November 1843 bei der Semesterfeier der Österbottninger zuerst vorgelesen und dann in der Nationszeitung veröffentlicht wurde, erregte sowohl in Finnland als auch in Schweden großes Aufsehen, und man kann sich denken, welchen regen Anteil Snellman an dessen Inhalt nahm. Seine Freude wird sicher nicht allzu groß gewesen sein, als er hier schon die Ideen ausgesprochen sah, die er unter seinen Landsleuten hatte verbreiten wollen. Wenn Topelius von dem finnischen Volke sprach, meinte er die finnische Bevölkerung, wenn er Finnlands Sprache erwähnte, meinte er die finnische, wenn er von Finnlands Geschichte redete, war es wieder das Schicksal der finnischen Bevölkerung, das er dabei im Auge hatte. Für ihn schien es nichts anderes zu geben, als das finnische Element. Man konnte sagen, in dieser Abhandlung war Snellmans großer Gedanke über den eigenen finnischen Staat schon ausgesprochen.

Endlich, im Januar 1844, brauchte Snellman kein Blatt mehr vor den Mund zu nehmen. Nun schickte er von Kuopio zwei Zeitungen in die Welt hinaus, die eine auf finnisch, Mahaaniehen ystävä oder „Der Freund des Landwirts" genannt, die andere auf schwedisch mit dem Namen Saima.

Die finnische Zeitung übergab er bald einem Mitarbeiter, in der Saima aber rückte er jetzt mit jenen ernsten Forderungen heraus, die in ihrer Strenge und Übertriebenheit ruhig mit dem Pietismus verglichen werden können. Da wurde von jedem gebildeten Mann in Finnland verlangt, er solle der Sprache entsagen, in der er erzogen worden war und die er sein ganzes Leben gesprochen hatte. Dann wurde der Wunsch ausgesprochen, jeder solle auf die Vorrechte verzichten, die er bisher als Angehöriger eines germanischen Stammes zu haben meinte, um statt dessen einen Volksstamm zu heben und zu unterstützen, den man bisher für stumpf und unbedeutend gehalten hatte. Und schließlich wurde erklärt, es sei notwendig, die Beziehungen zu dem Lande, dem Finnland seine Kultur verdanke, abzubrechen, und dafür mit den rohen finnischen Stämmen wie Samojeden, Ostjaken und andern Herdenvölkern, die noch auf Rußlands und Sibiriens Steppen umherzogen, Verbindungen anzuknüpfen.

Dies sei ein hoher Preis, aber er müsse bezahlt werden, damit Finnland ein Staat werde und in der Welt endlich etwas bedeute, schrieb Snellman.

Was war das Land jetzt? Nach Saima befand es sich in der schlimmsten Lage, die man sich denken konnte. Es hatte keine eigene Literatur, was davon vorhanden war, war nur ein Nebenflüßchen des schwedischen Stromes. Seine ganze Bildung hatte es entliehen, sie wurzelte nicht in der eigenen Bevölkerung. Die Mehrzahl des Volkes war eine träge, unwissende Masse. Finnland war ein Land der Armut, der Unwissenheit, ohne jede Unternehmungslust. So schrieb Saima. Und warum? Nur weil es kein Selbstbewußtsein hatte! Um diesem Übel abzuhelfen, gab es nur eines: Verzicht auf alles Schwedische, Bevorzugung des Finnischen, Übergang zu einem einigen finnischen Staat!

Das Befolgen dieser Lehre war vielleicht ebenso schwer, wie ein Entsagen auf alle Freuden dieser Welt um der Seligkeit willen, aber es fehlte ihr deshalb doch nicht an Anhängern. Finnlands Jugend lockte die eine Verkündigung ebensosehr wie die andere. Gar viele folgten auch hier dem Ruf und brachten das Opfer. Die Arbeit an der Aufrichtung eines ganzen vernachlässigten Volksstammes hatte etwas Hinreißendes. Viele schwuren feierlich, nie mehr Schwedisch zu sprechen, viele zogen unter die finnische Bevölkerung hinaus, um an ihrer Aufklärung und Aufrüttelung zu arbeiten.

Zacharias Topelius, der seit dem Jubelfest überzeugter Nationalist war, begrüßte Saimas Predigt voller Freude und Zustimmung. Aber mit dem ihm angeborenen Gefühl für Wahrheit und Gerechtigkeit glaubte er doch gegen Saimas Behauptung, daß das Bestehende keinerlei Wert habe, Einspruch erheben zu müssen. Seiner Meinung nach konnte das Ideal der Zukunft erreicht werden, ohne daß man alles zu verwerfen brauchte, was schon errungen worden war.

Ob es ein Irrtum ist, wenn man annimmt, daß es Snellman unerträglich fand, als der kleine Hahn von der Helsingforser Zeitung auch ein Wörtchen mitreden wollte? Es war keineswegs Neid, was sich in ihm regte, nur ein Gefühl der Ungeduld darüber, daß ein Genie, das er nicht richtig zu schätzen vermochte, ihm auf seinem Sondergebiet helfen und sogar Ausstellungen und Verbesserungen vorbringen wollte. Snellman war ein entschiedener, willensstarker Mensch, seine Forderungen waren an Männer gerichtet, an ebenso starke und ernste wie er selbst. Von einer so kindlich geschriebenen Zeitung, von einem so jugendlichen Redakteur brauchte er keine Hilfe.

Dies scheint wenigstens die wahrscheinlichste Erklärung dafür zu sein, warum Snellman in Saima fast vom ersten Augenblick an über Topelius mit der bittersten Feindschaft herfiel. Er machte ihm geradezu den Vorwurf, den Fortschritt des Landes zu hindern. Bei seinen ewigen Lobliedern auf das Bestehende könne das Land unmöglich vorwärtskommen. Wie solle da das Volk aufwachen? Er schläfere es mit seinen Lobhudeleien ein.

Zacharias bekam von Snellman unverblümt zu hören, wie er über seine Leopoldsbriefe, über seine ganze Schriftstellerei dachte. Kindisch, läppisch nannte er sie. Daß die Helsingforser Zeitung unter seiner Leitung das angesehenste Blatt des Landes geworden war, sei nur ein Beweis von dem schlechten Geschmack der großen Menge, schrieb er. Eine Zeitung, die nicht für eine politische Ansicht kämpfe, sei nichts. Aber Snellman wußte auch, warum Zacharias' Zeitung keine eigenen Ansichten hatte. Sie war nicht frei, war nur dazu da, ihrem Herausgeber einen guten Verdienst zu verschaffen.

Das alles kam Zacharias höchst überraschend. Snellman gehörte seinem Helsingforser Bekanntenkreis an, und er war ihm scheinbar stets freundlich gesinnt gewesen. Sein jetziger Zorn aber war nicht nur ein zufälliger Ausbruch. Zacharias konnte keine Saimanummer öffnen, ohne darin einen oder gar mehrere Angriffe gegen sich zu finden. Snellman verspottete seine Abonnementsanmeldungen, ritt auf einzelnen Worten herum, stichelte und bekrittelte, erklärte, Zacharias schreibe über Dinge, von denen er nichts verstehe, kurzum, er versuchte ihn unablässig auf das grausamste in den Augen der Leute herabzusetzen.

Zacharias ließ sich das natürlich nicht gefallen. Er wehrte sich, wie er sich in Uleåborg droben gewehrt hatte, als ihn die rohen Schulkameraden quälten. Aber das war keine leichte Aufgabe. Saima hatte von Anfang an einen vornehmen, überlegenen Ton angeschlagen. Sie hielt sich für das einzige wirklich vaterländische Blatt, und sie hatte eine außerordentliche Gewandtheit, die Menschen dahin zu bringen, alles mit ihren Augen zu sehen.

Dazu kam noch, daß sich Zacharias selbst ein wenig von Saima blenden ließ. Er unterzog sich einer strengen Selbstprüfung: und er fragte sich, ob es mit seinem nationalen Treubekenntnis irgendwo hapere, weil Saima so wenig Gutes an ihm ließ. Er hatte vielleicht seine Überzeugung nicht deutlich genug ausgesprochen.

In diesem Jahre wurde er gebeten, die Festschrift zu der Frühjahrspromotion zu verfassen. Dies war ein ehrenvoller und sehr anerkennender Auftrag. Jetzt hieß es,

diese Gelegenheit zu einer klaren und deutlichen Aussprache zu benutzen.

Sein Gedicht begann mit einem Stimmungsbild aus einem finnischen Urwald. Uralt, moosbewachsen, unbeweglich stehen die Föhren da, unbeweglich und still liegt der Gebirgssee zu ihren Füßen; der Sturm braust über sie hin, ohne ihre dunklen Massen in Bewegung zu setzen, Winter wie Sommer bleiben sie dieselben. Die Blumen des Waldes wachsen zu ihren Füßen, sie sehen sie nicht. Sie sind unveränderlich, unempfänglich, kennen weder Feind noch Freund, weder Kummer noch Freude.

Diese Bäume aus grauer Vorzeit sind ein Sinnbild der unberührten vorweltlichen Menschen, die in Finnlands Bauernhütten wohnen, jener Rasse, die noch frisch und gesund ist, die, unberührt von der Unruhe der Zeiten, noch heute ihre vorzeitlichen Gedanken bewahrt.

Einer dieser Gedanken, den der Sänger diesem Volk aus grauer Vorzeit abgelauscht hat, ist, daß der Gesang die Mutter aller Weisheit ist.

Dies aber veranlaßt ihn, sich erstaunt zu fragen, wie es komme, daß dem armen Suomiland die Gabe des Gesanges zuteil geworden sei: „Kalt brechen deine Tage an, traurig schimmern deine Heiden, doch dein Sang ist warm wie die Sonne." Und um dies zu erklären, verfaßte er das Gedicht, wie der Gesang nach Finnland kam.

Der junge Väinämöinen war eines Tages in den Hainen des Väinöhofes geboren worden, am nächsten Tag schmiedete er sich ein Füllen und ritt mit diesem aufs Meer hinaus, auf weite offene Meeresteile, wo „er mit Worten Holme schafft, Grund und Felsen läßt entstehen".

Aber ehe das Gedicht weitergeht, will es erst sagen, wo der Väinöhof, das Heim des jungen Riesensohnes, seinen Platz auf der Erde hatte.

Er lag in Altai, am Herzen der Welt. Und das Meer, das der junge Mann befahren hatte, war die große, grenzenlose Heide, „wo des Hengstes Hufe sich nicht nässen, des Pferdes Glieder nicht sich feuchten". In dem Bereich dieser Wüsteneinöden, dort auf der weiten Tundra, von Kem im Osten nach Kymmene im Westen irrte dann

Väinös Sohn wohl über hundert, ja vielleicht achthundert Sommer lang umher, und während dieser Zeit hinterließ er seine Söhne an den Flußläufen. Nach vielen Hunderten zählten diese Söhne, ein Nomadenvolk, das an den Grenzen und auf den Oasen dieses unermeßlichen Wüstenmeeres ausgesetzt wurde, Kalevalas und Väinös Geschlechter, die verlassene, traurige, sturmgepeitschte Wolke der Einöde.

Aber nach diesem achthundertjährigen Umherirren wurde Väinämöinens Heimatort von einer schweren Dürre heimgesucht. Die Bajkalzedern starben aus, die Sargaantilopen verschmachteten, selbst der Väinämöinen litt Durstesqualen. Er wanderte nach Angara, nach dem Vallmo. Ach, auch das Wasser dieses Flusses war verdunstet, und er klagte bitter darüber, daß er, der Starke und Vielwissende, nicht einmal einen Tropfen Wasser schaffen könne. Da hörte er plötzlich eine Silbertaube auf einem Zweige gerade über seinem Haupte singen: „Wenn du kenntest des Gesanges Quelle, müßtest du nicht vergehen vor Durst am Ufer des Angara. Du würdest Fluten aus dem Fels hervorlocken, Quellen aus dem Gestein.“

Doch in demselben Augenblick, da die Silbertaube also gesungen hatte, war sie auch schon verschwunden. Und da machte Väinämöinen sich auf, sie zu suchen. Er suchte sie von Kem bis Ob, von Katunga bis Tschulin; von Om bis Tara, er wanderte über den Ural und suchte in Kunda bei den Schlupfwinkeln des Marders, suchte am Suchona, dem Flusse der Enten, bei Saimas kühlen Schwanenwogen, an Päjänäs goldschimmernden Fjorden.

Hier in Suomis Land fand Väinämöinen endlich den Vogel; er fing ihn ein, setzte ihn in ein silbernes Bauer und befahl ihm, ihn singen zu lehren.

„Niemand kann dich singen lehren,“ sagte der Vogel; „aber geh an einem Abend, wenn die Sonne sinkt, allein hinaus auf die Heide und trag ein Leid in deinem Herzen. Dann wird der Gesang von selbst in deiner Brust erwachen, denn der Gesang ist aus Leid entsprungen.“

Diese Rede konnte der edle Väinämöinen nicht verstehen. Er grämte sich, daß er Altai mit allen seinen

Schätzen aufgegeben hatte, um einem Vogel nachzujagen, und tiefes Heimweh bemächtigte sich seiner Seele. Und siehe, eines Abends, als er mit diesem Leid im Herzen über die Heide wanderte, trat das Lied auf seine Lippen, die Macht des Wortes wurde in seiner Seele geboren und

„Sonne sank und hob sich strahlend,
Wüste schmückte sich mit Blumen,
Kummer wandelt sich in Lieder.
Weich ward nun der wilde Vätnö,
Und der Weise Väinämöinen
Gab für Gold nicht, nicht für Silber
Hin das Lied, das ihn beseligt."

Auf diese Weise war das Lied nach Finnland gekommen. Dort war es in unschuldiger Kindheit aufgewachsen, war zur Weisheit des Mannes herangereift und feierte, noch jung, an diesem Tage sein lenzliches Fest, wo die jungen Väinäsöhne lorbeerbekränzt wurden.

Und jetzt zum Schlusse sprach der Sänger zu diesen von ihrem Volk. „In Nacht gehüllt war seine Vergangenheit," sagte er, „aber die Lebenden von heute sahen dennoch liebevoll zurück auf dessen Kindheitstage und auf die Urheimat und die Stammgenossen. Und der Ruf, der sich jetzt an Irlands Flüssen, in Böhmens und Ungarns Gebirgen erhebe, der Ruf, daß die Völker wieder jung werden und zu der Sprache ihrer Jugend zurückkehren sollten, dieser Ruf habe einen starken Widerhall zwischen Suomis Bergen geweckt.

„Ein Volk! Ein Land! Ein Lied und eine Sprache und eine Wissenschaft!
Von Meer zu Meer, von Herz zu Herz geht dieses Wort.
Aus eignen Quellen Suomis Fluten rinnen,
Aus eignen Quellen seine Zukunft auch!"

Damit hatte Zacharias seine Rede abgeschlossen. Ein Volk, ein Land, eine Sprache! Das konnte nicht mißverstanden werden. Das schwedisch sprechende Finnland war für ihn nicht vorhanden.

Aber Saimas Zorn konnte durch nichts besänftigt werden. Alles, was die Helsingforser Zeitung darlegte, wurde lächerlich gemacht, wie bisher auch. Sie glaubte nicht, daß es Zacharias mit seinem finnischen Bekenntnis Ernst gewesen sei. Sie glaubte ganz bestimmt, die Begeisterung

des Dichters habe Worte gesprochen, die in dem eigenen Innern des jungen Zeitungsredakteurs keinen Raum hätten.

Und Saima hatte auch Grund, so zu denken, denn Zacharias konnte nicht stillsitzen und ruhig mitanhören, wenn gesagt wurde, Finnland habe keine Literatur, die finnische Presse spreche nur von Kleinkram und Plunderwaren, das Land habe in den sechshundert Jahren seiner schwedischen Untertänigkeit nichts gelernt, die gegenwärtigen Zustände zeugten nur von Verfall und Rückständigkeit. Gegen all dies stand er auf und verteidigte das, was tatsächlich und wahr war, widersprach strengen Theoretikern aufs bestimmteste, weil es seiner Berechnung nach so sein mußte.

Auf solche Weise zwang Saima durch seine Halsstarrigkeit im Laufe dieses Jahres Zacharias noch einmal, sich ernstlich zu prüfen, was er eigentlich wollte. War er bereit, für dieses Wort: „ein Volk, eine Sprache, ein Land", zu leben und zu sterben?

Und stimmte diese harte, trennende und einschränkende Richtung mit der Regel, die er für seine Handlungsweise hatte feststellen wollen, überein? Warum sollte das eine von diesen beiden Völkern, die auf finnischem Boden wohnten, nicht mehr mitgerechnet werden? Würde das gute Werk nicht eher gefördert werden, wenn die Rechte und Verdienste der Schweden anerkannt wurden? War es nicht Wahrheit, wenn man sagte, finnischer Geist mache sich im Lande geltend, welche Sprache auch immer da benützt würde? Warum also nicht dankbar das behalten, was schon da war? Es war vielleicht kein Mangel, es war vielleicht ein Reichtum.

Nie wollte Zacharias es aufgeben, für das vernachlässigte Volk zu arbeiten. Er hoffte, in künftigen Zeiten würden die Finnen zu einem Volke zusammenschmelzen, aber er wollte nicht mehr den unwirtlichen, kargen Weg des Nationalismus gehen, an dem keine Rosen wuchsen.

In seiner Neujahrsnummer von 1845 brachte er einen Aufruf an „die finnischen Mütter". Seine ganze Seele legte er hinein. Wer diesen Aufruf las, mußte sich sagen, daß hier ein Mann sprach, der das finnische Volk von ganzem Herzen liebte. Und jedenfalls wurden keine un-

berechtigten Forderungen gestellt, nichts, was unmöglich durchgeführt werden konnte.

An die Mütter, an sie, die die ersten Schritte der jungen Menschenkinder leiten, wagte er eine Bitte zu richten, die Bitte, ihre Kinder so zu erziehen, daß sie das finnische Vaterland lieben lernten.

In Finnland war damals nämlich die ganze Klasse der Standespersonen, neun Zehntel der Bürgerschaft und die Handwerker in den Städten, sowie eine zahlreiche Landbevölkerung längs der Küsten, nach Sprache und Bildung Schweden. Ein großer Teil der Jugend im Lande hörte im Elternhaus niemals ein finnisches Wort sprechen, ja wußte kaum, daß die Bevölkerung des Landes in der Hauptsache finnisch war. In der Schule lernten die Jungen die Sprache vieler Länder, nicht aber die ihres eigenen Landes. Niemand hatte dieser Jugend je gesagt, daß dieses Volk wunderbar schöne Lieder und Sagen hatte. Als erwachsen betrachteten diese jungen Leute die finnischen Volksmassen, die so tief unter ihnen standen, mit gleichgültigen Blicken, ja sie schämten sich fast, sich als Landleute zu erkennen zu geben.

Und jetzt bat Zacharias die Mütter, diejenigen zu sein, die eine Änderung in diesen Verhältnissen herbeiführten.

Niemand verlangte von ihnen, ihren Kindern die schwedische Sprache zu verbieten. Die schwedische Bildung sollte ihnen nach wie vor lieb und wert bleiben dürfen, nur was ganz einfach und natürlich war, verlangte man: sie sollten ihre Kinder schon von klein auf die finnische Sprache lernen lassen. In den Händen der Mütter sollte es liegen, die getrennten Völker zu vereinen. Damit wäre alles gewonnen; Schweden und Finnen würden miteinander verschmelzen. Das Vaterland würde einer neuen Zeit entgegengehen, einer Zeit voll Einigkeit und Frieden.

Was Zacharias betraf, so war für ihn damit der Standpunkt gefunden, von dem er nie mehr zurückzutreten brauchte; aber Saima war ihm darum, daß er seine Stellung verändert hatte, nicht weniger gram. Sie fuhr fort, ihn zu tadeln und zu schelten. Saima meinte, in Zacharias den Vertreter einer Richtung oder einer Anlage zu sehen, die sie aus dem finnischen Wesen austreiben wollte. Vielleicht war Zacharias, ohne daß er es

wußte, für Saima der Vertreter für das Sanfte, Liebenswürdige, Maßvolle, für das in bestem Sinne Schwedische, das sie mehr fürchtete, als Tatendurst und Überpatriotismus, weil Saima im Innersten wußte, daß sie diesem gegenüber zu kurz kommen mußte.

Aber jetzt hatte Saima die Oberhand, das war ganz deutlich. Das Ohr des Volkes hörte auf sie. Wen Saima mit Verachtung überschüttete, war schon fast ein geschlagener Mann.

Immerhin gab es damals auch solche, denen Zacharias herzlich leid tat. Man glaubte, er werde unter der Verfolgung ermatten, und man bat Saima, ihn doch zu schonen.

Aber Saima machte in derselben Weise fort, bald mit großen Artikeln, bald mit kleinen Hieben.

Zacharias' Mutter auf Kuddnäs gab den Sohn verloren. Von nun an las sie keine Zeitung mehr. Sie konnte es nicht ertragen, ihn so schlimm behandelt zu sehen.

Konsul Wasenius dagegen erinnerte sich oft an jenen Traum, der ihn dazu gebracht hatte, Zacharias als Redakteur anzustellen.

Wohl hatte er schon lange aufgehört, Zacharias für ein Wesen zu halten, das mit den Geistern in der Natur verwandt war, sondern er sah in ihm ein gewöhnliches Menschenkind. Aber jetzt, während des Kampfes, trat bei ihm etwas hervor, das wirklich an einen liebenswürdigen, eigensinnigen, mutwilligen, spielerischen kleinen Puck erinnerte. War er nicht ein Weisalbe mit Flügeln an den Schultern, der hoch oben in einem Zweig schaukelte, wenn man ihn drunten auf der Erde jagte? War er nicht ein wirklicher Puck, der den Mücken auf seiner Schalmei zum Tanze aufspielte, wenn seine Zuchtmeister es versuchten, ihn ins Joch zu spannen?

Man hielt ihn für schachmatt. Man glaubte, er sei niedergeschlagen. Er aber fand nur mit jedem Tag neue Auswege. Aus dem Lustgarten seines Geistes holte er Blumen, mit denen er seine Zeitung unermüdlich schmückte. Es waren keine Buschbohnen und auch kein rotblühender Klee, nein, diese Blumen waren von dem Geschlechte der Novellen, vom Geschlechte der Sagen, der Scharaden, vom Geschlechte der Gedichte. Man meinte,

13*

er sei traurig, sei dem Weinen nahe; er aber lächelte nur immer liebenswürdiger, seine Feder flog mit immer größerer Leichtigkeit übers Papier. Er lernte, er kam vorwärts.

Im Herbst 1846 wurde indes Saima auf höheren Befehl eingezogen, und damit hörte der Kampf auf.

Aber Snellman klagte Zacharias an; er behauptete, Zacharias habe Saima in Petersburg angegeben. Er hatte den Verdacht, Zacharias habe sich um jeden Preis seines Feindes entledigen wollen.

Diese Anklage wurde zwar kaum von irgend jemand geglaubt. Aber trotzdem! Alles andere, was Saima gegen Zacharias hatte ins Werk setzen wollen, hatte sich in Segen verwandelt, in Erfahrung, in Entwicklung. Dies letzte aber wurde ein Samenkorn, das wuchs und sich mit der Zeit zu einem Baum mit giftigen, mörderischen Früchten entwickelte.

Die Domkirche zu Åbo

1

Du meine Ruh,
Mein Trost, mein Schild,
Mein Himmel mild,
Mein Hoffen du!
Voll Sehnsuchtsschmerz
Zieht's mich zu dir,
O öffne mir
Noch heut dein Herz!

O, du bist reich,
So traut und warm,
Doch ich bin arm.
Nicht von mir weich!
Blick her zu mir,
Du Ruhe mein,
Und laß mich sein
Nur stets bei dir!

Also schrieb Zacharias im Gedanken an Emilie im Herbst 1844. Da stand er mitten drin in dem Saimastreit; er sollte sein Lizentiatexamen machen, als Kurator hatte er einen Versuch gemacht, die beiden öster=

bottnischen Abteilungen wieder zu vereinigen, und er befand sich dieser Sache wegen mit den Behörden in Unterhandlung. Bei diesem allem, bei allem, was ihn aufregte, was ihn erfreute oder ihn ängstigte, gingen seine Gedanken stets zu Emilie, um sich bei ihr Labung und Frieden zu holen.

Emilie war nicht nur seine Liebe, sie war auch, ohne daß sie selbst etwas davon wußte, seine Stütze und seine Hilfe. Die Briefe, die sie ihm schrieb, waren bewunderungswürdig, sie waren geistreich, fröhlich, inhaltsreich, von Zärtlichkeit beseelt. Jeder dieser Briefe brachte ihm neuen Mut und neue Arbeitskraft. Er trug sie auf seiner Brust und fühlte, wie sie ihn, einem Panzer gleich, gegen alle giftigen Pfeile, die Saima nach ihm abschoß, schützten.

Allmählich glaubte er fast, Emilie sei ein besserer Schriftsteller als er selbst. Jede Zeile, die sie schrieb, wäre wert gewesen, gedruckt zu werden. Es war ein Glück für ihn, daß er sie in den Jahren, wo er seine hoffnungslose Liebe zu ihr im Herzen getragen, eigentlich gar nicht gekannt hatte. Wenn er gewußt hätte, daß sie so hochbegabt, so gewandt, so unterhaltend war, wenn er eine Ahnung von ihrem feinen Geschmack, ihrer Geduld und ihrem Pflichtgefühl, von der Sanftmut ihres Herzens gehabt hätte, dann hätte er die Gewißheit, sie nicht besitzen zu dürfen, niemals ertragen können.

Und jetzt, was konnte er anders tun, als sich nach der Zeit sehnen, wo er sie alle Tage in unmittelbarer Nähe sein eigen nennen dürfte?

Ehe er sein Studium vollendet hatte, konnte er ja kaum an eine Heirat denken, aber am 8. November 1844 machte er sein Examen, und damit war das schlimmste Hindernis aus dem Wege geräumt.

Er selbst trug einen so kühnen Wunsch im Herzen, dem er vor seiner Braut und seiner Mutter kaum Worte zu verleihen wagte. Er wollte nämlich am liebsten seine Redakteurtätigkeit beibehalten und auch ferner in Helsingfors wohnen, und er war beinahe sicher, daß er mit seinem Redakteurgehalt im Verein mit kleinen Nebenverdiensten wohl die Kosten für das eigene Heim bestreiten könnte.

Emilie wäre vielleicht diesem gewagten Unternehmen nicht abgeneigt gewesen, wer sich aber einem so abenteuerlichen Vorschlag auf das bestimmteste widersetzte, war Zacharias' Mutter, die alte Doktorin. Sich mit einem Einkommen von zwölfhundert Rubel verheiraten, wenn man so ein Verschwender sei, wie ihr Sohn Zacharias, wenn man sechzig Rubel im Jahr allein für Tabak ausgebe, siebenundvierzig im Spiel daraufgehen lasse und überdies noch allgemeine Auslagen habe, die größer seien, als was unzählige bessere Familien als Jahreseinkommen hätten, sich verheiraten!

Ja, wenn er so klug wäre wie seine Mutter, dann hätte es angehen können, aber ihr Zacharias, der es nicht lassen könne, Bürge zu werden und nach rechts und links aus der Tasche heraus bar Geld auszuleihen, er müsse durchaus ein festes Einkommen haben, ehe er heirate. Wenn er in Helsingfors bleiben wolle, dann müsse die arme Emilie eben das Warten lernen.

Es half auch nichts, daß das Einkommen von der Zeitung im Jahr 1844 bis auf tausend Rubel hinaufging, die Mutter hielt die feste Anstellung für unumgänglich notwendig.

Aber eine feste Anstellung, das bedeutete für Zacharias so viel wie eine Lehrerstelle auf dem Lande. In Vasa gab es eine offene Stelle, die Zacharias möglicherweise bekommen konnte, wenn er sich dazu bequemte, sich dafür zu melden.

Er zögerte lange. Nach Vasa ziehen, das war so viel, als die Zeitung aufgeben, das war so viel, als von dem hohen Katheder, auf dem er jetzt stand und ein ganzes Land unterrichtete, herabzusteigen und in ein kleines, düsteres Schulzimmer zu ziehen, wo er nur einige unreife Jungen als Zuhörer hatte. Das war so viel, als der Arbeit für seine große Idee entsagen. Es hieß, den Acker verlassen, auf dem er die Saatkörner ausgestreut hatte, ohne die Früchte und die Ernte abwarten zu dürfen. Ach, es war fast so viel, als seinem dem Vaterland abgelegten Gelübde untreu werden!

Andererseits meinten wohl die meisten seiner Freunde nach der Verfolgung von seiten Saimas, er tauge nicht so recht zum Redakteur einer Zeitung. Auch seine

Mutter fragte in einem Briefe, ob es nicht am besten wäre, er gäbe die Redakteurstelle auf. Emilie schrieb zwar nichts davon, aber sie berichtete von dem traurigen Leben in Nykarleby und sprach davon, wie glücklich sie sein würden, wenn sie erst ihr eigenes Heim hätten.

Im Frühling 1845 reichte Zacharias wirklich seine Meldung um die Stelle des Geschichtslehrers am Gymnasium in Vasa ein. Es geschah indes mit großem inneren Widerwillen und mit einer schlecht verhehlten Hoffnung auf einen Mißerfolg. Aber Emilie und ihre Familie sollten nicht sagen können, er habe die sich ihm darbietende Gelegenheit nicht ergreifen wollen.

Immerhin wartete er jeden Tag darauf, daß irgendetwas dazwischen komme, demzufolge er seine Meldung zurückziehen könnte.

Was dies sein sollte, wußte er nicht recht. Vielleicht, daß er eines schönen Tages auf der Straße einem freundlichen alten Herrn begegnete, der ihm auf die Schulter klopfte und ungefähr also zu ihm sprach: „Ich habe Ihre Tätigkeit bei der Zeitung genau verfolgt, und ich meine, es wäre schade, wenn Sie sich in Vasa begraben würden. Ich will etwas für Sie tun. Sie sollen in Helsingfors bleiben dürfen."

Aber der freundliche Herr erschien nicht, und da machte Zacharias eine große Anstrengung, um sich selbst zu helfen. Er sammelte seine lyrischen kleinen Sachen und gab sie in einem Bändchen heraus, das den Titel „Heideblumen" erhielt.

Auch die Tanne grünt im Lenze,
Ihren Duft hat auch die Wüste,
Ros'ge Blüte deckt die Heide,
Und auch sie hat ihre Wonnen.
Und das reiche Menschenherze,
Sollt es, ärmer als die Heide,
Ärmer als die öde Wüste,
Keine Heideblumen tragen?

Also schrieb Zacharias in dem Einleitungsgedicht, und er hatte ein Recht, so zu schreiben. Die Geschichte seines eigenen Herzens war es, sie hatte er auf diesen Blättern, die er der großen Menge bot, eingeritzt. In Beziehung auf die Form konnte man da und dort noch einen An-

klang an andere Dichter erkennen, aber der Inhalt war im allerhöchsten Grade sein Eigentum. Alles war selbst erlebt, alles selbst erfahren. Da war das Streben des Jünglings, in den Sinnbildern der Natur Bekräftigung seiner Sehnsucht nach Unsterblichkeit zu finden, da gab es seiner Emilie und dem dunkeln Kahramädchen gewidmete Liebeslieder, dann wieder Gedichte im Runenstil, die während seiner Begeisterung für die Kalevala entstanden waren. Ein kleiner, historischer, durch das Jubelfest inspirierter Versuch kam auch in die Sammlung, sowie Trauerlieder über Heinrich Backman, religiöse Lieder unter dem Einfluß des Pietismus geschrieben und Gedichte zu Neujahr und zum Eisgang, was beides immer besondere Festzeiten für Zacharias gewesen waren.

Er hatte sein ganzes Leben wieder durchlebt, als er diese losen Blätter für den Druck aneinanderreihte.

Das Buch war natürlich keine einheitliche Sammlung. Ein Teil der Gedichte war entstanden, ehe Zacharias überhaupt wußte, was wirkliche Inspiration eigentlich heißen wollte. Und sogar, nachdem er das erfahren hatte, konnte er sich durch die unerhörte Leichtigkeit, mit der er in gebundener Form arbeitete, zu kleinen Reimereien verleiten lassen, die keinen eigentlichen Wert hatten.

Aber wenn ihm das Herz voll war, wenn dieses in Sehnsucht seufzte, vor Mutlosigkeit schmerzte, wenn es Qualen verschmähter Liebe erduldete, da hatten seine Lieder einen echten, vollen, ergreifenden Klang. Überall erfuhr er die Wahrheit der Worte, die er in einem seiner Gedichte, das er selbst vielleicht am höchsten einschätzte, ausgesprochen hatte: „Das Lied wird aus dem Leid geboren."

Als das Buch erschien, wurde ihm etwas klar, was ihn zwar erfreute, worüber er aber gleichzeitig trauerte. Seine Gedichte waren wie aus Luft gewebt, sie hatten keinen Körper, waren nur Duft und Klang. Ein Teil der Leser konnte auch nichts darin finden, diese kleinen Lieder sagten ihnen nichts, sie waren ihnen nur leise, klingende Töne. Andere dagegen trugen selbst etwas in sich, eine Erinnerung, eine Erfahrung, die in Schwingung versetzt wurde, als sie diese Verse lasen, und diese Menschen nahmen sie in ihre Herzen auf, fast als seien

sie von ihnen selbst gedichtet, sie freuten sich darüber, Worte für das gefunden zu haben, was sich auf dem Grunde ihrer eigenen Seele bewegt hatte.

Die Menschen, die Zacharias' Gedichte mit starrer Gleichgültigkeit aufnahmen, waren freilich in der Mehrzahl; aber dafür fand sich doch auch der eine und andere, der sagte: „Seht, das ist ein Buch für mich. So hab' ich es selbst gefühlt. Runeberg hab' ich nie verstanden."

Das waren im allgemeinen Menschen, die zu den Demütigen gehörten und von sich und ihrem Geschmack nicht groß dachten. Gerade weil sie Topelius verstanden, glaubten sie, er müsse ein ziemlich mittelmäßiger Schriftsteller sein.

Freunde und Feinde schienen also darüber einig zu sein, daß Zacharias' Buch kein hervorragendes Werk sei. Der freundliche Beschützer hatte keine Veranlassung, sich zu zeigen, und Zacharias mußte es bei seiner Meldung bewenden lassen.

Im September reiste er nach Åbo, um vor Bischof und Domkapitel über einige lateinische Thesen zu disputieren und Probeunterricht zu geben, durch den er sich des Lehrerberufs würdig erweisen sollte.

Lange, unerquickliche Tage waren es, die Zacharias in der früheren finnischen Hauptstadt zubrachte. Er lag im Kampf mit sich selbst. Bald hoffte er auf Erfolg, bald meinte er, es wäre am besten, wenn er nicht ernannt würde. Aber als die Thesen an die Reihe kamen, da erwachte der Ehrgeiz in ihm, und da tat Zacharias sein Bestes! Auch bei dem Probeunterricht zeigte er recht achtungswerte Fähigkeiten, und so bekam er gute Zeugnisse.

2

Am letzten Abend, ehe Zacharias Åbo verließ, kam ihn die Lust an, eine Wanderung durch die Stadt zu machen. Es war eine schöne, milde Herbstnacht, am südlichen Himmel goß der Mond seine Strahlen durch einen dünnen Wolkenschleier, während von irgendeinem verborgenen Feuerherd weit oben im Zenit unruhig flackernde

Nordlichter zum nördlichen Himmel aufzuckten. Die Luft war mit Elektrizität geschwängert. Als Zacharias bei seiner Wanderung an dem Dom vorüberkam, glaubte er einen rötlichen Schimmer zu sehen, der über die hohen, spitzen Fensterbogen hinhuschte.

Zacharias blieb stehen, um diese Erscheinung zu beobachten. Er selbst befand sich in einem Zustand der Niedergedrücktheit, ja der Angst, er hatte ein Vorgefühl von etwas Schrecklichem, das über ihn hereinbrechen werde. Vergeblich versuchte er sich damit zu trösten, daß eigentlich nichts Schlimmeres geschehen könnte, als daß er die Stelle in Vasa nicht bekomme, und auf diese sei er ja bisher wirklich nicht gerade erpicht gewesen.

Das Günstigste für ihn wäre sicherlich, wenn er noch einige Zeit in Helsingfors bleiben dürfte. Die Zeitung sei in diesem Jahre noch besser gegangen als im vorhergehenden. Emilie sei bereit, das Unerhörte zu wagen, sich mit einem Manne zu verheiraten, der nichts weiter war als ein Zeitungsredakteur.

Aber er konnte sich des niederdrückenden Gefühls nicht entschlagen, obgleich er sich auf solche Weise selbst Vernunft predigte. Schließlich versuchte er sich einzureden, seine ganze Unruhe rühre von einer äußern Ursache, vielleicht eher von einem atmosphärischen Druck als von Zukunftssorgen her.

In diesem Glauben wurde er um so mehr bestärkt, als er sah, wie der kupfergedeckte Turm des Doms auf eine ganz merkwürdige Art zu leuchten, zu glimmen begann. Das Kreuz oben auf der Turmspitze wurde von ganz deutlichen blauweißen Flammen umzüngelt. Irgend etwas ging da droben vor; Zacharias sah, wie eine Schar Dohlen in hellem Entsetzen durch die Nacht entfloh. Da verließ ihn plötzlich seine Angst, und sein Herz fing eifrig und erwartungsvoll zu klopfen an. Ihm war, als sei er Zeuge von dem Herniedersteigen von Geistern. „Unsterbliche Seelen," so dachte er, „lassen sich nun zu ihren Körpern, die in den Grabkammern unter der Kirche modern, herabsinken, sie vereinen sich mit ihnen und erwecken sie zum Leben."

Nun versammelten sich aufs neue die Domherrn in ihren Chorstühlen, die Bischöfe verrichteten eine stille

Messe an dem dämmerigen Altar. Auf einem Thronsessel dicht unter der Kanzel saß eine Königin umgeben von ihrem Hofstaat, die früheren mächtigen Lehnsherren des Aboer Schlosses aber beugten die Knie auf den Stufen, die zum Chore führten.

Zacharias mußte über sich selbst lachen. Erst vor ein paar Tagen hatte er ein Buch von Justinus Kerner, jenem Apostel des Mystizismus gelesen, und dieses Buch hatte natürlich diese Phantasien hervorgerufen. Dämone und Gespenster hatten ihn beim Lesen umschwebt. Da war vor allem eine Geschichte mit einem Ring gewesen, die Zacharias außerordentlich gefallen und seine Phantasie angeregt hatte.

Wenn er jetzt diesen Ring am Finger gehabt hätte, wäre er an die Kirchenpforte getreten und hätte Einlaß begehrt. Und die Toten würden es nicht gewagt haben, sich zu widersetzen. Er würde in diese Versammlung von Schatten eingelassen, und sie würden ihm die Geheimnisse ihres Lebens beichten. Er würde in die Geschichte seines Landes eindringen, wie noch nie jemand vor ihm.

Die schwüle Nachtluft, der altersgraue Dom hatten ihn in wirkliche Gespensterstimmung versetzt. Er war beinahe überzeugt, daß sich im nächsten Augenblicke weiße Gestalten rings um ihn her zeigen würden. Die Toten, die außerhalb des Doms ruhten, würden natürlich aus ihren Gräbern auferstehen, ja auch sie.

„Vielleicht sind sie schon da,“ dachte er. „Ich kann sie nur nicht sehen.“

Er überlegte einen Augenblick, zog dann einen Schlüssel aus der Tasche und hielt ihn vor sein rechtes Auge. Die alte Brita auf Kuddnäs hatte ihn ja folgendes gelehrt: Wer zur Nachtzeit auf einem Kirchhof durch einen Schlüsselring sah, dem würden sich die Toten zeigen.

Doch kaum hatte er den Schlüssel ans Auge gesetzt, da sah er auch schon, wie sich eine Gestalt von der nächtlichen Dunkelheit loslöste und auf ihn zueilte.

„Dies ist kein wirklicher Mensch,“ dachte er; aber jedenfalls fühlte er gar keine Angst, er war nur höchst verwundert.

Denn das wußte er, das Wesen, das er da vor sich sah, war weder tot noch lebendig, sondern es war ein

Geschöpf seiner eigenen Einbildung. Aber noch niemals hatte er etwas so Wunderbares erlebt, daß ein Gebilde, das Erzeugnis seines eigenen Gehirns, leibhaftig vor ihn hintreten und sich mit selbständigem Leben bewegen konnte.

„Ich träume natürlich," dachte er.

Und jetzt hörte er die Gestalt, die zu ihm getreten war, fragen, ob nicht der Herr Lizentiat ihm die Ehre seines Besuchs da droben im Kirchturm zuteil werden lassen wolle.

„Ich träume natürlich," dachte Zacharias noch einmal.

Aber er wußte sehr wohl, daß er ganz wach war und etwas höchst Wunderbares erlebte. Etwas in ihm hatte diese Gestalt, die er da vor sich sah, erschaffen. Etwas in ihm sprach und handelte in allem, was die Gestalt sagte oder tat. Dieses Etwas aber stand in keiner Weise unter dem Einfluß seines Willens. Er, der mit dem Schlüssel vor dem Auge hier vor dem Dome stand, hatte keine Ahnung davon, was das Gebilde da vor ihm im nächsten Augenblick sagen oder tun werde.

Er befand sich mitten in einem wachen Traum. Die Macht in ihm, die die Träume der Nacht schafft, war in seinem wachen Zustand in Tätigkeit.

Er hörte, daß das Traumgebilde, oder wie er es nennen sollte, ihn einmal ums andere anredete, er aber war von seiner eigenen Seelenverfassung zu überrascht, um den Worten zu lauschen. Jetzt aber durchzuckte ihn auf einmal der Gedanke: „Dies ist etwas höchst Eigentümliches und Seltsames. Versäume die Gelegenheit nicht! Geh auf das Spiel ein! Laß diesen Traumschöpfer, den du in dir hast, sein Spiel treiben, wie es ihm selbst am besten gefällt!"

Nun betrachtete Zacharias das Wesen, das sich da vor ihm befand. So weit er es beurteilen konnte, war es ein unglaublich alter Mann; aber das betagte Gesicht mit seiner gebogenen Adlernase, seinen fleischlosen Wangen, der runzligen Stirne hatte noch immer das Gepräge ungebrochener, eisenharter Energie. Einen Augenblick ging Zacharias der Gedanke durch den Kopf, der Beherrscher der Unterwelt offenbare sich leibhaftig vor ihm.

„Ich sehe, Herr Lizentiat," sagte jetzt das merkwürdige

Wesen, „Sie haben bemerkt, daß heut' abend hier in Åbo im Dom etwas vor sich geht. Nun wohl, es handelt sich dabei weder um Gespenster noch um Geister, aber möglicherweise könnte Sie das, was da oben vorgeht, dennoch interessieren."

Zu seiner Verwunderung brachte Zacharias weder Ja noch Nein heraus, und der Mann, der ihn angeredet hatte, begann aufs neue:

„Sie erwarten gewiß, daß ich mich Ihnen vorstelle, Herr Lizentiat. Mein Name ist Weis, Doktor Martin Weis, deutsch von Geburt; aber seien Sie ganz beruhigt, meine Papiere sind vollständig in Ordnung, ich halte mich mit gütiger Erlaubnis der Behörden hier auf. Und nun bitte ich Sie noch einmal um ihren Besuch in meinem Turmzimmer."

Einen Augenblick dachte Zacharias, er habe es am Ende mit einem Verrückten zu tun; aber was der Mann sagte, war doch vollständig klar und vernünftig, und auch sein Gesicht zeigte nichts von den zerfallenen Zügen, die Verrückten eigen sind. Nein, hier war eine Seele, die sich auf der Höhe der Energie und der Geisteskraft befand.

Der Mann war ohne weiteres auf die Kirche zugegangen, und Zacharias folgte ihm. Bald erreichten sie ein Pförtchen, das wohl von dem Küster oder dem Turmwächter benutzt wurde und das in die Vorhalle der Kirche führte. Hier in der tiefen Dunkelheit ergriff Doktor Martin Weis Zacharias' Hand und geleitete ihn nach der Turmtreppe, die er in großer Eile hinaufstieg, wie wenn er dem Gaste keine Zeit lassen wollte, sich von dem Abenteuer zurückzuziehen.

Vielleicht geschah dies aus demselben Grunde, aus dem der sonderbare Mann nie eine Antwort abwartete, wenn er Zacharias anredete.

„Für wie alt halten Sie mich, Herr Lizentiat? Sie raten vielleicht auf achtzig oder neunzig Jahre. Legen Sie ruhig noch achtzig und achtzig dazu, dann kommen Sie der Wahrheit näher. Ich war ein Kind, als der große Gustav Adolf nach Deutschland auszog, und ich entsinne mich seiner noch sehr gut. Meine Mutter trug mich auf dem Arm, als die Leute in Naumburg seinen Koller aus Renntierleder küßten. Ich habe unter Turenne und Condé

gefochten; dann zog ich mich zu meinen Studien zurück und arbeitete unter Leibniz in Deutschland, unter Newton in England. Kurz gesagt, ich habe viele Geheimnisse erforscht, von denen man in Ihrer Zeit kaum eine Ahnung zu haben scheint. Ich habe das Lebenselixier gefunden, das das höchste von allen Geheimnissen und ein Ausfluß der Substanz ist, von der die Welt lebt. Aber jetzt sehe ich, daß wir das Ziel unserer Wanderung erreicht haben."

Er ließ Zacharias Hand los und öffnete die Tür eines kleinen Raumes, der offenbar als ein Zufluchtsort für den Turmwächter gedacht war. So klein das Stübchen auch war, so erschien es gewissermaßen noch kleiner, weil fast der halbe Raum von einem großen Herd, auf dessen Platte ein starkes Kohlenfeuer glühte, eingenommen wurde.

Auf dem Herde standen verschiedene Tiegel, auf den Brettern an den Wänden ringsum unterschied man Retorten, Flaschen und dunkle, unbekannte Gegenstände, die in der unsicheren Beleuchtung von dem Kohlenfeuer kaum näher bestimmt werden konnten. Wenn es nicht so ganz unmöglich gewesen wäre, hätte Zacharias geglaubt er sei in die geheime Werkstatt eines Alchimisten gekommen.

Hier hatte er übrigens Gelegenheit, den Mann näher zu betrachten, der ihn in sein Laboratorium geführt hatte und der sich für einen Zeitgenossen von Gustav Adolf und für einen Kenner des Geheimnisses von dem Lebenselixier ausgab. Er war mager und gebückt und trug noch die Tracht des siebzehnten Jahrhunderts: Kniehosen, lange seidene Strümpfe und Schnallenschuhe, sowie einen Frack mit breiten Schößen und großen Knöpfen. Er hatte sich einen Lederschurz umgebunden und war offenbar mit solcher Hast hinuntergeeilt, um Zarachias zu holen, daß er keine Zeit gehabt hatte, den Schurz abzunehmen.

„Herr Lizentiat," sagte er, „es wird mir eine Freude sein, Ihnen nachher einen Beweis meiner Wissenschaft zu geben, aber jetzt muß ich zuerst eine äußerst wichtige Sache klarlegen. Ich bitte Sie deshalb Platz zu nehmen und mir mit etwas Geduld zuzuhören."

Damit schob er Zacharias einen ziemlich bequemen Lehnstuhl hin, und während er sich selbst auf die steinerne

Stufe vor dem Turmfenster setzte, fuhr er mit seiner gewohnten Beredsamkeit fort:

„Ich bin ganz einfach ein Mann, der es sich zur Lebensaufgabe gemacht hat, in die Geheimnisse der Natur einzudringen, und es ist mir auch schon geglückt, das eine und andere herauszufinden. Immerhin ist mir für die mir noch zugemessene Lebenszeit genügend Arbeit übrig geblieben. Eine Zeitlang suchte ich nach Mitteln, den Einfluß der Sterne zu beherrschen. Ich las in meinen Zirkeln, daß alle fünfhundert Jahre einmal ein Zusammentreffen der drei mächtigsten Planeten Mars, Jupiter und Saturnus stattfindet, und daß ein unter dieser Konstellation geschmiedeter Talisman imstande ist, durch die vereinte Kraft dieser drei Planeten alle andern Sterne zu beherrschen. Aber diese Konstellation dauert nur acht Minuten, vierzehn Sekunden, neunundvierzig Terzen, und nicht eine Terze mehr oder weniger darf zum Schmieden des Talismans daraufgehen. Durch diesen Umstand ist dieser Talisman erst ein einziges Mal hergestellt worden, und zwar im Jahre 1318 am Nachmittag des 14. Januar um drei Uhr und achtundzwanzig Minuten. Bei dem nächsten Zusammentreffen dieser Sterne, das am 14. Januar 1818 stattfand, wurde kein Ring geschmiedet, aber es wurde da ein Kind geboren, das nun unter dem Schutz dieser mächtigen Planeten steht. Und nun, Herr Lizentiat, nun fangen Sie vielleicht an, zu verstehen. Täusche ich mich wohl, oder sind nicht Sie selbst in jenem denkwürdigen Augenblicke geboren?"

Zacharias machte ein bejahendes Zeichen, und Doktor Weis fuhr fort:

„Ich sehe, was ich Ihnen hier erzähle, kommt Ihnen höchst phantastisch vor, und Sie sind am ehesten geneigt, meinen Worten gar keinen Glauben zu schenken."

Zacharias lächelte zustimmend und sagte:

„Alles, was Sie berichten, ist sicherlich im höchsten Grad interessant, aber — — —"

Der Doktor zuckte die Schultern.

„Ich habe bei dem Manne, der am 14. Januar unter dieser mächtigen Konstellation geboren ist, ein größeres Vertrauen in diese hohe Wissenschaft zu finden gehofft. Aber einerlei! Was sagen Sie dazu, Herr Lizentiat, daß

Sie jetzt derjenige sind, welchem dieser Talisman rechtmäßigerweise gehört? Ihre Geburtsstunde berechtigt Sie zu dem Besitz. Und wenn Sie es wünschen, soll er Ihnen in dieser Nacht übergeben werden."

„Wirklich?" sagte Zacharias. „Ei wirklich?"

„Sie lächeln, Herr Lizentiat," sagte Doktor Weis mit einer Heftigkeit, die auf dem Punkt war, in Zorn überzugehen; „aber warten Sie nur einen Augenblick! Wollen Sie nicht die Güte haben, mich mit Vertrauen und ernster Aufmerksamkeit anzuhören? Mehr als gerne würde ich Sie auch ferner in Unkenntnis lassen; aber ich habe den Auftrag erhalten, Sie aufzuklären. Ich tue es wahrlich nicht aus eigenem Antrieb."

Er sprach mit einer Überzeugung, die nicht verfehlte, Eindruck auf Zacharias zu machen.

„Ich bin gewiß kein Ungläubiger," versetzte er, indem er seinen vorherigen satirischen Ton aufgab, „aber Sie müssen doch zugeben, Herr Doktor, daß mir das, was Sie mir eben gesagt haben, ein wenig ungewöhnlich vorkommen muß. Vielleicht würde ich die Sache besser fassen, wenn Sie mir etwas von den Kräften mitteilen würden, die dem Talisman, der Ihrer Aussage nach für mich bestimmt sein soll, eigen sind."

„Dieser Talisman," sagte das sonderbare alte Männchen, „ist ein kupferner Ring, so klein, daß er nur mit Mühe auf den kleinen Finger eines Menschen gezwängt werden kann."

In einem Nu war er dann von seinem Turmfenster weg und bei Zacharias. Er erfaßte dessen linke Hand und versuchte, ihm einen Ring über das erste Glied seines kleinen Fingers zu schieben.

Mit einem unwiderstehlichen Gefühl von Angst und Entsetzen zog Zacharias seine Hand heftig zurück. Eine innere Stimme gebot ihm, sich in acht zu nehmen und sich unter keiner Bedingung den Ring aufzwingen zu lassen.

„Warten Sie einen Augenblick, Herr Doktor! Sie haben mich noch nicht über die Eigenschaften des Rings aufgeklärt."

„O du verblendeter Mensch!" rief der Alte mit nach oben gerichteten Augen. „Wie viele Menschen haben

schon mit glühendem Verlangen nach diesem Ring gestrebt! Ich selbst war eine Zeitlang zu jedem Verbrechen bereit, nur um in den Besitz dieses Kleinods zu gelangen. Es hat mich ins Irrenhaus gebracht, es hat mich gezwungen, mich für tot auszugeben. Jetzt bin ich aber doch, sozusagen, über das Stadium des Rings hinausgekommen, und ich selbst brauche ihn nicht mehr. Mein Auftrag geht nun dahin, ihn Ihnen zu überlassen."

Wieder machte er einen Versuch, ihn Zacharias auf den kleinen Finger zu zwingen; der aber wehrte sich.

„Die Eigenschaften zuerst!" sagte er in bestimmtem Ton.

„In der ganzen Welt gibt es keinen wertvolleren Schatz als diesen Ring," erklärte Doktor Weis mit großer Feierlichkeit. „Mit seinem Besitz ist Glück im Frieden und Sieg im Krieg, Liebe, Ehre und Reichtum verbunden. Er beschützt vor allem Bösen, sofern der, der ihn trägt, keinen Meineid schwört, denn das lähmt die Kraft des Ringes. Nun also, Herr Lizentiat, wollen Sie jetzt nicht wenigstens probieren, ob er Ihnen paßt?"

Mit einem Lächeln, das einladend sein sollte, streckte er den Finger mit dem Ring aus; aber Zacharias schauderte.

„Noch eine Frage," sagte er, um Zeit zu gewinnen. „Warum bieten Sie mir den Ring erst heute an? Hätte er nicht schon seit meiner Geburt in meinem Besitz sein sollen?"

„Ja, gewiß, ganz richtig; aber Sie haben uns bis jetzt keine Gelegenheit dazu gegeben."

„Gelegenheit, wieso?" fragte Zacharias verwundert.

„Ich meine, was ich sage. Seit Sie mündig geworden sind, haben Sie nichts weiter gewollt, als Glück für Ihr Vaterland herbeizuführen. Jetzt erst — — —"

„Sie meinen, Herr Doktor Weis?"

„Jetzt erst, durch diese Reise nach Åbo, haben Sie gezeigt, daß Sie an Ihr eigenes Glück denken. Sie wollen sich ein eigenes Heim schaffen, wollen sich verheiraten, Sie möchten eine sichere, gute Stelle haben. Jetzt muß der Ring Wert für Sie haben."

„Und wenn ich ihn doch nicht annehme?"

„Ich beschwöre Sie," sagte der Doktor, „begehen Sie

keine Unvorsichtigkeit! Merken Sie sich nur eins! Während Sie heranwuchsen, ist der Ring hier im Dome mit den anderen kostbaren Kleinodien aufbewahrt worden. Aber der Åboer Dom ist durch die Erinnerungen, die sich an ihn knüpfen, durch seine Geschichte, durch die Toten, die hier ruhen, durch all das ist er sozusagen das Mutterhaus des schwedischen Volkes. Wenn ein solcher Schatz hier verwahrt wird, dann übt das eine Wirkung auf Ihr ganzes Land aus. Nun wohl, jetzt müssen Sie erkennen, welch ein außerordentliches Glück Finnland in den letzten Jahrzehnten zugedacht war."

„Åbo ist doch abgebrannt," warf Zacharias ein.

„Ist nicht eine Feuersbrunst in einer alten Stadt oft geradezu eine Wohltat?" versetzte der Doktor. „Kommen Sie jetzt!" sagte er und faßte Zacharias wieder an der Hand. „Lassen Sie mich Ihnen nun den Ring aufstecken. Das Glück, das Ihr Land jetzt genießt, wird sich in vergrößertem Maße auf Sie übertragen. Für alles, was Sie schreiben, wird man Sie bewundern. Sie werden Volksgunst, Königsgunst, Reichtümer gewinnen. Sie sind wirklich zu kleingläubig. Behalten Sie den Ring nur diese eine Nacht an Ihrem Finger, und Sie werden von dessen Kraft überzeugt werden."

Zacharias stieß einen Seufzer der Erleichterung aus. In diesem letzten Vorschlag sah er einen Ausweg, sich des andern Beharrlichkeit zu entziehen.

Nach einigen Augenblicken hatte er mit dem kleinen Goldmacher oder Zauberer, oder was es nun sein mochte, ein Übereinkommen getroffen. Er versprach, den Ring diese eine Nacht an seinem Finger zu behalten. Wenn er dann keine Lust hätte, ihn zu eigen zu haben, sollte ihm das Recht bleiben, ihn wieder in den Domschatz zurückzugeben. Damit würde er nach Doktor Weis' Versicherung während seiner eigenen Lebenszeit Finnland Glück und Emporkommen zuwenden.

Als dies geschehen war, wurde der Doktor freundlicher und zutraulicher.

„Wenn ich Ihnen einen Rat geben darf," sagte er, „sollten Sie diese Nacht darauf verwenden, die Geschichte des Ringes kennenzulernen. Sie werden in Zukunft viel Nutzen davon haben."

Als Zacharias dazu beifällig nickte, holte der Doktor eine große Glaskugel herbei, die mit wogendem Rauch gefüllt zu sein schien, und stellte sie vor Zacharias hin.

„Setzen Sie sich nun ganz behaglich zurecht," mahnte er. „Halten Sie die Augen auf diese Kugel gerichtet. Sehen Sie her! Jetzt stecke ich den Ring auf Ihren Finger. Und jetzt, Herr Lizentiat, lasse ich Sie allein. Lassen Sie sich durch nichts stören!"

Zacharias wollte ihn an sein Versprechen, ihm die Geschichte des Ringes zu erzählen, erinnern; aber im selben Augenblick war der kleine Mann auch schon verschwunden, und Zacharias befand sich allein in dem seltsamen kleinen Kirchturmlaboratorium, den Ring am Finger und die große Glaskugel vor sich.

Als Zacharias nun die Glaskugel näher betrachtete, geschah in der Tat etwas Merkwürdiges. Auf eine Weise, die er sich nicht erklären konnte, war ihm, als sehe er zugleich in sein eigenes Innere hinein. In seinem Kopf, in seinem Gehirn, so kam es ihm vor, mußten sich auch solche durcheinanderwogende Wolken, ebensolche unbestimmbare Rauchwolken befinden.

Während er fortgesetzt in die Glaskugel hineinschaute, sah er, daß die Wolken in seinem Innern, oder auch vielleicht die in der Glaskugel — er konnte die einen nicht mehr von den andern unterscheiden — allmählich Form annahmen, und er erkannte sie als Erinnerungen wieder. Er sah, einige von diesen Wolken waren Erinnerungen aus der Zeit in Uleåborg, wo seine Phantasie durch das Romanlesen zuerst in Bewegung gesetzt worden war. Er sah die Gestalt eines Wesens, das er sich dort geschaffen hatte und das, sozusagen, die Königin aller seiner damaligen Träume gewesen war. Es war ein weibliches Wesen, das er zwar nie gesehen, aber doch von ganzem Herzen geliebt hatte. Sie war außerordentlich schön, südländisch dunkel, stolz, leidenschaftlich, von hoher Geburt; immer liebte sie einen großen Helden, den Zacharias nicht zu überglänzen imstande war, weshalb er die Schöne beständig vergeblich um ihre Liebe anflehen mußte.

Ferner zeigten sich in der Glaskugel Erinnerungen aus seiner Schulzeit, Heldentaten, die er in Gedanken

14*

daheim auf seinem Zimmer vollbracht hatte, vielleicht nachdem er von stärkeren Kameraden hart geschlagen und übel zugerichtet worden war. Dann drängten sich Abenteuer hervor, die er in dem kleinen Zimmer bei Runeberg erlebt, nachdem er Fryxells Geschichte gelesen hatte, und dann sah er einzelne Bruchstücke von Professor Reins Vorlesungen und von allem, was er da als Zuhörer gedichtet hatte.

Da sah er auch Erinnerungen von seinen beständigen langen Reisen auf der Landstraße. Was hatte er da nicht alles erlebt, während er zur Schule und zur Universität gereist war! Im Schneewetter hatte er sich verirrt und war vor geheimnisvollen Hofgütern angekommen. Manches liebe Mal hatte er den Weg wie ein finnischer Dragoner abgeritten, und oftmals war er in einer goldenen Königskutsche gereist. Bisweilen war es vorgekommen, daß Mathilda Lithén, gerade wenn er nach Nykarleby kam, von irgendeinem hohen Herrn entführt worden war. Da hatte er sich ungeachtet seiner Müdigkeit von der Reise in den Sattel geworfen, um sie zu retten. Er hatte das Tier während der Verfolgung zuschanden geritten, sich dann aber einen Schlitten gestohlen, der Schlitten war in ungeheuren Schneewehen steckengeblieben, und er war auf Schneeschuhen weitergeeilt. Bis nach Uleåborg, bis Haparanda, rund um den bottnischen Meerbusen herum war er den Flüchtigen nachgejagt.

Aber nicht immer war er der Verfolger, bisweilen war er auch ein gejagter Flüchtling gewesen. Bei rasendem Sturm war er mit geschwellten Segeln geflohen, er hatte sich in dunkeln Wäldern verkrochen. Wie ein aus Rußland heimgekehrter Gefangener hatte er nach seiner zerstörten Heimstätte gesucht, er hatte das ganze Elend des großen Unfriedens durchlebt.

Dann kamen die Knabenträume von Mathilda. Sie war die blonde nordische Frau, von niederer Herkunft, tüchtig, aber wunderbar schön war auch sie. Hochgestellte Männer flehten um ihre Liebe. Sie war nicht immer glücklich, aber sie hatte die Anlagen zu weiterer Entwicklung, konnte klug, tätig, kräftig werden und in späteren Jahren den Kindern und den Gütern vorstehen.

Da in der Glaskugel erschienen auch Zacharias' kind-

liche Gedanken über einen Stern, der sein Schicksal regieren sollte, ebenso seine beharrliche Vorstellung, daß sein altes Kindermädchen Brita Kiviranta doch eigentlich eine finnische Hexe sei, sowie auch alle die sonderbaren Geschichten aus Justinus Kerners Mazicon und vieles andere von dieser Art.

Und schließlich war da in der Glaskugel vor Zacharias alles, was er gelernt, alles, was er erlebt hatte, der ganze Inhalt seiner Seele würde man sich versucht fühlen, zu sagen. Es wogte hin und her, auf und ab, wie es bei Rauchwolken der Fall ist. Es hatte keine Kraft, sich zu wirklichen Bildern zu gestalten.

Aber jetzt plötzlich fühlte Zacharias einen schwachen Druck, der von dem Ring an seinem kleinen Finger ausging. Von diesem Finger aus schoß ihm ein heißer Strom durch den Arm und den Kopf bis hinauf ins Gehirn.

Und von diesem Augenblick an ordneten sich allmählich alle die sonderbaren Ingredienzien, die in dieser Glaskugel beisammen waren, und nahmen Gestalt an. Zacharias sah Menschen, Bäume, Pferde, Orte vor sich. Er hörte Reden, er las Gedanken. Es war alles miteinander Stoff aus seinem Gehirn, aber er ordnete sich, er baute sich auf zu einer Geschichte. Der Ring fing an, ihm seine Schicksale zu erzählen.

Das war das Wunderbarste, was Zacharias je erlebt hatte. Er konnte nicht sagen, es handle sich hier um Zauberei, alles dies hatte seinen Ursprung in ihm selbst, in ganz natürlichen Voraussetzungen. Aber er konnte jetzt, kraft einer ungeheuer gesteigerten Phantasie, einen weit zurückliegenden Zusammenhang der Geschehnisse erkennen. Er erlebte Menschenalter um Menschenalter. Er folgte Geschlechtern in verschiedenen Gliedern, sah die Eltern sterben und die Söhne heranwachsen, sah Typen, sah Charaktere. Er erlebte ein ganzes Epos, ein Heldengedicht der Finnen und Schweden.

So saß er stundenlang und folgte der langen Kette von Ereignissen, die sich vor seinen Augen entrollte. Er lachte und er weinte, er war glücklich und entzückt, war erzürnt und wütend. Die Schicksale des Ringes erschienen ihm herrlich, unvergleichlich. So saß er noch, als endlich die Tür aufging und Doktor Weis den Kopf hereinsteckte.

„Die Sonne ist am Aufgehen," sagte er. „Die Nacht ist bald zu Ende. Was haben Sie nun bestimmt, Herr Lizentiat?"

Verwirrt wie ein Träumender fuhr Zacharias von den Erscheinungen in der Glaskugel auf. Er richtete seinen Blick auf den Ring an seiner Hand. Sein erster Gedanke war, daß er diesen Ring liebe, und daß ihn jetzt nichts mehr dazu bewegen könne, sich wieder von ihm zu trennen.

Dann sah er auf und den Doktor an, um ihm das zu sagen; aber der Doktor hatte diesen Blick nicht erwartet. In seinem Gesicht spiegelten sich in diesem Augenblick nur allzu deutlich die Gefühle, die ihn beseelten. Das Gesicht, in das Zacharias sah, drückte eine satanische Freude, einen fanatischen Haß aus, das Glück des gefallenen Geistes darüber, daß er eine hochstehende Seele in dieselbe Falle gehen sieht, in der er selbst gefangen worden ist.

Von einem grenzenlosen Schrecken erfaßt, riß Zacharias den Ring vom Finger und schleuderte ihn zu Boden. Und unwillkürlich wiederholte er einen lateinischen Satz, den er erst vor kurzem in den Träumen der Nacht gehört hatte: „Vade retro, Satanas!"

In demselben Augenblick schien die Sonne durch die schmale Fensterluke. In ihren Strahlen begann sich die kleine Zelle gleichsam aufzulösen. Die Wandbretter mitsamt den Kolben und Retorten, der Herd mit seinen Tiegeln, ja, Doktor Weis selbst waren wie ausgelöscht. Zacharias stand bald allein da. Aber noch mehr! In dem hellen Sonnenschein verschwanden sogar auch die gewaltigen Turmmauern des Doms, die ihn eben noch umgeben hatten. Ihm war, als hätte er nur in einen Nebel hineingeschaut. Ringsum hatte er jetzt freie, frische Luft, er befand sich im Freien. Jawohl, er stand auf der Erde und lehnte sich noch an denselben Baum, wo er gestanden hatte, als Doktor Weis kam, um ihn in die Kirche zu holen.

„Nur ein Traum!" sagte er sich, und dann seufzte er ein wenig niedergedrückt.

Aber zugleich kehrten alle Erfahrungen der Nacht zu ihm zurück, und er fühlte helle Freude in seinem Herzen, am liebsten hätte er laut gesungen, geschrien, den ersten besten umarmt.

„In meiner Hand hab' ich ein großes Werk, den Stoff zu einem großen Werk!" rief er. „Ich habe den Plan zu einem Epos in meinem Kopf!"

3

In dem nächsten Brief, den Zacharias an Emilie schrieb, sagte er, es sei seine feste Überzeugung, daß sein Mitbewerber in Vasa die Stelle bekomme. Und zugleich bat er sie, sich darauf vorzubereiten, daß ihr künftiges Heim in Helsingfors sein werde. Er sei nun fest entschlossen, in der Hauptstadt zu bleiben.

Und siehe, sobald der mutige Entschluß gefaßt war, lichteten sich die Aussichten. Die große, entscheidende Anerkennung kam zwar nicht, und er erwartete sie auch nicht. Er wußte jetzt eines: sie konnte nicht kommen, ehe er sein Lebenswerk fertig hatte. Aber er bekam Bestellungen, an denen er merken konnte, daß man ihn allmählich mit unter die Schriftsteller rechnete. Ein Verleger, der ein Bilderwerk „Finnland in Bildern" herausgeben wollte, bat ihn, einen Teil des dazu gehörigen Textes zu schreiben. Ein anderer verlangte eine Novelle für Weihnachten; der Theaterdirektor Friedrich Deland forderte ihn auf, ein Theaterstück zu schreiben, und der Komponist Ingelius zu Åbo wollte einen Operntext.

Auch in Nykarleby war man jetzt nicht mehr so zaghaft wie zuvor. Emiliens Schwester Thilde wollte an Weihnachten mit dem Bürgermeister von Nykarleby Hochzeit machen, und die Schwiegereltern wünschten, Zacharias' und Emiliens Hochzeit solle gleichzeitig stattfinden.

So wurde es auch. Während des ganzen Herbstes hatte Zacharias unendlich viel Mühe und Sorge, die ihm aber nur lieb waren: er mietete eine Wohnung, ging auf die Auktionen und erstand Möbel, kaufte das Brautgewand für die beiden Schwestern und besorgte noch tausenderlei andere Dinge; in der Woche zwischen Weihnachten und Neujahr wurde dann in Nykarleby die Hochzeit mit Lust und Freude gefeiert, und am Neujahr 1846 saß Zacharias mit seiner Emilie im eigenen Heim in Helsingfors.

Das Jahr 1848

1

Am 24. April 1847 veröffentlichte Zacharias Topelius in seiner Zeitung ein Gedicht, das er den „Morgensturm im Frühling" nannte.

Auf einem einsamen, fernen Berge steht ein schwacher, umherirrender Windhauch und schaut über ein trübes, nebeliges Land hin. Umhertreibende Nebelgebilde wogen dicht unter seinem Fuß dahin, schwere, dichte Wolken haben sich auf der Ebene gelagert und versperren der Freude des Tages, dem holden Sonnenschein und dem rosigen Schimmer der Hoffnung den Weg. Und der schwache Windhauch bittet den Königsadler der Klüfte, ihm seine Schwingen zu leihen, er bittet den Wolf des Ödlandes um seine scharfen Hauer, den Blitzstrahl der Wolken um ihr Schwert, damit er die Macht bekomme, durch die Welt zu stürmen, alle Nebel zu zerstreuen, alle Wolken zu vertreiben, alle Schatten zu verjagen und für das Licht und das Leben Platz zu schaffen.

Obgleich noch schwach wie ein Seufzer von Jungfrauenlippen, wirft sich der Windhauch von dem Berg herunter, und siehe, sein junger Mut verleiht ihm Riesenkräfte! Er kommt daher auf rauschenden Adlersflügeln, er haut seinen Wolfszahn in die Dunstgebilde, er zerspaltet mit Blitzeskraft die wogenden Nebelheere. Auf Erden gibt es keine noch so gewaltige Kraft, die ihm widerstehen könnte, die düsteren Schatten der Wälder und die furchtsamen Scharen der Wolken entfliehen vor seinem Blick. Zuletzt, wenn er durch die Welt gesaust ist, weit umher des Lichtes Werk fördernd, wenn die dankbaren Blumen des Tales und das Vogelgezwitscher im Haine und der Menschen frohe Gesänge seine Taten preisen, dann läßt er die starken Schwingen sinken, und ermattet zieht er sich in eine Kluft zurück, wo er in stillem Frieden schlummern kann.

Das war ein kraftvolles, schönes Gedicht. Wer es las, atmete auf, wie von einer schweren Last befreit. Unwillkürlich fühlte man sich vergewissert, daß es auch für die Menschenwelt einen Frühling gibt, ebenso wie für Wiesen und Haine. Aus den Wolken hervor ver-

nahm man den Flügelschlag eines großen Befreiers. Der Dichter hatte dessen Namen nicht genannt, aber man flüsterte ihn sich gegenseitig zu: die Revolution. Wer anders sollte der starke Wind sein, der alle Nebel und Dünste zerstreute?

Am 27. Mai 1848 veröffentlichte Zacharias ein neues Frühlingslied. Er nannte es „Der blaue Rand am Meere".

In diesem Gedichte schildert er, wie er von einem Bergesgipfel am Meeresstrande weit über Buchten und Meerengen hinschaut. Rings um ihn her schmelzen die Schneewehen, eine Anemone wagt sich im Schutze von trockenem Laub aus der Erde hervor, die Sonne scheint, der Frühlingssturm verjagt die Wolken, überall spürt man den beginnenden Frühling; nur das Meer mit seiner weiten Wasserfläche liegt noch unbeweglich da. Der Riese, der den Felsengrund der Erde zum Erbeben bringen kann, schläft in Ketten. Er allein weiß nichts von der Stunde seiner Freiheit.

Doch nein! Weit draußen schimmert im Glanz der Sonne ein hellblauer Rand. Dort hebt und senkt sich die Wellenlinie, dort werfen weiße funkelnde Schaumkronen ihre Perlen den Morgenwölkchen entgegen, dort hat das Meer mit seiner Befreiung begonnen, von dorther rollt drohender Donner unter dem festen Eise heran. Noch einmal müssen die jungen, kampflustigen Wogen Sturm laufen. Die Eisdecke, die sich auf sie gelegt hat, soll zerbrechen. Ein offenes Meer soll noch einmal das klare Himmelsblau widerspiegeln.

Das war wiederum ein herrliches Gedicht, und wiederum brachte es dem finnischen Volke Frühlingsstimmung mit. So wahr, als sich das Meer jedes Jahr frei macht, so wahr war es auch, daß der Riese, der jetzt noch in seinen Ketten schlummerte, erwachen und sich einen Weg zur Freiheit bahnen würde. Und die Stunde war vielleicht nicht mehr so weit entfernt. Der Dichter sah den blauen Rand am Meere. Und was es war, das schienen plötzlich alle andern auch mit jubelndem Herzen zu sehen und zu glauben.

Zacharias hatte auch Grund genug, einen neuen europäischen Frühling vorauszusagen. Das Jahr 1848 war

im Anzug, und es trat nicht auf die Bühne, ohne ein paar vorbereitende Sturmwinde über die Welt hinbrausen zu lassen. Mit welchem Jubel wurden sie doch von der Jugend und den Dichtern begrüßt! Das Leben würde wieder reich und mächtig werden, wie zu den großen Zeiten vor fünfzig und sechzig Jahren. Man hatte davon reden hören. Damals war Knospenzeit und Sturmzeit und Freudenzeit gewesen. Damals atmete man die Luft mit vollen Zügen ein, die Welt war jeden Tag neu. Was die Frühlingsluft des Jahres 1789 an Nebeln und Dunkelheit nicht hatte fortschaffen können, das, was sich seither an Bürden und Lasten aufs neue gebildet hatte, das sollte nun verschwinden.

Aber war denn nicht eine Gefahr damit verbunden, wenn man diese Lieder vom Frühling der Freiheit sang, die mit wahrem Jubel aufgenommen wurden, die ebenso willkommen waren, wie der wirkliche Eisgang im Frühling? Ich meine nicht die Gefahr, daß die hohe Obrigkeit verstehen könnte, was unter den Worten verborgen lag, und die Sänger nach Sibirien schicken würde, diese Gefahr hatte weniger Bedeutung, nein, ich denke jetzt an die Gefahr, daß Zacharias' eigene Landsleute ihn nur zu gut verstehen und ihn selbst als einen Morgensturm, als einen Führer in dem kommenden Freiheitskampf betrachten würden.

Aber so etwas hätte eigentlich einem Manne von seinen Plänen passen können. Das ist kein starker Umsturz, den ein Reformator verlangt. Republik oder Kaiserreich, Alleinherrschaft oder Demokratie, was geht ihn das im Grunde genommen an? Er will eine ruhige Veränderung der Seelen. Er will Ordnung und Gesetzmäßigkeit, weil dies das Heilsame und Richtige ist, und er haßt Zügellosigkeit ebensosehr wie Unterdrückung. Was hat er zu gewinnen durch Umsturz und Zerstörung? O, er ist der sorgsame Hüter des Alten, aber er liebt zugleich auch das Neue. Er weiß, ja, er weiß, das Vermoderte verschwindet von selbst und das Gute wächst am besten ohne Hagelstürme.

Eines wußte Zacharias Topelius in erster Linie: was er wollte, lag im Bereich des Möglichen. Jetzt hatte er seinen Rosengarten täglich um sich, nicht einen erdich-

teten, keinen weit entfernt liegenden, sondern einen heimatlichen, innerhalb seines eigenen Reiches. Seit sie verheiratet waren, hatten Emilie und er sich in voller Einigkeit und unbegrenztem Vertrauen aneinander angeschlossen. Je besser er die Geliebte kennen lernte, desto mehr Gutes entdeckte er bei ihr, und dieselbe Erfahrung machte seine Frau in Beziehung auf ihn. Alle beide verstanden die Kunst, die Tage wohl in acht zu nehmen und sie schön und freundlich zu gestalten. Sie schmückten das tägliche Leben nicht nur mit guter Laune und Eintracht, sondern auch mit Musik, Poesie und fröhlichem Verkehr. Als später Kinder kamen und das Lallen junger Stimmen sowie die unsicheren Schritte kleiner Füße in der Wohnung laut wurden, kann man sich nicht verwundern, wenn Zacharias Topelius den Rosengarten verwirklicht sah und nicht daran zweifelte, daß ein ebensolcher Segen seinem ganzen Volk zuteil werden könne.

Er war ja nur ein armer Zeitungsredakteur, und seine Einkünfte waren sehr schmal. Um sich seinen Unterhalt zu verdienen, mußte er die Stelle eines Lehrers am Lyzeum in Helsingfors annehmen, er mußte sich kleine Ämter verschaffen, wie zum Beispiel das eines Hilfsbibliothekars an der Universität, und er mußte den Text für das Werk von „Finnland in Bildern" schreiben. Nach allgemeinen Begriffen hatte er sicherlich keine guten Tage. Seine Wohnung war mit den schon recht abgenützten Sachen seines Studentenzimmers und mit alten auf Auktionen ersteigerten Tischen und Stühlen ausgestattet. Ein Flügel war allerdings da, aber er war gemietet, und Frau Emilie hatte lange Zeit keinen bessern Spiegel als den, der in der alten Schreibkommode war. Krankheit und Tod unterließen es auch nicht, bei ihnen einzukehren, aber niemals unterließ man es bei Zacharias Topelius, sich über das Schöne und Angenehme im Leben zu freuen. Das gab Zacharias auch Kraft, in seiner Zeitung seine ganze Liebenswürdigkeit zu entfalten. Er hätte wirklich das Recht gehabt, seinen Lesern zuzurufen: „Seht mich an, ihr Finnen! Ihr werdet finden, daß das Leben nicht arm oder schwer oder unfreundlich oder kalt zu sein braucht!"

Indes versuchte Zacharias nicht ausschließlich nur durch

die Zeitung das Leben, das ringsumher geführt wurde, umzuschaffen. Er selbst gab die Anregung zu einer Menge Unternehmungen, die jetzt in der finnischen Hauptstadt ins Leben traten, und förderte sie dann auch nach besten Kräften, wie zum Beispiel den akademischen Leseverein, den Frauenhilfsverein für arme Kinder, den finnischen Kunstverein. Schon seit mehreren Jahren war Zacharias auch ein tätiges Mitglied in der finnischen Literaturgesellschaft sowie in dem Verein Pro fauna et flora fennica. Alles, was seinen Zwecken dienlich war, konnte seiner lebhaften Unterstützung sicher sein.

Eine große und reiche Tätigkeit übte er auch unter seinen österbottnischen Kameraden aus. Die Wiedervereinigung war wirklich zustande gekommen, und Zacharias blieb bis zum Jahre 1847 stellvertretender Kurator für die ganze Abteilung. Während dieser Zeit zeigte es sich, daß er überraschend gut auch mit den zum mindesten gesagt halsstarrigen Landsleuten umzugehen verstand. Er versuchte die jugendliche Kraft edlem Streben zuzuführen, es gelang ihm durch Einführung zweckmäßiger Zerstreuungen, das gewohnheitsmäßige Trinken einzuschränken, ja er wagte es sogar, den österbottnischen Übermut zu dämpfen, indem er den jungen Leuten vorhielt, daß man sich nicht allein mit dem Glanz vergangener Studentengenerationen brüsten, sondern zuerst und vor allem versuchen sollte, sich selbst einen guten Namen zu erwerben.

Wenn er aber auf diese Weise tatsächlich eine große Macht über die Jugend hatte, so beruhte das in erster Linie darauf, daß man in ihm den geborenen Freiheitskämpfer sah, in ihm, der die finnische Marseillaise und die Frühlingslieder gedichtet hatte. Sollte sich späterhin sein Freiheitsideal anders ausweisen, als das der Jugend, so konnte es bei dem erzürnten Kreise der Kameraden gar leicht zum Bruche kommen.

Ein geheimes Mißtrauen hatte sich ohnedies schon in diesen Kreis eingeschlichen. Topelius war ja von Saima als Angeber bezeichnet worden, und die Erinnerung daran war nicht vollständig tot. Man fand ihn auch bei mehreren Gelegenheiten recht vorsichtig, recht zurückhaltend. Aber eine wirkliche Veranlassung, sich an die schleichende Verleumdung zu erinnern, hatte sich bisher nicht gefun-

den. Dann aber kam das Jahr 1848, das große Jahr der Freiheit, das tolle Jahr, das neue Jahr 1789, wie Topelius es nannte.

Ein Thron um den andern wurde von Umwälzungen erschüttert, und die Begeisterung der Jugend flammte hoch empor. Der Revolutionstaumel kroch immer weiter, wie Feuer im Heidekraut. Man sah es nicht, bis es plötzlich hell aufloderte. An einem Tage war es da, an dem andern dort. Man sah die Zeichen davon in Stockholm. Es schien nicht unmöglich, daß es bis nach Helsingfors weiterkroch.

Auch dort wartete die Jugend auf eine große Umwälzung, die alles das umstürzen würde, was in Wien 1815 aufgestellt worden war, man erwartete den Fall von König- und Kaiserreich. Freiheit für alle unterdrückten Völker erwartete man, vor allem für das finnische.

Auch Topelius fühlte Freiheitsjubel in seiner Seele; aber was er hoffte, war nicht ganz dasselbe, was die Jugend erwartete. Nach ihm sollten alle ungesetzlichen Eingriffe, sollten Zensur und Tyrannei aus dem öffentlichen Leben verschwinden, damit man endlich zu voller Ordnung und bewußter Sicherheit zurückkehren könnte. Gleichzeitig erkannte er die unerhörte Gefahr, die für die Universität, ja fürs ganze Land dadurch entstehen würde, wenn unter den finnischen Studenten zu große Teilnahme für die Freiheitsbestrebungen zutage treten sollten.

Im Frühjahr lenkte er in seinen Leopoldsbriefen wiederholt die Aufmerksamkeit auf die Vorteile, die die Finnen unter dem russischen Zepter genössen. Vor allem Frieden, aber auch die Möglichkeit zu wirtschaftlichem und kulturellem Vorwärtskommen. Die Kräfte des Landes wüchsen, sagte er, und sie müßten geschont werden, damit die Finnen einstmals als Führer der verwandten Nomadenvölker im Osten auftreten könnten, für die Völker, die von den Finnen ihre Befreiung aus Unwissenheit und Barbarei erwarteten.

Zu gleicher Zeit trat er in der österbottnischen Abteilung wie ein Kämpe für Maßhalten und verständiges Vorgehen ein. Unter dem Einfluß des Freiheitsrausches gab

es da beständige Zusammenstöße mit der Obrigkeit. Topelius war jetzt nicht mehr Kurator, aber er gehörte der Abteilung noch an, und er suchte durch erneute Warnungen den jungen Leuten begreiflich zu machen, wie gefährlich die Zeiten seien und daß jetzt mehr als gewöhnlich Vorsicht notwendig sei.

Da fing man an, sein Auftreten mehr und mehr verdächtig zu finden. Das war nicht das, was man von dem Freiheitsdichter erwartet hatte.

Dann ließ Zacharias in einem seiner Feuilletonartikel ein paar Worte über das finnische Phlegma fallen. Es verleugne sich nicht, obgleich die Welt in Flammen stehe. Er habe Studenten ganz friedlich beim Karten- und Schachspiel oder bei einer Unterhaltung über den akademischen Leseverein sitzen sehen, während neuangekommene ausländische Zeitungen, die von der Februarrevolution in Frankreich berichteten, ungelesen auf dem Tisch lagen.

Dies sieht eigentlich wie eine Äußerung von recht geringer Bedeutung aus; aber nun war wohl das Maß voll, und der kleinste Tropfen brachte es zum Überlaufen. Die Österbottninger, die recht wohl wußten, daß sie sich selbst sowie auch die ganze Studentenschaft aufs allerhöchste für den Durchbruch des Freiheitsgeistes in der Welt draußen interessierten, nahmen Zacharias' Äußerung sehr übel. Sie glaubten allerdings, Topelius habe ihnen einen Dienst erweisen wollen, indem er der Obrigkeit einzubilden versuchte, sie seien ruhig und gleichgültig; aber auf solche Weise in Schutz genommen zu werden, mißfiel ihnen im höchsten Grade. Und bei der nächsten Abteilungszusammenkunft zogen sie ihn zur Verantwortung.

Ein Nationskamerad stand auf und erklärte, nach einer Besprechung mit den andern Studentenabteilungen wünsche man eine Erklärung von Topelius. Was er denn mit seiner Äußerung über das Phlegma der Studenten im letzten Leopoldsbrief gemeint habe? Ob es seine Absicht gewesen sei, die Obrigkeit auf falsche Fährte zu leiten? Er wisse doch besser als irgend sonst jemand, daß die ganze Studentenschaft politisch in hohem Grad interessiert sei.

Es sieht aus, als sei Topelius auf einen solchen Angriff ganz und gar nicht vorbereitet gewesen. Er, der sonst so gut fühlte, was in der Luft lag, hatte keinen Verdacht gehabt. Nichts hatte er aus Blicken und Mienen herauslesen können.

Man muß sich nun daran erinnern, daß er sich hier in dieser Abteilung ebenso sicher fühlte wie ein Kind im Elternhause. So viel Zeit hatte er hier geopfert, so viel Anteilnahme bewiesen; er war Bibliothekar, Zeitungsredakteur, Dichter, Kurator, Protokollführer gewesen. Hier hatte er seinen großen Vortrag gehalten, hier sang man seine Lieder, trug man seine Gedichte vor. Hier war ihm freundschaftlich gehuldigt worden, er war der Freund und Bruder der Mitglieder, kannte alle die jungen und die alten. Hier konnte er weniger als an irgendeinem andern Ort auf der weiten Welt erwarten, Feindschaft und Verdächtigungen zu begegnen.

Er, der nicht die Beredsamkeit des wirklichen Redners hatte, um blitzschnell eine niederschmetternde Antwort zu geben, erhob sich nun, ohne recht zu wissen, was er sagen sollte. Er sagte, er könne eigentlich keine andere Erklärung geben, als daß er in der Zeitung berichtete, was er selbst gesehen habe.

Aber während er diese Worte äußerte, sah er, wie die Stimmung ringsum eigentlich war. Er sah, daß die Kameraden mit mürrischen, feindlichen Gesichtern dasaßen. Da verstand er, was hinter diesem Überfall lag: man hielt ihn für einen Spion und Angeber. Nein, er stand hier nicht mehr unter Freunden. Er sprach zu einer Schar harter Richter. Diese Männer fühlten nichts für ihn, erinnerten sich an nichts von dem, was er für die Abteilung gewesen war.

Er hatte zuerst das ganze als eine Bagatelle behandeln wollen; aber nun änderte er seine Absicht. Nun fragte er ganz empört die Abteilung, ob sie meine, die Ehre der Studentenschaft sei durch seine Äußerung gekränkt worden.

Darauf erhielt er sofort zur Antwort, ja, gerade das sei die allgemeine Ansicht.

Da erhob er sich abermals und erklärte, wenn dies der Fall sei, so könne er nicht länger in der Abteilung bleiben und er sage ihnen allen hiermit Lebewohl.

Er erwartete wohl, zurückgehalten zu werden. Kurator Fredrik Cygnäus stand auch gleich auf und bat ihn, doch zu bleiben und seinen Entschluß zurückzunehmen; aber sonst rührte sich keiner. Alle Landsleute saßen noch immer mit denselben kalten, mürrischen Richtermienen da.

Demzufolge änderte Zacharias seinen Entschluß nicht, sondern entfernte sich aus der Versammlung. Zu Hause angekommen, ja, da fand er die Worte, die ihm in der ersten Überraschung gemangelt hatten. Er schrieb sie nieder, und bei der nächsten Zusammenkunft wurden sie vom Kurator vorgelesen. Die Österbottninger hörten diese Erklärung an, die von der Liebe zu der Abteilung und den Kameraden erfüllt war, aber sie rührte sie nicht. Das Mißtrauen hatte sich zu fest gefressen, und die Erklärung wurde ohne weiteres zu den Akten gelegt.

Immerhin gab es welche, die versöhnen wollten. Der Kurator und einige andere gaben eine Abschiedsfeier für Topelius, und allmählich glich sich alles wieder aus. Man lud ihn zu allen Abteilungsfesten ein, und er kam auch dazu. Ob er wieder in die Abteilung zurückkehren wolle, diese Frage wurde allerdings nicht gestellt.

Und es ist wohl möglich, daß ein Rest von Verdacht in den Herzen zurückblieb. Man fragte, ob nicht am Ende doch eine Art Schuldgefühl hinter seiner schnellen Flucht aus der Abteilung gelegen habe. Der eine und andere nahm sich auch vor, diesen Zeitungsredakteur im Auge zu behalten.

2

Gehaßt zu sein, wo man sich geliebt geglaubt, verachtet, wo man geehrt zu sein meinte, übel gesehen, wo man sich für einen willkommenen Gast gehalten hatte, das war das Bittere, das Zacharias durchmachen mußte. Er versuchte darüber wegzukommen, indem er an die Dummheit und Grausamkeit der Kameradenschar dachte, er versuchte das ganze Erlebnis mit stolzer Verachtung zu betrachten und sich zu sagen: „Sieh, so sind die Menschen!“

Aber dabei blieb er glücklicherweise nicht stehen. In

demütiger Selbstprüfung fing er an zu überlegen, ob die Schuld am Ende nicht allein bei den Jungen liege. Wie, wenn er selbst die erste Veranlassung zu dem Mißverständnis gegeben hätte? Er prüfte seine Lieder und konnte sich nicht verhehlen, daß sie Revolution und gewaltsamen Umsturz prophezeit hatten. Ja, wenn man so wollte, konnte man wohl glauben, daß er mit dem freundlichen linden Lüftchen, das Riesenkraft erhielt und ausging, um alle Macht der Finsternis zu sprengen, sich selbst gemeint hatte.

War sein Gedicht auf diese Weise gedeutet worden, dann konnte er die Enttäuschung begreifen, die er der jungen Schar bereitet hatte, und er brauchte sie nicht zu verachten, nicht zu schlimm von ihr zu denken.

Auf diese Weise war es ihm möglich, das Friedenszeichen anzunehmen, das die Österbottninger ihm schenkten, indem sie ihn einluden, als Gast der Abteilung die Maifeier der Studenten mitzumachen, die am dreizehnten Mai drei Werst von Helsingfors auf der Gumtäckter Wiese gehalten werden sollte.

Und noch mehr. Weil er imstande war, so ohne alle Überhebung seinen eigenen Mißgriff einzusehen, konnte er wieder ein Frühlingslied dichten. Es war ihm ein wahres Bedürfnis, seine Stellung klarzulegen, mit Landsleuten und Kameraden so zu sprechen, daß sie verstehen mußten, was er wollte und was er nicht wollte.

An dem Tage, wo die Maifeier der Studenten stattfinden sollte, lag eine festliche, feierliche Stimmung über der ganzen Stadt. Seit dem Jubelfest hatte man kaum etwas Ähnliches empfunden. Es war alter Brauch, daß die Studenten das Maienfest feierten, aber seit zwölf vollen Jahren war diese geliebte Feier verboten gewesen. Jetzt, mitten im Revolutionsjahr, war sie erlaubt worden! Man hatte es wohl für klüger gehalten, die Jugend sich vergnügen und allerlei Spiele machen zu lassen; das war sicher besser, als wenn sie daheim saßen und aufrührerische Pläne schmiedeten. Am Nachmittag gegen drei Uhr machte sich der Zug der Studenten nach dem Festplatz auf den Weg. Sänger marschierten an der Spitze und sangen das taktfeste Lied: „Sitzest im Hochsitz, hochedler Häuptling." Die ganze Stadt war in Bewegung,

alles wollte den Zug sehen, und eine große Menge Menschen zog mit bis nach Gumtäckt, um die Reden zu hören und den Spielen zuzusehen.

Die Erwartungen, womit alle diese Menschen zur Stadt hinauszogen, wurden auch nicht enttäuscht.

In den Scharen befanden sich viele, die die Helsingforser Zeitung von diesem Tage mitgenommen hatten, um ihren Bekannten ein Gedicht zu zeigen, das darin stand; es trug den Titel: Frühling 1848. Man las es, während man auf den Festzug wartete. Man las es, während man hinauszog, man drängte sich zu zwei und drei um das Zeitungsblatt zusammen, las es bebend und mit angehaltenem Atem. Es war ja gerade das, was man selbst dachte, was man an einem solchen Tag, in einer solchen Zeit gerne gesagt hätte.

„Er kommt, er kommt, der wilde Sturm
Im wallenden Nebelflor,
Es ballet sich düster ein Wolkenturm,
Und Schatten ziehen davor.
Es schaudert die Seele der Erde,
Und Blut färbt das Himmelstor.

Es fallen wie Rohr in der sausenden Luft
Die Tannen in Riesenpracht,
Der Mächtige achtet nicht Farbe noch Duft,
Nicht Altar, nicht Glanz noch Macht
An der Seite der Waldesfürsten,
Sinkt die Blume in Todesnacht.

Ich steh' auf granitenem Klippenstein,
Der unter dem Fuße bebt,
Ich seh' in das brandende Meer hinein,
Das drohend die Wogen hebt.
Fahl schimmert die düstere Wolke,
Die über der Klippe schwebt — — —“

All das war eigentlich nichts anderes, als was Topelius auch früher schon gesagt hatte, obgleich es jetzt kraftvoller und wirksamer hervortrat, doch plötzlich wechselte das Gedicht den Rhythmus und den Ton.

„Doch schön wie je in seinem Zauberscheine,
Senkt auf Suomi neu der Lenz sich nieder,
Ein Hauch von Frieden geht durch alle Haine,
Und auch dem Norden kehrt die Schwalbe wieder.

Hell wird's, wo trüb die düstern Nebel liegen,
Ich sehe Wüsten sich mit Grün bekleiden,
Und Eisen, sonst geschärft zu blut'gen Kriegen,
Zum Pflug verwandelt, stilles Glück bereiten.

Denn Lenz ist es nicht nur in Hain und Auen,
Die Geisteswelt auch sieht er vor sich offen,
Die Erde strahlt, den Himmel sieht man blauen,
Denn jeder Lenz hat neu die Kraft, zu hoffen."

— — — — — — — — — — — — — — —

Schließlich rief der Dichter seinem Lande zu:

„Sei wachsam! Stark! Laß Mühsal dich nicht reuen,
Wie Dunst die flücht'gen Stunden sich verzehren.
Die Stürme, die ringsum die Welt erneuen,
Sie kommen, um den Horizont zu klären!"

Es wurde ein großer Sieg. Man verstand den Dichter. Man fühlte wie er, daß Finnland glücklich, daß es in beständigem Aufstieg begriffen war, daß es durch Festhalten an kluger Besinnung imstande sein werde, sein Schicksal zu verbessern, ohne von dessen Windstößen und Wirbelstürmen erschüttert zu werden, die für Völker von andern Charakteren und andern Anlagen anscheinend notwendig sind.

Kaum aber waren die Verse zu Ende gelesen, noch stand man unter dem Eindruck der schönen Worte, der klugen Gedanken, so trat schon etwas Neues ein. Man war jetzt an der Stadtgrenze angelangt. Die Sänger sangen nicht länger das nichtssagende „Sitzest im Hochsitz"; denn jetzt stieß die Regimentsmusik zu ihnen, und nun wurde zum erstenmal Runebergs von Pacius in Musik gesetztes „Unser Land" angestimmt. Der Komponist war selbst zugegen und leitete Gesang und Musik.

Man wagte kaum zu atmen, als diese Worte, diese Melodie erklangen. Alle hatten Tränen in den Augen, hatten die Hand ihres Nachbarn ergriffen und lauschten dem Hohenlied der Vaterlandsliebe.

Endlich langten sie auf dem großen freien Platz an, wo ein Festmahl mit Spielen, Reden und Gesängen stattfinden sollte. Ein Rednerpult war aufgestellt, und auf dieses richteten sich aller Blicke. Über ihm wehte eine große weißseidene Fahne, in die der finnische Löwe eingestickt war. Auch sie war neu, ein Geschenk der Helsingforser Damen für Finnlands Studenten. Aber niemand

15*

sah in ihr eine der üblichen Studentenfahnen, für alle war sie ein Symbol des Vaterlandes. War ihr jetziges öffentliches Flattern im Frühlingswind nicht ein Zeichen dafür, daß das ganze Land seine Freiheit nicht durch Gewalt, sondern durch die unwiderstehliche Macht seiner Vaterlandsliebe gewinnen würde?

Im Laufe des Tages kam noch eine letzte Überraschung: Fredrik Cygnäus' Rede auf das Vaterland. Nie vorher hatte dieser hervorragende Redner so hinreißend gesprochen. Er befreite seine Zuhörer von allem, was ihre Herzen bedrückte. Er setzte ihnen den Sinn der Vergangenheit auseinander, er erklärte ihnen die Zukunft. Er hob sie über sich selbst hinaus, machte sie glücklich.

Dies rief allgemeine Begeisterung hervor. Niemand dachte mehr an das eigene erbärmliche Ich. Alle fühlten, welche Ehre es ist und welche Größe darin liegt, ein Mensch zu sein, ein Geschöpf, das von einem großen Gedanken ergriffen werden, für ein hohes Ziel leben, sich für einen schönen Traum opfern kann.

Und nachdem der Redner geendet hatte, erklang noch einmal Runebergs:

„Entrückt sind wir in Himmelsglanz, in Goldgewölk im Blau — — —"

Lieder an das Licht

Es hat vielleicht für uns alle schon Zeiten gegeben, wo wir einen kranken Freund pflegen mußten. Da haben wir viele Sorgen durchgemacht, haben auf Schlaf und Bequemlichkeit verzichten müssen und sind vielleicht so müde gewesen, daß wir dem Umfallen nahe waren. Aber nachher haben wir uns doch gesagt: „Es war eine gute, eine beglückende Zeit. Damals hat mich irgend jemand vermißt, wenn ich fortging, und sich gefreut, wenn ich wiederkam. Damals konnte ich mich nützlich machen, damals vermochte ich jemand zu trösten und aufzuheitern. Ich weiß nicht, woher ich die Kraft dazu nahm, aber es ging."

Ähnlich ist es sicher Zacharias Topelius in den Zeiten zumute gewesen, die dem Jahre 1848 folgten. Sie waren voll von Angst und Sorgen, von einer fast übermensch-

lichen Arbeit, aber seine Gedichte und seine ganze schriftstellerische Tätigkeit bereiteten damals seinen Landsleuten Freude und Befriedigung, und dieses Bewußtsein verlieh Zacharias Kräfte, wie er das wohl nie für möglich gehalten hätte. Ihm war, als trage er einen unerschöpflichen Reichtum in sich. Später hat er wohl diese Jahre zu den glücklichsten seines Lebens gezählt.

1848 war das Jahr der Frühlingsstürme gewesen, 1849 und die vier nächsten Jahre wurden die der dunkeln Herbsttage. Furcht und Argwohn waren in den Herzen der Fürsten erwacht, Furcht und Argwohn hatten sich in vielleicht noch höherem Maße aller derer bemächtigt, die die Schutzwache der Throne bildeten. Zum erstenmal seit der Eroberung erfuhr Finnland, was die russische Gewaltherrschaft im Schilde führte. Bisher hatte man sie eigentlich nur als eine hemmende, unterdrückende Macht empfunden, jetzt aber begann sie gegen die wenigen bürgerlichen Rechte, die noch da waren, einzuschreiten.

Schon im Jahre 1848 wurden die Pressevorschriften verschärft, aber anfangs kümmerte sich niemand viel darum, die Hoffnungen waren noch zu lebendig. Erst im Jahre 1849 regte sich in allen Gemütern ein Gefühl tiefer Enttäuschung. Denn da wurde im Ausland jedes Anzeichen eines Aufruhrs unterdrückt, und man erkannte, daß jegliche Hoffnung, den Launen und der übertriebenen Ängstlichkeit des Selbstherrschertums zu entrinnen, vergeblich war.

Was man in diesen Tagen mit Angst und Beben erwartete, war nichts Geringeres, als die Schließung der Universität, oder, wenn sie nicht gerade geschlossen wurde, so doch die Verwandlung in eine Beamtenschule nach russischem Vorbild, wo kein freies Studium erlaubt war. Unaufhörlich flogen derartige Gerüchte durchs Land und riefen das Gefühl hervor, als solle man in eine ununterbrochene nächtliche Finsternis versenkt werden.

Der Jugend fiel es natürlich am schwersten, dem Freiheitstraum Lebewohl zu sagen, und man lebte in Helsingfors in beständiger Angst vor den Ausschreitungen der Studenten. Gründe dafür gab es mehr als genug. So hatten zum Beispiel die Österbottninger bei einem ihrer Feste die Büste des Kaisers unehrerbietig behandelt. Dies

wurde an allerhöchster Stelle gemeldet, und sofort hieß es, der Zar sei sehr zornig darüber und die Universität werde geschlossen. Ja, die hochnäsigen Österbottninger mußten sogar Abbitte leisten. Kurz darauf kam es zu einem neuen Skandal. Die Stelle des Professors der Philosophie war frei geworden, und als Snellman trotz des nahezu einstimmigen Lobes sämtlicher Kollegen den Platz nicht erhielt, brachten die Studenten seinem glücklichen Nebenbuhler eine Katzenmusik dar. Wieder glaubte man, die Universität sei in Gefahr. „In Wien fing es auch mit Katzenmusik an," sollte der Kaiser gesagt haben. Ganz so verhängnisvoll waren die Folgen dieses Ereignisses nun zwar nicht; aber von diesem Tag an wurde mit immer größerer Bestimmtheit behauptet, die Satzungen der Universität würden auf höheren Befehl umgearbeitet.

Im Jahre 1850 brach der erste Blitzstrahl aus den Gewitterwolken im Osten hervor, indem eine allerhöchste Verordnung verbot, irgendein Buch in finnischer Sprache zu drucken; ausgenommen waren allein Bücher religiösen und volkswirtschaftlichen Inhalts. Die schon vorhandenen Lehrbücher und Wörterbücher durften zwar neu gedruckt, für neue aber mußte eine besondere Erlaubnis eingeholt werden. Romane, Originale sowohl als auch Übersetzungen, sowie sämtliche politischen Schriften waren gänzlich verboten.

Das hieß, ein ganzes erwachendes Volk aufs neue zu seinem hundertjährigen Schlummer verurteilen, das hieß, einen Damm gegen die Begeisterung der Jugend errichten, die sich der Aufklärung dieses vernachlässigten Volkes hatte widmen wollen. Das hieß, einen derartig unrechtmäßigen Eingriff in die Rechte eines gewissenhaften Volkes begehen, daß selbst der verstockteste Royalist die Gefahren der Alleinherrschaft erkennen mußte. Das hieß, der ganzen Welt erklären, daß sich das Selbstherrschertum zum Verteidiger der Finsternis, der Unwissenheit und der Barbarei gemacht hatte.

Das Jahr 1851 brachte neue Angst. Am elften Januar waren es fünfundzwanzig Jahre, daß der Großfürst-Thronfolger, der zugleich der Kanzler der finnischen Universität war, diese Stellung bekleidete. Zur Feier

dieses Tages fanden in Helsingfors große Festlichkeiten statt; unter anderen gab der Vizekanzler Nordenstamm einen Ball, zu dem alle Studenten, die während der Weihnachtsferien in der Stadt geblieben, eingeladen worden waren. Aber keiner von ihnen erschien auf dem Balle; sie wollten dadurch zwar nicht dem allgemein beliebten Thronfolger, wohl aber dem Vizekanzler, der sie durch strenge Polizeiaufsicht und eine Menge unnötiger Verordnungen quälte, ihr Mißfallen bezeugen.

Wieder wurde der Kaiser zornig, wieder schwebte die Universität in Gefahr. Sowohl der Rektor als auch der Vizekanzler wurden nach Petersburg gerufen; es wurden Erklärungen abgegeben, Entschuldigungen vorgebracht. Auf jede Weise versuchte man das drohende Unglück abzuwenden. Der Ausschluß der schuldigen Studenten von der Hochschule aber schien trotzdem unvermeidlich zu sein.

Mehr als zwei Monate verbrachte man wegen dieser Sache in Sorge und Spannung. Aber am vierzehnten März traf der Thronfolger in Helsingfors ein. Er berief die Studenten zusammen, hielt eine warnende Rede an sie und begnadigte die Missetäter.

Der Jubel darüber war groß. Wie drückend war doch die Luft seit Weihnachten gewesen! Jetzt konnte man wieder frei aufatmen. Topelius wurde der Dolmetscher der Gefühle aller mit dem schönen Gedicht, das er dem Großfürsten widmete: „Du hast das Werk des Lichtes beschützt!" rief er ihm zu. „Solange der Tag uns scheint, in Dankbarkeit werden wir deiner gedenken."

Ach, eine kurze Zeit der Aufheiterung war es nur! Dann wurde es wieder trübe. Immer neue unheilvolle Gerüchte versetzten die Gemüter in Unruhe.

Die Macht im Osten erinnerte Zacharias an eine schwere Gewitterwolke. Ihm war, als sehe er sie näher und näher rücken. Bald würde sie über ihnen stehen, sich entladen, jedes Leben ersticken und Nacht und Erstarrung verbreiten. Infolgedessen schrieb er in diesen Jahren kaum ein Gedicht, in dem er nicht sein Grauen vor der Finsternis aussprach und die Mächte des Lichtes um Hilfe anflehte.

Zacharias und Emilie hatten einen heißgeliebten kleinen

Sohn gehabt, der im Sommer 1850 in Kuddnäs an Scharlachfieber gestorben war. Als Zacharias im nächsten Sommer wie gewöhnlich den väterlichen Hof besuchte, ging er oft auf den Kirchhof zu den Gräbern, in denen jetzt sein Vater und sein Sohn Seite an Seite schliefen.

Eines Abends stand er in stilles Nachdenken versunken wieder auf dem Friedhofe. Er glaubte seinen Vater und die große Liebe, mit der ihm dieser zugetan gewesen war, jetzt besser denn je zu verstehen. Der Vater hatte in dem Sohne den sein Werk weiter Führenden gesehen. Während er selbst gelähmt dalag, hatte ihn der Gedanke getröstet, daß er für sein Volk einen Dichter und Helfer erziehe.

Zacharias hielt seinen Vater in diesem Augenblick für einen sehr glücklichen Menschen. Er, der jetzt hier an seinem Grabe weilte, war in diesen Zeiten doch ebenso gelähmt wie er, ebenso unfähig, seinem Vaterlande zu helfen. Und er hatte keinen Sohn, zu dem er sagen konnte: „Du sollst es tun, du sollst auch nach dem streben, wonach ich gestrebt habe, und es zum glücklichen Ende führen."

Der Schmerz um den erlittenen Verlust lastete schwer auf ihm, und er begann leise einige Worte an den Kleinen, der da in der Tiefe ruhte, vor sich hin zu flüstern:

„Du wärest geworden ein edler Mann,
Des Vaterlands Stolz und Ehre,
Du hättest gekonnt, was ich nicht kann,
Erreicht, was nimmer ich getan,
In Werk und Wort und Lehre.

Gestanden wärst du im vordersten Reihn,
In allen Gefahren und Nöten,
Du wärst gefahren wie Blitzesschein
In alles Dunkle und Böse hinein,
Zu rächen, zerknirschen und töten!"

Diese Worte verarbeitete er zu einem Gedicht voll großer, inniger Liebe, das er „Ein kleiner Knabe" nannte. Aber es fragt sich, ob er eine solche Tiefe und Schönheit in dieses Gedicht hineinzulegen vermocht hätte, wenn ihm dabei nicht sein Vater und dessen große Liebe zugleich mit seinem Söhnchen in Gedanken nahe gewesen wäre.

Auch hier sprach er davon, daß sein Sohn gegen die Finsternis hätte ankämpfen müssen; noch deutlicher aber trat seine Sehnsucht nach einem Bekämpfer des dichten Nebels und der nachtschwarzen Wolken in einem Weihnachtslied hervor, das er am vierundzwanzigsten Dezember veröffentlichte. Darin begrüßte er Jesus fast ebenso begeistert, wie ein griechischer Hymnendichter Apoll begrüßt haben würde. Er pries ihn als den Spender des Lichtes, als den Licht verheißenden Stern, als den Retter aus der Nacht der Trübsal:

„Du kamst aus der Wolke
Im leuchtenden Süden,
Die Hoffnungen glühten
Im harrenden Volke.
In irdischer Nacht
Stiegst du so milde,
Aus Himmelsgefilde
Mit goldener Pracht!"

Zu Anfang des Jahres 1852 traf aus Petersburg die Nachricht ein, die neuen Satzungen der Universität seien von einer fürchterlichen Strenge. Während der hierdurch entstehenden allgemeinen Verstimmung trat Zacharias mit einer Huldigung an die Universität hervor, die er „Unser einziges Erbe" nannte. Auch sie war ein Lobpreis des Lichtes.

„Macht, Glanz und Gold besitzt Finnland nicht," schrieb der Dichter, „die Schätze der Bildung sind sein einziges Erbe. Und wie ein böser Geist einst Sonne und Mond ins Gebirge einsperren wollte, so drohen jetzt die Mächte der Finsternis, Finnlands Hüter des Lichtes, die Universität, zu vernichten. Aber das soll ihnen nicht glücken, denn die Universität wird von der Liebe des Volkes umhegt und verteidigt."

„Wir lieben treu und inniglich,
Du, unser höchstes Kleinod, dich!
In unserm Land ist weit und breit
Kein Schatz wie du voll Herrlichkeit.
Du hobest dich aus Leid und Not,
Wie Morgensonn' aus Nacht und Tod.
Auf dich blickt unser ganzes Land,
Es schlägt sein Herz dir unverwandt!"

Es hatte den Anschein, als hätte Zacharias mit vollem Recht das auch von sich selber sagen können. Finnlands

Herz schlug tatsächlich in seiner Brust. So oft er dergleichen aussprach, erfuhr er, daß alle andern genau dasselbe hatten aussprechen wollen, wenn sie es nur gekonnt hätten. Niemand hielt ihn für einen großen Dichter, aber man fing an, ihn als den zu lieben, der sein Volk besser als jeder andere trösten und aufmuntern konnte.

Im Herbst erfolgte der Schlag. Der Lehrstuhl für Philosophie, den der Kaiser für besonders gefährlich hielt, wurde eingezogen. Die Studenten durften die bisherigen Einteilungen nach Landsmannschaften nicht beibehalten, sondern sollten nach ihren Fakultäten eingeteilt werden. In allem zeigte sich das Bestreben, die Universität allmählich zu einer einfachen Fortsetzung des Gymnasiums, zu einer ihrer Freiheit beraubten russischen Hochschule zu machen.

Cygnäus schrieb unter dem ersten Eindruck ein Gedicht, das er den „Sieg des Herbstes" nannte. Jetzt aber, wo das Schlimmste eingetreten war, fühlte Topelius stärker denn je, daß die Zeit jetzt nicht zum Klagen da sei, sondern zur Anspannung aller Kräfte und zur Aufrechterhaltung des Mutes. Er antwortete mit einem Gedicht, das er „die Ohnmacht des Herbstes" nannte. „Das Unglück dauert nicht ewig," sagte er.

„Verloren sind nun jene, die selber sich verloren,
Die zähe Kraft, die Ernten dem Norden auch beschert,
Zerbricht die Macht des Winters, die unsre Angst vermehrt
Und kommt die Zeit, wird Sonne neu aus Nacht geboren."

Einstweilen aber schien keine Sonne. Die Herrschaft des Herbstes dauerte an. Die Österbottnische Abteilung, die jetzt aufgelöst werden sollte, hielt am neunten November ihre Semesterfeier wie eine wirkliche Trauerfeier. War doch diese Abteilung sozusagen Herz und Seele der Universität gewesen. Hier hatte man eifriger als sonst irgendwo seine Meinung ausgetauscht, geschwärmt, gekämpft. Niemand konnte sich vorstellen, was aus der Helsingforser Universität werden sollte, wenn diese Österbottnische Abteilung nicht mehr bestand.

Auch verschiedene ihrer früheren Mitglieder hatten sich eingefunden, und zwei von ihnen, Snellman und Cygnäus, hielten Reden, in denen sie die Kameraden ermahnten, der Zukunft mit frischem Mute entgegenzu-

gehen und sich, so gut es ging, in die neuen Verhältnisse zu finden. Diesmal jedoch schienen die Worte der ausgezeichneten Redner ungehört zu verhallen. Dann stand Topelius auf und trug ein Gedicht vor, ein Studentenlied.

„Des Geistes freies Volk sind wir,
Des Lichtes Träger für und für,
Wir wollen auch wie Kämpfer sein,
Der Welt es zu verleih'n!
Und gestern, heut und allezeit,
Und so in alle Ewigkeit
Stehn unbewegt wir auf der Wacht,
Wie dieses Lichtes Macht!"

Während er diese von glühender Überzeugung erfüllten Worte vorlas, teilte sich sein fester Glaube den Anwesenden mit. Die Verzagtheit entschwand, die Hoffnung kehrte zurück. Unter beständig zunehmender Begeisterung gelangte er zu dem letzten Verse:

„Vaterland du, dem Licht geweiht,
Bleib groß in Ehren allezeit,
Ob unser Name auch vergeh
Wie Wellen in der See!
Die Wolken ziehn und schwinden gar,
Der Geist, der Geist lebt immerdar,
Und ewig stehn wir auf der Wacht,
Wie dieses Lichtes Macht!"

Als er zu Ende war, fühlten sich alle über die Angst und die Drangsal der Gegenwart hinausgehoben. Sie wußten, das große Werk der Zeit ging vorwärts. Was bedeutete es da, wenn seine geringen Werkzeuge dem Untergange geweiht waren? Diese Stimmung der Selbstverleugnung führte zu einer hohen Freude. Und das Studentenfest endete nicht in Trauer, sondern in neuerwachter Hoffnung.

Einige Tage später erlebte Zacharias und ganz Helsingfors einen wirklichen Freudentag, und zwar einen höchst außergewöhnlichen.

Da wurde im Theater zum erstenmal eine kleine Oper mit dem Titel „König Karls Jagd" aufgeführt. Der Text war von Topelius, die Musik von Pacius, und die Darsteller waren Herren und Damen aus der Helsingforser Gesellschaft. Den Inhalt des Stückes bildete ein königliches Jagdabenteuer, das auf Åland spielte; auf

dem Personenverzeichnis waren die königliche Familie und Hofleute sowie åländsche Bauern und Fischer angegeben. Man konnte sagen, das Ganze war derartig heimatlich, wie man es nie für möglich gehalten hätte. Ein unvergeßlicher Theaterabend! Von einem stümperhaften Spiel der Auftretenden konnte keine Rede sein, denn die jungen Schauspieler gingen so in ihrer Aufgabe, sich für vaterländische Kunst einzusetzen, auf, daß selbst erste Kräfte kaum eine solche Stimmung hervorzurufen vermocht hätten.

Dies war wirklich ein frohes, künstlerisches Spiel, so wie es immer sein sollte. Die ganze Zuhörerschaft geriet in Begeisterung. Alle fühlten sich erhoben, alle waren stolz auf ihr Vaterland.

Ja noch mehr: Die lustige Begebenheit schien sämtliche Zuhörer in eine Schar fröhlicher Kinder zu verwandeln. Sie wurden froh und gut, unterhielten sich höchst harmlos, dichteten mit, ergänzten, was fehlte, und sahen alles in dem Lichte einer befriedigten Vaterlandsliebe.

An diesem Theaterabend und bei dem darauffolgenden Fest war Zacharias glücklich. Jetzt sah er den Rosengarten verwirklicht, nicht nur in seinem eigenen Heim, sondern in einem großen, öffentlichen Kreise. So sollte das Leben, so sollten die Menschen sein! Wie liebenswürdig sie alle wurden, wenn sich ihre Herzen der Musik und Poesie, der Wärme und dem Lichte des menschlichen Daseins öffneten!

Der Ring

In Zacharias Topelius' Gehirn gab es einen verschlossenen Raum, eine heilige Schatzkammer, wo er sein höchstes Kleinod, sein großes Epos, das Heldengedicht aufbewahrte, das seinen Namen unsterblich machen sollte. Von den Schätzen dieser geheimen Kammer wurde nie etwas für die Zeitung verwendet. Niemand durfte von ihrem Vorhandensein etwas ahnen, ehe das Werk, das da bearbeitet und ausgeführt wurde, so weit war, um unter die Menschen hinausgesandt zu werden.

Jeden freien Augenblick, den sich Zacharias verschaffen konnte, beschäftigte er sich mit der Geschichte des Ringes. Immer wieder ging er sie genau durch, freute sich an ihr, erzählte sie sich selbst wieder und wieder und fühlte mit immer größerer Gewißheit, daß sie, wenn es ihm gelang, sie so wiederzugeben, wie sie in seiner Seele lebte, eine Freudenquelle für sein ganzes Volk werden würde.

Ein paar Jahrhunderte lang hatte dieser mächtige Talisman einem Heiligenbild in dem finnischen Kloster in Nådendal gehört. Aber zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts war er dem Kloster von einem Manne gestohlen worden, der sich auf finnische Zauberkünste verstand, und dieser Hexenmeister hatte ihn später einem Bauernmädchen geschenkt, das ihn während seiner letzten Krankheit pflegte.

Von dem Augenblick an, wo sich das junge Mädchen den Ring an den Finger steckte, trat in seinem Leben eine merkwürdige Wendung ein. Sie war die Tochter des mächtigen Großbauern Aron Bertila, der zu Ende des vorigen Jahrhunderts in den finnischen Bauernaufständen mitgekämpft hatte, um das Land von seinen Unterdrückern und Aussaugern, den Adeligen, zu befreien und es unter die unmittelbare Herrschaft des schwedischen Königs zu bringen. Das königliche Haus hatte Bertila auch belohnt und ihm in Storkyro, dem fruchtbarsten Teil von Österbotten, vier Höfe geschenkt.

Der Ehrgeiz des finnischen Bauern aber war dadurch keineswegs befriedigt. Es dauerte nicht lange, so verlangte er von dem König von Schweden, er solle seine Tochter Meri unter die Dienerinnen der Königin aufnehmen. Auch dieser Wunsch wurde ihm erfüllt, und jetzt erwartete er ganz bestimmt, der älteste Sohn des Königs, der junge ritterliche Gustav Adolf, werde sich in seine schöne Tochter verlieben und sie mit der Zeit zur Königin machen, genau so wie ein paar Jahrzehnte zuvor König Erich XIV. die schöne Korporalstochter Karin Månsdotter auf Schwedens Thron erhoben hatte.

Da die junge Meri Bertila nicht nur schön, sondern auch Eigentümerin des Glücksringes war, sah es anfangs aus, als sollten sich die Hoffnungen ihres Vaters

erfüllen. Gustav Adolf, der seinem Vater auf den schwedischen Thron gefolgt war, entflammte in heißer Liebe zu ihr, bei Hofe fing man schon an, ihre Erhebung zu prophezeien und zu befürchten, aber dann führte sie selbst ihren Untergang herbei. Als der junge König nach Polen in den Krieg mußte, zog das junge Mädchen, das ihn innig liebte, den Ring vom Finger und gab ihn Gustav Adolf, damit sein Leben gegen jede Gefahr geschützt sei.

Von da an hatten die Tage des Glücks für Meri ein Ende. Während Gustav Adolf im Felde weilte, wurde sie nach Finnland zurückgeschickt, und als der König aus dem Felde zurückkehrte, schien er sie vergessen zu haben. Da es ihr nicht gelungen war, Königin zu werden, hatte sie bei ihrem Vater daheim ein schweres Dasein. Kurz nach ihrer Heimkehr schenkte sie einem Kinde das Leben, aber Aron Bertila hatte dafür gesorgt, daß nur sein treuester Diener davon erfuhr. Das Kind gab er für sein eigenes aus, und Meri durfte sich dem Sohne gegenüber weder als seine Mutter zu erkennen geben, noch ihm kundtun, wer sein wirklicher Vater war.

Da es dem stolzen finnischen Bauernkönig nicht geglückt war, seiner Tochter Schwedens Krone aufs Haupt zu setzen, begann er zu überlegen, ob sie nicht das des Enkels schmücken könne. Mit zwölf Jahren schickte er ihn nach Schweden hinüber und ließ ihn dort wie einen jungen Adeligen erziehen. Kaum war er erwachsen, sandte er ihn nach Deutschland in den Krieg, damit er unter Gustav Adolfs Augen kämpfe. Und noch einmal sah es aus, als sollten die Pläne des Alten in Erfüllung gehen. In der Schlacht bei Breitenfeld gelang es dem jungen Gustav Bertila oder Bertel, wie er sich von jetzt ab nannte, sich besonders hervorzutun, und nachdem der Kampf zu Ende war, wollte ihn der König belohnen, indem er ihn in den Adelstand erhob. Aber da überreichte der junge Mann Gustav Adolf einen Brief von Aron Bertila. In diesem Brief unterrichtete der Alte den König davon, wer Bertel war, verbot ihm aber zugleich, ihn jemals in den Adelstand zu erheben. „Erkenne ihn an, mach' ihn zum Kronprinzen von Schweden. Etwas Geringeres kann ich nicht annehmen!" schien er dem

König zurufen zu wollen. Der König tat indes nichts dergleichen. Er beförderte den Jüngling zum Leutnant bei der Ståhlhandskeschen finnischen Reiterei, und nachdem er sich bei der Eroberung von Würzburg noch einmal ausgezeichnet hatte, ernannte er ihn zu einem Offizier seiner Leibwache.

Aber bei eben dieser Einnahme des prächtigen bischöflichen Schlosses, das Würzburg beherrschte, hatten die Schweden das Glück gehabt, eine wichtige Persönlichkeit gefangenzunehmen, nämlich ein wunderschönes Fräulein mit dem stolzen Namen Regina von Emmeritz. Sie war am Hofe des Bischofs, einem Verwandten von ihr, erzogen worden und eine Schülerin der Jesuiten, eine Schülerin, die den Protestantismus von ganzer Seele haßte und gerade in diesem ketzerischen König den gefährlichsten Feind ihres Glaubens sah. Auch hatte sie beim Bilde der heiligen Jungfrau geschworen, ihm, sobald sich ihr Gelegenheit dazu böte, den Dolch in die Brust zu stoßen. Sie wollte die Judith werden, die den nordischen Holofernes überwinden würde.

Als aber diese fanatische junge Dame den König in der Nähe sah, als sie Zeugin seines Edelmutes und seiner Gerechtigkeit wurde, erhob sich ein furchtbarer Kampf in ihrem Herzen. Sie konnte seinem Glück und seinem Zauber nicht widerstehen. Sie mußte ihn gegen ihren Willen lieben.

Um diesen Helden nicht umbringen zu müssen, sah sie keinen andern Ausweg, als in einer Privataudienz den Versuch zu machen, ihn zu bekehren. Aber leider entdeckte jemand während dieser Unterredung, daß sich Reginas Beichtvater mit einem Dolche unter der Kutte im Zimmer versteckt hatte. Da geriet Gustav Adolf in Zorn. Auf seinen Befehl wurde der Beichtvater gefangen gesetzt, das schöne Mädchen aber sollte in das Korsholmer Schloß nach Finnland gebracht und da von der ein strenges Regiment führenden Frau Märta erzogen werden.

All dies hatte zur Folge, daß die Pläne des alten Bertila mißglückten. Der König glaubte, der junge Bertel habe sich von der schönen Gefangenen betören lassen, er entfernte ihn aus seiner Nähe und schickte ihn zu den Ståhlhandskeschen Reitern zurück. Wohl hatte der König

insofern recht, als Bertel Regina liebte, aber irgendeinen Anteil an dem Mordversuch des jesuitischen Beichtvaters hatte er nicht, das war ein ganz falscher Verdacht.

Regina wurde wirklich nach Finnland gesandt und auf Korsholm untergebracht, während Bertel am Lech und bei Nürnberg sein Bestes tat, die Gunst des Königs wieder zu gewinnen. Zu einer Versöhnung kam es zwar nicht, aber in der Nacht vor der Schlacht bei Lützen erinnerte sich der König an seinen Sohn. Er erzählte dem Herzog Bernhard von Weimar Bertels Geschichte und bat ihn, falls ihm, dem König, am nächsten Tage etwas zustoßen sollte, seinem Sohne einen kleinen kupfernen Ring zu übergeben, den er dem Herzog jetzt in Verwahrung gab.

Am folgenden Tag fiel Gustav Adolf, Herzog Bernhard aber, der den Ring bei sich trug, führte das Heer zum Siege.

Da der Herzog indes den großen Wert des Ringes nicht kannte, kümmerte er sich nicht um ihn, und so gelang es demselben Jesuiten, der den König hatte umbringen wollen, den Ring zu stehlen. Kaum aber war der Ring auf die päpstliche Seite hinübergekommen, so gewannen die kaiserlichen Truppen die Schlacht bei Nördlingen, und es fehlte nicht viel, so hätten sie die Schweden ganz aus Deutschland vertrieben.

Der kecke, hochbegabte Jesuit, der den Ring gestohlen hatte, hielt nun den Zeitpunkt für gekommen, den ganzen Norden wieder unter die Herrschaft des Papstes zu bringen. Deshalb begab er sich als herumziehender Quacksalber verkleidet nach Finnland, kehrte im Vorbeifahren auf Korsholm ein, befreite sein schönes Beichtkind aus der Gefangenschaft und reiste dann mit ihm zur Festung Kajaneborg, wo Schwedens großer Geschichtschreiber Johannes Messenius gefangen gehalten wurde, weil er in dem Verdachte päpstlicher Umtriebe stand. Fast wäre es dem Jesuiten geglückt, ihn zu überreden, seine Geschichtschreibung auf eine für die Gegenrevolution höchst vorteilhafte Weise zu verfälschen, doch Messenius' tapfere Gattin vereitelte diese Pläne. Wer weiß, ob ihr das gelungen wäre, wenn der Jesuit nicht damals gerade einen Meineid geschworen hätte, der die Macht des Ringes

schwächte. Kurz darauf traf auch der junge Bertel, der jetzt geadelt worden war und den Namen Bertelsköld trug, in Kajaneborg ein, und als der Jesuitenpater zu entfliehen suchte, ertrank er im Uleå. Seine Leiche wurde gefunden, sie trug eine Schnur um den Hals, an der ein kleiner kupferner Ring hing; dieser Ring wurde jetzt von Bertelsköld als rechtmäßig erworbenes Gut an sich genommen. Hier oben in Kajaneborg warb er um Regina, deren Aufenthalt er unter unzähligen Gefahren ausfindig gemacht hatte, und es versteht sich von selbst, daß sie ihm jetzt, wo er den Ring in Händen hatte, ihr Herz schenken mußte.

Einen aber konnte der Ring nicht bezwingen, nämlich den alten Bauernkönig in Storkyro. Als der Enkel mit einem adligen Namen und mit einer ausländischen Fürstentochter als Gattin zurückkehrte, befahl ihm Bertila, den Bertel noch immer für seinen Vater hielt, den Adel abzulegen, sonst werde er ihn enterben. Als sich Bertelsköld weigerte, dies zu tun, erklärte der Alte, er werde nun den früheren Kampfgenossen des Enkels, Larsson, zu seinem Erben ernennen, falls dieser darauf eingehe, Bauer zu bleiben.

Doch vollständig verleugnete der Ring auch bei dieser Gelegenheit seine Macht nicht. Bertelskölds Mutter, außer sich über die Härte ihres Vaters, trat vor, erkannte ihren Sohn an, klärte ihn über seine wahre Herkunft auf, unterrichtete ihn von der Macht des Ringes und gab ihm ihren Segen.

Der Bauernkönig hingegen schenkte seinem Erben die eigene abgenützte Axt als Unterpfand des Glücks, dem Enkel aber, der jetzt der verhaßten Klasse der Herrenmenschen angehören wollte, schleuderte er seinen Fluch entgegen.

Auf diese Weise gingen von Bertilas Hof zwei Gegensätze aus: der Bauer mit der Arbeitsaxt und der vornehme Herr mit dem Glücksring. Und zwischen diesen, so hieß es, würden erbitterte Kämpfe sein, bis sich die Nachkommen von beiden in Liebe vereinten. — — —

Dies war die Einleitung und der Anfang zu der Geschichte des Ringes, aber Zacharias hatte während jener merkwürdigen Nacht in Åbo viel mehr von dessen Schicksalen geschaut. Er hatte sie die ganze Zeit von Schwedens

Großmacht an bis zu den Unglückstagen Karls XII. verfolgt, hatte den Ring unter den Parteiführern der Freiheitszeit wirken sehen, bis er in die Hände Gustavs III. gelangte und diesem zu seiner ersten, glücklichen Revolution verhalf.

Gleichzeitig hatte Zacharias damals den Kampf der bürgerlichen Klassen, die Ehre und das Elend des Krieges, Mißernten und Seuchen, Wiederaufbau und abermaligen Zusammenbruch, Abenteuer und Umwälzungen aller Art geschaut.

Fast geblendet von diesem überwältigenden Anblick, hatte er anfangs gedacht, er brauche das, was er erfahren hatte, nur einfach niederzuschreiben. Aber er merkte bald, wie viel mehr Arbeit das erforderte. Für den Leser, der die Ereignisse nicht vor Augen hatte, waren unbedingt Berichte, Beschreibungen, tausenderlei Erklärungen notwendig. Auch die Form der Dichtung war Zacharias noch vollständig unklar. Die Versuche, die er machte, entsprachen nicht dem Bilde, das in ihm lebte. Die Zauberkraft, die Anmut fehlten.

Nein, dieser Aufgabe war er noch nicht gewachsen, das fühlte Zacharias deutlich. Er, dessen Zeit durch hunderterlei Aufträge zersplittert wurde, konnte sich zu dieser großen Arbeit nicht genügend sammeln.

Glücklicherweise aber entwickelten sich bei seiner Tätigkeit als Journalist wie als Lehrer gerade die für ihn so notwendigen Kräfte, und so wurde er sozusagen für seine große Aufgabe erzogen. Die Kinder und die Zeitungsleser hatten denselben Abscheu vor allem Langatmigen. Sie zwangen ihn, sich an Abwechslung, Schnelligkeit, Beweglichkeit zu gewöhnen. Außerdem wurde von beiden Seiten verlangt, daß er sich eines Stiles bediente, der auch von weniger begabten Menschenkindern verstanden werden konnte. Hauptsächlich der beschränkte Platz in der Zeitung lehrte ihn, darauf zu achten, keine Zeile zu vergeuden, jeder Satz mußte einen anschaulichen, wirklichen Inhalt haben.

Die Meisterschaft im Erzählen scheint er indes durch seine Märchen errungen zu haben. Ende der vierziger Jahre gab er mehrere kleine Märchensammlungen heraus, und durch diese lernte er, schlicht und natürlich zu

berichten. Sicherlich gab er diese Sagen und Märchen ursprünglich nur heraus, um die Kleinen zu lehren, wie sie die Welt lieblich, schön und barmherzig machen könnten. In seinen Büchern war nicht viel von den gewöhnlichen Märchenabenteuern zu finden. Da zogen keine Helden umher, die die Menschen haufenweise totschlugen, keine schlauen Köpfe konnten sich Glück und Reichtum erschleichen.

Er erzählte meist von den wirklichen Erlebnissen kleiner finnischer Knaben und Mädchen, behielt aber den Sagenstil in seiner ganzen Schönheit bei, nur mit einem ihm eigenen Zusatz von Wärme und Innigkeit. Höchstwahrscheinlich kam er während der Erzählung dieser Sagen auf den Gedanken, daß das große Heldengedicht am besten von einem schlichten alten Manne vorgetragen würde, der in einem Kreis guter Freunde voller Gemütlichkeit und Wohlbehagen von den wunderbaren Schicksalen des Ringes berichtete.

Seit der Zeit der Saimaverfolgung hatte Zacharias die Leser seiner Zeitung öfter durch kürzere Novellen unterhalten. Dadurch bekam er Übung darin, die Fäden der Intrige so zu verschlingen, daß der Leser bis zum letzten Augenblick in Spannung erhalten wurde. Das machte ihm besondere Freude. Ja, man möchte fast sagen, er habe die Kunst unnötig weit getrieben.

Aber diese Novellen hatten trotzdem bis zum Jahr 1849 nicht allzuviel Platz in der Zeitung einnehmen dürfen. Den Platz brauchte er für seine Leopoldbriefe, für seine großen erläuternden Artikel, für literarische Anmeldungen, politische Überblicke, für die Aufforderungen an die große Menge zum Besten gemeinnütziger Unternehmungen, für Zeitungsfehden, mit einem Worte für alles, was eine mit ihrer Zeit fortschreitende Zeitung enthalten muß. Von diesem Jahr an aber wurde die Preßfreiheit aufs äußerste eingeschränkt. Jetzt wollte man alles gut machen, woran man es vorher hatte fehlen lassen, und keiner gefährlichen Zeitrichtung erlauben, zu Worte zu kommen. Jede Erörterung, jedes Politisieren, jede Neuigkeit aus dem Auslande hatte ein Ende. Und sicherlich begann Zacharias in heller Verzweiflung, weil ihm die bisherigen Gebiete nun verschlossen waren, seine erste

16*

größere Novelle, „Der alte Baron auf Rautakylä,“ zu veröffentlichen.

Das war indes noch nicht das große Werk, das Heldengedicht. Noch war Zacharias dafür nicht reif. Was er jetzt schrieb, war eine Charakterstudie.

Vielleicht wurde der Inhalt der Erzählung einigermaßen durch die Ereignisse der letzten Zeit hervorgerufen, durch den Eindruck, den der zerstörende Einfluß der Alleinherrschaft in Finnland auf die Umgebung machte. Er schilderte das Dasein des glänzenden, vornehmen Glücksritters aus der Zeit Gustav III., der in der Blüte seiner Jahre rücksichtslos jede Gelegenheit benutzt hatte, Reichtum, die Gunst des Königs und alles das zu erlangen, was sich sein Herz wünschte, alles, was er sich für sein höheres Alter als wünschenswert dachte. Aber Leere, Gewissensbisse, lächerliches Begehren, jammervolle Gebrechen, kindische Eitelkeit, schmachvolle Feigheit, Haushälterinnentyrannei, eine niedrig gesinnte Umgebung, Verwahrlosung und Hinfälligkeit — all das hatte er für seine alten Tage über sich heraufbeschworen, das war das ganze Glück, das er sich durch seine Verbrechen erworben hatte.

Aber das, was über diese Gestalt zu sagen gewesen wäre, war damit nicht erschöpft. Dieser elende, hinfällige Mensch hatte sich in der Erzählung, und vielleicht noch mehr in der dramatischen Form, die 1850 herauskam, in seiner Persönlichkeit noch etwas von dem Glanze beizubehalten vermocht, der am Hofe des Zauberkönigs, wie Gustav III. genannt wurde, herrschte. Unter all seinem Elend sah man hie und da eine Welt von Verfeinerung und Schönheit, von leichtfertigen Scherzen und ausgesucht vornehmem Benehmen hervorschimmern. Er zog sich auf diese Weise nicht nur die Verachtung zu, sondern erwarb sich auch ein wenig Mitgefühl.

Der Versuch fiel sehr gut aus. Verschiedene Übertreibungen im Gange der Begebenheiten wurden allerdings getadelt, aber der Charakter des Barons war sehr gründlich studiert und glänzend durchgeführt, und so verstand sich der Erfolg von selbst. Und da die Zeiten andauernd jede ernste journalistische Tätigkeit verhinderten, fuhr Topelius auf dem eingeschlagenen Wege fort.

Aber auch dieses Mal hielt er den Zeitpunkt noch nicht für gekommen, das große Werk herauszugeben. Doch kam jetzt etwas, das ein unmittelbarer Vorläufer genannt werden konnte, nämlich ein historischer Roman, der den Titel „Die Herzogin von Finnland" trug.

In Åbo lebte im siebzehnten Jahrhundert ein armer Studiosus, Isaak Alanus, der bei seinem Verwandten, dem Bürgermeister Merthen, das Gnadenbrot aß und die schöne Bürgermeisterstochter Eva mit schüchterner, geduldiger Hingebung liebte. Diese Eva, das schönste und begabteste junge Mädchen in ganz Åbo, behandelte Isaak wie einen Bruder, aber sie wollte viel zu hoch hinaus, um sich in einen buchgelehrten jungen Menschen zu verlieben. In ihrer Kindheit war ihr prophezeit worden, sie werde einen berühmten Mann heiraten; so träumte sie von einem Leben in den höchsten Kreisen, wollte Fürstin, wollte Königin werden. Als sie bemerkte, daß Isaak Alanus sie liebte, befahl sie ihm, in die Welt hinauszuziehen und etwas Rühmenswertes, etwas Hervorragendes zu vollbringen. Wenn er alsdann mächtig und berühmt zurückkehre, sagte sie, dann werde sie ihn lieben.

Ach, der linkische, schüchterne Student fühlte nur zu deutlich, so etwas zu leisten, dazu fehlten seiner Seele die Schwingen! Sein einziger Trost war, daß Eva Merthen ihren sämtlichen Freiern dieselbe Antwort gab. Zu allen, die sich ihr mit Liebeserklärungen nahten, sagte sie: „Zieh hinaus! Werde ein Held, eine Art König, dann werde ich dir meine Hand schenken."

Während das junge Mädchen noch in seinen verwegenen Träumen fortlebte, kam der Krieg des Jahres 1740. Überall wurden die Schweden von den Russen zurückgedrängt. Åbo wurde eingenommen, und der Anführer des russischen Kriegsheeres, der schottische General Keith, schlug sein Hauptquartier da auf.

Isaak Alanus floh während dieser Heimsuchung aus der Stadt. Er rief die Landbevölkerung zu den Waffen, kämpfte an der Spitze einer Freischar und suchte Åbo zu befreien. Dies sollte sein großes Werk, die Heldentat werden, wodurch er die Geliebte zu erringen hoffte.

Aber alles kam anders, als er erwartet hatte. Er selbst wurde bald von den Russen festgenommen, und als er

ins russische Hauptquartier kam, wartete seiner eine entsetzliche Überraschung. Seine Geliebte hatte wirklich ihren Helden gefunden. Der feindliche Befehlshaber, der außerordentlich edle, hervorragende Jakob Keith, hatte ihr Herz gewonnen; die stolze Eva Merthen lebte im russischen Hauptquartier als seine Geliebte.

Eva verhalf Isaak zur Freiheit, sie selbst aber blieb bei Keith in Åbo bis zum Friedenschluß, und während dieser Zeit erhielt sie den Spitznamen „die Herzogin von Finnland". Doch muß hier bemerkt werden, daß sich Zacharias' Heldin ihren Landsleuten gegenüber tadellos benahm. Sie milderte die Schrecken des Krieges, beugte Ungerechtigkeiten vor, und durch ihr Dazwischentreten wurde dieser Krieg weit weniger verderbenbringend für das Land als der vorhergehende.

Der Roman, zu dem Topelius diesen guten Stoff verwendet hatte, erregte große Bewunderung. Man merkte ihm vielleicht an, daß Topelius noch kein vollendeter Erzähler war. So meinten viele, die Begegnung zwischen Isaak und Eva komme zu früh. Isaak Alanus war der junge Zacharias Topelius selbst. Die Worte, mit denen er Eva Vorwürfe machte, weil sie ihr Vaterland im Stich gelassen und die Liebe eines Feindes erwidert hatte, waren ihm aus dem Herzen gesprochen. Jedermann merkte, daß dies für den Verfasser der Höhepunkt des Romans war. Alles, was noch folgte, fesselte ihn nicht mehr so, ja, am Schlusse begnügte er sich mit einem einfachen Bericht der Ereignisse. Dem edlen Keith legte er viele schöne Worte in den Mund, aber vollkommen lebendig hatte er diese Gestalt doch nicht darzustellen vermocht.

Dennoch freute sich alles über die vortreffliche Schilderung der Stadt Åbo und ihrer Bewohner, die Zacharias am Anfang der Erzählung gebracht hatte. Ein Festmittag bei Bürgermeister Merthen sowie eine Kaffeegesellschaft auf Runsala — man möchte fast sagen Allörn — draußen vor Åbo hätten nicht besser beschrieben werden können. Diese lebendige und anmutige Art des Erzählens rief allgemeine Bewunderung hervor, dieser Roman galt für das Beste, was Topelius bisher geschrieben hatte.

Nach solch einem entscheidenden Erfolge wagte Topelius, nun sehr gut vorbereitet und nach allen Seiten

unterrichtet, mit der Veröffentlichung der Geschichte des Ringes zu beginnen.

Am 29. Oktober 1851 fing der alte Feldscher Andreas Bäck an, diese Geschichte den Lesern der Helsingforser Zeitung zu erzählen, und vom ersten Tag ab war der Erfolg gesichert. Da gab es kein Zögern, keine Unsicherheit mehr, da verschmolzen Dichtung und Wahrheit in eins. Da wurde das Schauspiel vergangener Zeiten mit einer nie vorher gekannten Frische und Munterkeit entrollt, ohne jenen modrigen Geruch und die Grabesluft, die dem Vergangenen so leicht anhaftet. Da redete ein Erzählergenie, das vor Glück über die errungene Vollendung und seinen innern Reichtum offenbar nie mit Erzählen aufhören mochte.

Trotzdem gab es auch jetzt noch Schwierigkeiten, die Topelius nicht überwinden konnte. Er war immer mit Arbeit überhäuft und fand so nur selten die richtige Muße zu der zeitraubenden Arbeit, die Gespräche in dem Geist und der Sprache der damaligen Zeit wiederzugeben. Dergleichen kann man nicht von einem Schriftsteller verlangen, der noch schreibt, während der Junge aus der Druckerei schon vor der Tür auf diesen Zeitungsbeitrag wartet. Zacharias' Personen mußten sich oft damit begnügen, in seiner und nicht in ihrer eigenen Sprache zu reden. Diesem Mangel wurde indes durch den ganz besondern Reiz abgeholfen, den er jenen Gestalten, die er liebte, zu verleihen wußte, sowie durch den tiefen Abscheu, den er vor denen, die er selbst haßte, bei andern hervorzurufen verstand.

Überhaupt — niemand konnte eine Seite dieses Unterhaltungsteiles lesen, ohne die eigentümliche Zauberkraft zu spüren, die die Bücher eines Menschen zu eigen haben, der seine Arbeit liebt und glücklich darüber ist, seine Helden und Heldinnen auf ihren wechselvollen Lebenswegen begleiten zu dürfen.

In den Jahren 1852 und 1853 erschien der erste Teil und ein großes Stück von dem zweiten. Dann traten beständig Unterbrechungen in der Veröffentlichung ein, und erst 1866 wurde der fünfte und der letzte Teil vollendet.

* * *

Es war im Jahr 1871, als „die Erzählungen des Feldschers“ zum erstenmal in mein Elternhaus kamen. Ich war damals dreizehn Jahr alt und wußte von der schwedischen Geschichte nicht viel mehr, als was ich einem sehr bescheidenen historischen Lesebuch entnommen hatte. So wurde mir hier die Geschichte meines Volkes zum erstenmal so dargestellt, daß ich fühlte, wie erhaben und ehrenvoll, wie reich an tüchtigen Männern, wie voll von schweren Entbehrungen, voll von hervorragenden Taten diese Geschichte ist! Ja, da erst erfuhr ich, daß die Schweden ein jeder Gefahr trotzendes, heldenmütiges Volk gewesen sind.

Jahraus, jahrein versammelten wir uns damals, wenn es Abend wurde, mit unseren Handarbeiten um die Lampe, die mitten auf dem runden Tische im Eßzimmer stand. Jahraus, jahrein würzten wir uns diese Arbeiten mit dem Vorlesen von Romanen. Wir waren keine Fremdlinge in der Welt der Poesie, wann aber hatten wir je vorher ein Buch gelesen wie dieses? Nie hatten wir die Abendstunden so herbeigesehnt wie jetzt, nie jemand so bewundert, wie Gustav Adolf, nie jemand so gehaßt, wie Pater Hieronymus, nie für jemand so geschwärmt, wie für diese göttliche Regina.

Wir kannten Fähnrich Stahls Sagen aufs Tüpfelchen genau — und schon durch sie hatten wir Finnland lieben lernen. Jetzt aber, nachdem uns der Feldscher von seinem geliebten Vaterlande erzählt hatte, fühlten wir ebenso wie er eine fast qualvolle Zärtlichkeit für dieses Vaterland. Und unaufhörlich beweinten wir, daß dieses Land nicht mehr zu Schweden gehörte, unaufhörlich haßten wir jene Macht, die es uns geraubt hatte, unaufhörlich wünschten wir ihm Glück als Lohn für jene Treue, die es uns in vergangenen Zeiten bewiesen hatte.

Der Mann von der Straße

Im Frühling des Jahres 1854 befand sich Topelius ungefähr in derselben Gemütsverfassung wie damals, wo er sich zuerst um die Stelle des Oberlehrers in Vasa beworben hatte. Auch jetzt ging er in der stillen Hoffnung

umher, ein freundlicher Herr werde auf der Straße auf ihn zukommen, ihm auf die Schulter klopfen und sagen: „Ihre Verdienste als Journalist und Schriftsteller sind mir nicht entgangen. Es wäre schade, wenn Sie sich in einer Provinzstadt vergraben würden. Ich werde dafür sorgen, daß Sie in Helsingfors bleiben können."

Es war ein Unglück, daß Zacharias je daran gedacht hatte, sich um eine Oberlehrerstelle zu bewerben, aber im Frühjahr 1850 hatte er von dem Posten am Hesingforser Lyzeum Abschied nehmen müssen, und dann hatten seine sämtlichen Freunde mit seiner klugen Mama an der Spitze wiederholt gesagt, er habe eine recht unsichere Stellung. Die Zeitung könne jederzeit eingezogen werden, sie ebensogut wie Saima, und dann habe er nicht das geringste, wovon er leben könnte. Gewiß, die Doktorin vergaß nicht, daß er durch seine Bücher auch nebenher noch etwas verdiente. Für die „Heideblumen" habe er ganze fünfzig Rubel erhalten und für jedes der kleinen Märchenbücher ungefähr fünfundsiebzig, schrieb sie. Das genüge ja ganz schön als Taschengeld für Emilie und für das, was er zum Rauchen verbrauche, aber Frau und Kinder könne er unmöglich mit diesem Einkommen ernähren. Außerdem gebe es etwas, das Dienstjahre heiße. Er könne keine solchen aufweisen, wenn er auch fernerhin ein so ungebundenes Leben führe wie jetzt, und zuletzt werde es ihm gänzlich unmöglich sein, irgendeine Stelle zu erhalten, weil sich alle andern besser dafür eignen würden als er.

Und dann gebe es noch etwas, das Pension heiße. Auch auf eine solche könne er unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht rechnen. Aber was solle denn aus ihm und Emilie auf ihre alten Tage werden?

Die Doktorin und die Freunde hatten solange und so vortrefflich gepredigt, daß sich Zacharias im Sommer 1850 wirklich um die gerade frei gewordene Oberlehrerstelle für Geschichte in Åbo beworben hatte, natürlich in der leisen Hoffnung, ihr auf irgendeine Weise zu entrinnen. Und genau wie vor fünf Jahren hatte er seine kleinen lyrischen Arbeiten zusammengesucht und einen Band Gedichte herausgegeben, um zu sehen, ob dieser ihm nicht helfen könne. Aber verschiedene seiner besten, ein-

drucksvollsten Gedichte hatte er aus dem einen oder andern Grunde weggelassen, so daß ihm nach diesem Band niemand vollauf gerecht werden konnte. Infolgedessen wurde er ungefähr ebenso aufgenommen wie der vorhergehende. Weder Zacharias' Verhältnissen noch seinem Ansehen war damit viel gedient.

Die Mächte, die sein Schicksal lenkten, schienen seinen Wegzug aus der Hauptstadt indes nicht zu wünschen. Als die Stelle in Åbo 1851 besetzt wurde, erhielt nicht er, sondern sein Mitbewerber Oberlehrer Renvall in Vasa den Posten.

Auf diese Weise wurde die Stelle eines Oberlehrers für Geschichte in Vasa abermals frei, und Topelius reichte sein Gesuch ein.

Jetzt aber — angesichts eines deratig kurzsichtigen Eigensinnes — gerieten die Schicksalsmächte in Zorn. Wenn seine Lyrik auch keinen großen Erfolg aufweisen konnte, so war doch „die Herzogin" als Buch und im Unterhaltungsblatt der Zeitung um so besser aufgenommen worden. Die Dramatisierung des alten Barons war über Erwarten geglückt. Die Zeitung gewann immer mehr Einfluß und Ansehen. Der Reichtum und die Kräfte seiner eigenen Seele nahmen beständig zu. Wie konnte ein Mann wie Zacharias ans tägliche Brot denken? Da er indes nicht merkte, wie freundlich die Vorsehung zweimal die Folgen seiner Torheit abgewendet hatte, blieb ihr nichts anderes übrig, als seine Wünsche in Erfüllung gehen zu lassen. Und so wurde er denn im Dezember 1851 zum Oberlehrer in Vasa ernannt, doch sollte er seinen Posten nicht vor Mai 1853 antreten.

Im Jahr 1852 waren Volksgunst und Erfolg im Zunehmen. Die ersten Berichte des Feldschers erschienen und wurden mit atemloser Spannung gelesen. Das Studentenlied, die Ohnmacht des Herbstes, König Karls Jagd gewannen Zacharias viele neue Freunde. Er war kein Runeberg, kein Snellman, kein Lönnrot, aber er war so unterhaltend, so nützlich, so geschickt, so liebenswürdig, er fand so leicht den richtigen Ausdruck für das, was in der Seele des Volkes schlummerte, daß er wirklich auf dem besten Wege war, die Liebe der ganzen Nation zu gewinnen.

Als das Jahr 1853 anbrach, und der Umzug herannahte, sagten plötzlich alle Leute, welch ein großer Verlust es doch wäre, wenn er Helsingfors jetzt verließe. Man könne ihn einfach nicht entbehren. Ja, man begann sogar seine Tätigkeit als Journalist zu schätzen. Sein einst so verspotteter kindlicher Stil wurde jetzt allgemein anerkannt; er sei von unberechenbarem Nutzen, hieß es. Ein Mann wie Runeberg schrieb ihm, er sei auf seinem Posten nahezu unersetzlich.

Die Schicksalsmächte mögen etwas ironisch gelächelt haben, als sie seine Reue bemerkten. Damit er seinen Irrtum noch mehr einsehen lerne, brannte im Jahre 1852 auch noch die Stadt Vasa nieder, demzufolge das Gymnaisum für die nächsten Jahre nach Jakobstadt verlegt werden mußte, das ungefähr ebenso groß war wie Nykarleby.

Im Frühjahr 1853 machte Zacharias einen Versuch, das Unglück wenigstens hinauszuschieben. Er schrieb an das Domkapitel und bat um Urlaub bis zum Herbstsemester 1854, der ihm auch bewilligt wurde.

Auf diese Weise hatte er noch ein Jahr vor sich. Er fuhr mit den Erzählungen des Feldschers fort. Er verfaßte ein großes Drama, „Regina von Emmeritz", dessen erster Teil die Würzburger Begebenheiten umfaßte. Er arbeitete an einem Lesebuch für die Knabenschule. Er fand im Frühjahr und Sommer eine neue Art der Dichtung durch seine „Silvia-Lieder", die von jedermann als das Melodischste, Freieste, das Frischeste und Ungezwungenste, was er bisher zustande gebracht hatte, anerkannt wurden.

Mit einem Worte, es erschien ihm immer unmöglicher, dieses Leben zu verlassen, wo er sich so wohl fühlte, wo sich sein Talent immer schöner entfaltete, wo ihm jetzt von allen Seiten Verständnis und Anerkennung zuteil wurden. War es nicht geradezu gefährlich, wenn er jetzt wegzog? Gab es in Jakobstadt wohl irgendeinen Menschen, der Sinn für seine Schriftstellerei hatte? Mußte er dort nicht gleichgültig und abgestumpft werden, wenn er nicht mehr im Mittelpunkt der Ereignisse lebte?

Seine alte Mutter war die einzige, die sich darüber freute. „Mein lieber herziger Zache," schrieb sie, „denk' doch, jetzt kannst Du an Weihnachten, an Ostern, an

Pfingsten, zum Sonnwendfest und an Michaeli heimkommen! Jetzt kannst Du wieder das Zugnetz im Fluß auslegen und beim Renkenfang Netzkönig werden, wie in Deiner Kindheit. Ab und zu aber wirst Du sicher auch Zeit finden, ein Geistesprodukt in die Welt hinauszusenden, wie Runeberg von Borga aus. Vielleicht ist eine bestimmte, gleichmäßige Tätigkeit in dem kleinen Jakobstadt, wo Du mit Gottes Hilfe vor Selbstsucht und Hochmut geschützt sein wirst, für Dich nötig, nachdem Du jetzt so große Erfolge gehabt hast."

Aber ein so guter Sohn Zacharias Topelius auch war, er konnte doch nicht umhin, über sein Fortgehen zu trauern. Und obendrein kündigten sich jetzt große Ereignisse an. Im Herbst 1853 brach zwischen Rußland und der Türkei der Krieg aus, und manches deutete darauf hin, daß die Westmächte, England und Frankreich, auf Seite der Türkei an dem Kampfe teilnehmen würden. Der Pressezwang ließ unter dem Einfluß des Krieges ein wenig nach. Und jetzt, in dieser außerordentlich bewegten Zeit, sollte Topelius seine Zeitung verlassen und nach diesem Vandiemensland ziehen!

Wo blieb der Mann, der ihm auf der Straße begegnen und ihm jene tröstenden Worte sagen sollte? Zacharias schaute noch immer nach ihm aus, aber er ließ sich nicht blicken. Selbst an Neujahr 1854 war er noch nicht erschienen, und nun mußte Zacharias jede Hoffnung aufgeben und sich in das Unvermeidliche fügen. Ja, jetzt mietete er sogar eine Wohnung in Jakobstadt.

Aber siehe da, eines schönen Tages traf das Wunderbare, das längst Erwartete doch ein! Zacharias begegnete Fredrik Cygnäus auf der Straße, der in seiner gewohnten Herzlichkeit und Lebhaftigkeit auf ihn zukam. Und dieser Cygnäus schlug ihn auf die Schulter und sagte: „Hör', Freund Topelius, ich kann mich gar nicht damit aussöhnen, daß du nach Jakobstadt hinaus sollst. Wir müssen es einrichten, daß du in Helsingfors bleiben kannst. Ich werde mit Armfelt sprechen."

Topelius hat höchstwahrscheinlich etwas schwermütig gelächelt, als er das, wonach er sich so lange gesehnt

hatte, von dieser Seite hörte. Cygnäus war tatsächlich mit dem finnischen Staatssekretär Graf Armfelt bekannt, und Zacharias hatte ihn nicht zum erstenmal ebenso vertrauensselig wie jetzt sagen hören: „Ich werde mit Armfelt sprechen." Aber unter seinen Kameraden wurde diese Versicherung stets mit einer gewissen Vorsicht aufgenommen. Und dann war es keineswegs sicher, ob Cygnäus Armfelt sehen würde, da dieser dienstlich in Petersburg zurückgehalten wurde.

Aber im März 1854 beschloß der Kaiser, mit seinen Söhnen Helsingfors einen Besuch abzustatten, um Vorkehrungen für die Verteidigung des Landes zu treffen, und Graf Armfelt kehrte ein paar Tage vor dem Monarchen in die Hauptstadt zurück.

In diesen Tagen traf Cygnäus wieder mit Topelius an einer Straßenkreuzung zusammen. Er hielt ihn an, erzählte, daß er mit Armfelt gesprochen, und daß dieser ihm zugestimmt habe. Was für einen Posten Topelius eigentlich haben möchte?

O ja, Cygnäus brannte vor Eifer, Zacharias zu helfen, das war leicht zu erkennen. Trotzdem hielt Zacharias die ganze Sache für vollkommen aussichtslos. Um den Freund nicht zu kränken, schlug er vor, man solle ihn zum außerordentlichen Lektor der schwedischen Sprache an der Universität machen.

Cygnäus ging hin, aber als er mit diesem Bescheid zu Armfelt kam, erklärte dieser sofort, Topelius sei schon ordentlicher Lektor, und so könne man ihn schwerlich zu einem außerordentlichen machen.

Hierauf änderte Cygnäus auf eigene Faust seinen Vorschlag, und als die kaiserliche Familie eingetroffen war, wurde die Angelegenheit an allerhöchster Stelle vorgebracht. Da der Zar in diesen gefährlichen Zeiten den Finnen gern einen Beweis seines allergnädigsten Wohlgefallens geben wollte, wurde Zacharias Topelius wirklich am 15. März zum außerordentlichen Professor der finnischen Geschichte an der Universität Helsingfors ernannt und bezog dafür ein Gehalt von tausend Rubeln aus dem Dispositionsfond des Kanzlers.

Der Verräter

1

In der vorletzten Maiwoche des Jahres 1854 erschien in der Helsingforser Zeitung ein Gedicht, das ungewöhnliches Aufsehen erregte. Man las es wieder und wieder, stritt darüber und ärgerte sich.

Wie konnte nur ein derartiges Gedicht in diesem Blatte stehen? Man war es gewohnt, Freiheitslieder, Lobgesänge des Lichtes in ihm zu finden. Wer hätte je geglaubt, daß die Hand, die den „Morgensturm", das „Studentenlied" niedergeschrieben hatte, Finnlands Unterdrückern zur Verfügung stehen würde?

Der Generalgouverneur Fürst Menschikoff hatte einst bestimmt, daß Finnland weder etwas Gutes noch etwas Schlechtes von sich hören lassen dürfe, worauf die Finnen ihrerseits ausgemacht hatten, es dürfe niemand Rußlands Partei ergreifen, ob dieses nun recht oder unrecht habe. Jedermann konnte in russische Dienste treten, konnte als russischer Beamter von der russischen Regierung Befehle entgegennehmen und sie als ehrenhafter Mensch ausführen, darin lag nichts Verwerfliches. Hingegen verbot ein unausgesprochenes, aber unumgängliches Gesetz jedwedem Finnen, als Rußlands Freund aufzutreten und sich zum Dolmetscher von dessen Wünschen zu machen, ohne dazu gezwungen zu sein.

Man zeigte die Zeitung seinen Freunden, alle lasen das Gedicht höchst nachdenklich und versuchten es zu verstehen. Bisher hatte jedermann immer das Gefühl gehabt, als spreche Topelius gerade das aus, was jeder selbst auf dem Herzen hatte. Hierhin aber konnte ihm niemand folgen.

Wenn man sich die Sache recht überlegte, so hatte er schon seit dem vergangenen Herbste, wo der Krieg mit der Türkei ausgebrochen war, ganz unumwunden und voller Freude den jetzt bevorstehenden Untergang dieses Reiches verkündigt: 1453 hatten die Türken Konstantinopel erobert, 1853 würden sie seiner Ansicht nach von dort vertrieben werden.

Schon dies war etwas unvorsichtig gewesen, aber es

mochte noch hingehen. Russen und Türken standen ungefähr auf derselben Stufe, es war Geschmacksache, mit wem von beiden man es halten wollte. Jetzt aber verhielt sich die Sache anders. Seit ein paar Monaten kämpften Frankreich und England auf seiten der Türkei. Jetzt suchten sich nicht mehr zwei Barbaren zu vernichten, jetzt zogen Bildung und Freiheit in den Kampf gegen Dunkelheit und Unterdrückung.

War da überhaupt noch eine Wahl möglich? Verstand es sich nicht von selbst, daß Finnlands Sympathien bei den Westmächten waren? Wenn Rußland siegte, würde sich dieselbe Unterdrückung wiederholen, unter der man in den letzten Jahren gelitten hatte. Siegten die Westmächte, dann stürzte möglicherweise die russische Herrschaft zusammen, dann winkte allen von ihm unterdrückten Völkern die Freiheit.

Offiziell waren England und Frankreich Finnlands Feinde. Eine öffentliche Parteinahme für sie konnte nicht in Frage kommen. Das einzig Richtige war, sich still zu verhalten und Meinungsäußerungen zu vermeiden. Wenn man sich für die Westmächte aussprach, brachte man das Vaterland in Gefahr, trat man aber für Rußland ein, so handelte man gegen seine Überzeugung.

Natürlich konnte Finnland zum Kriegsschauplatz werden; aber auch dann hieß es, sich streng neutral verhalten. Einen kleinen Vorgeschmack des Krieges hatte man tatsächlich schon bekommen. Die Engländer hatten einen Versuch gemacht, nach Ekenäs vorzudringen. Sie hatten ein Schiff auf der Reede weggenommen, waren dann aber von einer russisch-finnischen Truppenmacht zurückgeworfen worden.

Auch ein paar finnische Fahrzeuge hatten die Engländer gekapert, aber was tat das? So war es nun einmal im Kriege. Die Westmächte konnten Finnland nicht schonen, so lange es ein russisches Land war. Sie mußten jede Gelegenheit ausnützen, dem Feinde Schaden zuzufügen. So etwas mußte man geduldig über sich ergehen lassen.

Der Mann aber, der kürzlich vom Kaiser, ohne ein Gesuch eingereicht zu haben, zum Professor ernannt worden war, er dachte natürlich nicht so.

Er machte jetzt seinem Herzen über jenen unbedeutenden Vorfall bei Ekenäs in diesem langen Gedichte Luft, das jedermann vollkommen unverständlich war. Er hatte es „der erste Blutstropfen" betitelt und sprach darin davon, wie unrecht England handelte, das den Krieg an Finnlands Küsten trug, gerade als man sich über den zurückkehrenden Frühling freute. Und dann verkündigte er in dem Gedicht, die Engländer hätten alle die bisherige Achtung und Liebe dieses Landes verscherzt, weil sie die Schönheit des Frühlings mit Blut befleckt und seinen heiligen Frieden gestört hätten. Jetzt wolle man sie nur noch mit aller Macht bekämpfen.

„Wir wahren unsre Küsten, wir schützen unser Land,
Nicht fällt auf unsre Häupter der schweren Blutschuld Schand;
Die Wirren in Europa und der Türkei — fürwahr
Was fragen wir nach denen, wenn Finnland in Gefahr!"

Die Leute flüsterten miteinander, sie fragten sich gegenseitig, versuchten, dies zu verstehen. Man konnte doch England nicht deshalb als Feind betrachten, weil es in Ekenäs ein Schiff hatte wegnehmen wollen? War es möglich, sollte das wirklich Topelius' Ansicht sein?

Oder waren diese Verse nicht eher eine Art Bezahlung für die Professur? Er hatte sicher sehr gern in Helsingfors bleiben wollen. Er hatte ja an jemand geschrieben, Jakobstadt sei für ihn ein Vandiemensland.

Vielleicht hatte er schon früher im Dienste der Regierung gestanden? Denkt an Saima, denkt daran, daß er gezwungen wurde, aus der Österbottnischen Abteilung auszutreten!

Niemand hatte früher so mutig und tröstlich geschrieben wie er, aber er war vielleicht eine schwache Natur. Von jetzt an mußte man auf ihn und seine Zeitung gründlich aufpassen, denn höchstwahrscheinlich verbeugte er sich jetzt vor der Regierung.

2

Es war spät am Abend, aber eine Dunkelheit gab es ja kaum um diese Jahreszeit, und Zacharias saß am Schreibtisch, um einen Artikel für seine Zeitung zu verfassen. Er hatte bemerkt, daß seine Verse über den

ersten Blutstropfen großes Mißfallen erregt hatten, und seine Frau hatte ihm erklärt, man könne nach diesem Gedicht meinen, er wolle sich auf Rußlands Seite stellen. Ein derartiger Gedanke wäre ihm nie eingefallen. Er hatte das Gedicht in seinem ersten, heftigen Zorn niedergeschrieben, als er erfahren hatte, daß die Engländer, diese Krämernation, finnische Schiffe gestohlen hatten. Ihm war sofort eines klar gewesen, sie wollten die Gelegenheit benutzen, einen etwaigen Nebenbuhler im Handel loszuwerden, und er hätte es sich niemals träumen lassen, daß seine Landsleute die Sache anders auffassen könnten als er. Denn er war es nun einmal so gewohnt, daß die Gefühle, die ihn beseelten, von dem ganzen Volke geteilt wurden. An Rußland hatte er keine Sekunde gedacht, als er das Gedicht verfaßte. Politische Erwägungen hatten ihm da gänzlich ferngelegen. Er war sozusagen nur ein Nykarlebyer Junge gewesen, der wußte, was es in den kleinen Seestädten droben bedeutete, wenn Schiffe als Prisen weggenommen wurden und Heringe und Salz allmählich in den Haushaltungen ausgingen.

Jetzt aber wollte er sich rechtfertigen, und er hatte gerade einen Artikel angefangen, der den Titel trug: „Im Kampfe des Lebens".

„Zwei Männer bewohnten ein Haus und stritten sich über dessen Zweckmäßigkeit. Der eine wollte ein Dach aus Eisenblech haben, der andere eines aus Dachpappe. Der eine wollte den Hof durch einen Bretterzaun von den Nachbarn trennen, der andere wollte die Höfe vereinigen. Der eine fand die Fenster zu klein, der andere behauptete, die Öfen rauchten. Beide wollten verschiedenes anders haben, aber keiner wollte das Haus verkaufen."

Während Zacharias dies schrieb, hörte er durchs offene Fenster heranschleichende Schritte und gedämpfte Stimmen. Doch war er zu sehr in seine Arbeit vertieft, um zu ergründen, was dies zu bedeuten habe.

„Eines Tages brach in der Stadt eine Feuersbrunst aus, und die beiden, die in demselben Hause wohnten, sahen, wie das Feuer auf ihr Haus übersprang. Was taten sie jetzt? Der eine besann sich keinen Augenblick, sondern gesellte sich zu denen, die aus Leibeskräften

beim Löschen halfen und das Haus zu retten hofften. Der andere redete erst lang und breit von der Entstehung des Feuers, dann von den vielen Mängeln des Hauses und endlich, ob das Feuer schädlich, ob es nicht eher nützlich sei, sowie von der Unmöglichkeit, daß dieses Haus abbrennen könne, weil die Stadt brenne.

Wer von den beiden handelte edel?

Wer von den beiden handelte klug?"

Der Schreibende zuckte zusammen, er hätte beinahe die Feder fallen lassen. Ein schriller Pfiff durchschnitt die Luft, unmittelbar darauf aber folgte ein entsetzlicher Radau. Man trommelte auf Kochtöpfe, pfiff auf Schlüsseln, knarrte auf Kämmen. Was man nur von Dingen, die pfiffen, kreischten und einem in den Ohren gellten, hatte auftreiben können, war herbeigeschleppt worden und wurde jetzt dazu benutzt, einen durch Mark und Bein gehenden Lärm zustande zu bringen.

Topelius hatte einen Augenblick die Feder hingelegt, griff aber sofort wieder danach. Eine Katzenmusik vor seinem Fenster! Da war es allerdings nötig, daß er sich nach Kräften verteidigte.

„Wenn deine Mutter neben dir mißhandelt wird, was fragst du danach, ob die Hand, die sie schlägt, die deines besten Freundes ist? Bist du nicht bereit, diese Hand doch abzuhauen? Und wenn die Hand, die sie vor dem Verderben bewahrt, die deines größten Feindes wäre, was fragst du danach? Bist du nicht bereit, diese Hand dennoch zu drücken und den Retter Freund zu nennen?"

Er hielt einen Augenblick inne und hörte dem mißtönenden Unwesen zu. Wenn die Leute das hier mit ein wenig Überlegung lasen, mußten sie doch fühlen, daß er Rußland seinen größten Feind und die Westmächte seine besten Freunde nannte.

Aber es sollte doch ja niemand glauben, er finde Englands Vorgehen nicht nach wie vor verwerflich. Deshalb fuhr er fort:

„Oder wer sagt zu den Räubern, die seinen Vater im Walde angefallen haben: Ich habe die und die Ansicht; deshalb schenke euch Gott Glück und Erfolg, liebe Räuber!"

Wieder hielt er inne. Der Lärm gellte ihm zu entsetz-

lich in den Ohren, er konnte seine Gedanken nicht zusammennehmen. Dann legte er die Feder nieder und lehnte sich in seinem Stuhle zurück. Ehe die Studenten gütigst mit dem Radau aufhörten, war jede Arbeit unmöglich.

Er lächelte bei dem Gedanken, daß er selbst mehr als einmal einer der Anstifter einer derartigen Unterhaltung gewesen war. Und jedesmal war er felsenfest davon überzeugt gewesen, daß der Mann, der in seinem Zimmer saß und zuhörte, wirklich eine Schuld begangen hatte, und daß die, so draußen auf der Straße standen, in ihrem vollen Rechte waren.

Sollten die Jungen jetzt auch recht haben? — In den letzten Tagen hatten die Engländer neue Landungsversuche unternommen. Sie hatten Brahestad und Uleåborg heimgesucht, die Werft mitsamt den im Bau begriffenen Schiffen verbrannt und große Teer- und Getreidelager zerstört, die alle Privatpersonen gehörten.

Und mit diesen Räubertaten sollte man sich einverstanden erklären, nur weil sie im Namen der Kultur und der Freiheit begangen wurden? Sah denn niemand, daß sich diese Leute nur die günstige Gelegenheit zunutze machten, Finnlands aufblühenden Handel zu zerstören?

Nein, niemand sah es! Seine eigenen Landsleute waren völlig blind und brachten ihm, der diese Korsarenstreiche nicht billigte, eine Katzenmusik dar.

Zacharias geriet immer mehr in Erregung; der Radau wirkte auf seine Nerven, und so maß er dem Erscheinen der Studenten eine viel zu große Bedeutung bei.

Er meinte daraus entnehmen zu müssen, daß der Haß gegen Rußland, die Hoffnung auf Befreiung unter der Jugend, ja unter der ganzen Bevölkerung stärker waren, als er jemals geahnt hatte. Wenn man derartig für England Partei nahm, war man sicher zum Aufstand bereit, bereit, sich in kurzsichtigem Vertrauen auf die Versprechungen der Westmächte für ihre Sache zu erklären.

Zacharias aber wußte und sah, Rußlands Stunde war noch nicht gekommen. Ein Aufruhr in gegenwärtiger Zeit würde nur dazu führen, daß Finnland gerade wie Polen bestraft und verwüstet wurde. Er sah das Land schon

17*

voller Galgen, sah, wie jedes Eigentum eingezogen wurde. Er sah alle Freiheiten verloren gehen. Er sah Finnland der russischen Oberhoheit einverleibt, in eine erbärmlich verwaltete, verarmte, verwahrloste Provinz verwandelt. Er sah jede Hoffnung auf lange Zeit hin erlöschen, er starrte in ein grenzenloses Unglück hinein.

Wenn das aber drohte, dann war jetzt ein Mann nötig, der zur Rettung seines Volkes eine schwere, schwere Last auf sich nahm. Ein Mann mußte seine Mitbürger warnen, ein Mann mußte ihnen zeigen, wie falsch der Freund war, der sie jetzt an sich lockte.

Und selbst wenn dieser Mann deshalb verfolgt und verachtet werden, wenn er wie ein gekaufter Verräter behandelt werden sollte, er mußte es ertragen. In Zeiten wie diesen war es notwendig, daß sich ein Mann für sein Volk opferte.

3

Allen, die in jener Zeit mit Zacharias Topelius zusammentrafen, fiel es auf, daß sein Blick heller glänzte, daß er den Kopf höher trug als gewöhnlich. Und sie wunderten sich, denn sie wußten, wenn sie an seiner Stelle gewesen wären, hätten sie sich nicht auf Helsingfors' Straßen sehen lassen.

Menschen, mit denen er vorher in einem freundschaftlichen Verhältnis gestanden hatte, schauten weg, wenn sie ihm begegneten, und grüßten nicht. Seine wirklichen nahen Freunde benahmen sich natürlich nicht so, aber unzählige andere. Zacharias lebte jetzt mehr als zwanzig Jahre in Helsingfors, seine Tätigkeit hatte ihn allgemein beliebt gemacht, die ganze Stadt kannte ihn. Auch unter den ihm nicht persönlich bekannten Menschen hatte er bisher eine Menge Freunde gehabt, wohin er kam, empfingen ihn gewöhnlich freundliche Gesichter. Jetzt war das mit einem Schlage anders geworden. Jetzt sah er, wie die Leute auf ihn deuteten, wenn er seines Weges daherkam, und wie einer dem andern etwas über seine verächtlichen Dienste in Rußlands Sold zuflüsterte.

So oft er dergleichen merkte, sagte er sich: „Ein Mann muß für das Volk sterben."

Er wußte, er opferte sich für alle diese Menschen auf, er rettete sie vor unermeßlichem Unglück. Er liebte sie mit einer so tiefen, aufopfernden Liebe, daß ihr Haß ihm nichts anhaben konnte.

Nach wie vor warnte er sie in seiner Zeitung vor England. Er sprach von dessen Heuchelei und Treulosigkeit. Er ermahnte Finnland, jetzt wie immer seine Treue dem zu bewahren, der sein Herrscher war.

Konnte er anders? In Rußland gab es ja eine mächtige Partei, die jetzt während des Krieges Macht erlangt hatte, und diese Partei wartete nur auf einen Vorwand, um Finnland in ein russisches Land zu verwandeln. Nie hatte man gefährlichere Zeiten durchlebt. Eine Stimme der finnischen Presse mußte unbedingt warnen und zurückhalten. Diese Stimme würde vielleicht dadurch ihre frühere Zauberkraft verlieren, aber was lag daran? Gab es irgend etwas noch so Kostbares, das er seinem Vaterlande nicht zu opfern verpflichtet gewesen wäre?

Seitdem der Krieg ausgebrochen war, hatte er es für notwendig gehalten, ihm seine volle Aufmerksamkeit zu widmen. Er hatte deshalb mit der Veröffentlichung der Erzählungen des Feldschers aufgehört und schrieb nur noch über den Feldzug und die Politik der Westmächte. Dies war eine große Entbehrung für ihn. Die Arbeit an dem großen Werke machte ihm Freude, er sehnte sich nach den früheren schönen Zeiten, wo ihn die Leute auf der Straße angehalten hatten, um zu fragen, in wessen Händen sich der Ring des Königs jetzt wohl befinde, und wo man ihm nur den einen Vorwurf gemacht hatte, daß er den einst so liebenswürdigen Gustav Bertelsköld zu hart und hochmütig habe werden lassen.

Die mit ihm in der Presse wetteifernden Nebenbuhler, die längst mit Ungeduld beobachtet hatten, wie sich seine Zeitung immer mehr die Gunst der Allgemeinheit erwarb, benützten diese Gelegenheit, ihn zu stürzen. Sie verdrehten seine Worte so, daß er wie ein engherziger Lokalpatriot dastand, der gerne Bildung, Freiheit, Fortschritt preisgab, wenn dadurch ein paar Menschenleben gerettet werden konnten.

Zacharias war fast zu erfüllt von seinem Opfergedanken, um daran zu denken, die andern zu widerlegen. In

seiner Seele herrschte eine heilige Ruhe. Er fühlte sich über Haß und Furcht erhaben. Seine Begeisterung für das Vaterland ließ ihn keinen Schmerz empfinden.

Nein, seine Seelenruhe war nicht gestört. Er dichtete seine Sylvia-Lieder wie im vergangenen Jahre. Am siebzehnten Juni schrieb er „Sylvias Sommergedanken", die vielleicht ein wenig trauriger waren als früher, und seine Sorge für das Vaterland, aber keine Klage über das eigene Unglück widerspiegelten.

Grüne, o Wald,
Grüne! Wohl kommt deine Zukunft bald!
Fern ist verklungen der Axte Schlag,
Grollende Donner hallen nach,
Flammen lodern!
Du wirst nicht ihre Beute sein,
Nein, nein!
Grüne, o Wald,
Grüne! Wohl kommt deine Zukunft bald!

Wiege dich, Meer,
Rings um die grünenden Inseln umher!
Friedliche Segel verbergen sich,
Kriegesdrachen durchschwärmen dich,
Lüstern nach Raub!
Du wirst nicht ihre Beute sein,
Nein, nein!
Wiege dich, Meer,
Rings um die grünenden Inseln umher!

Kämpfe, o Land!
Bete und ring' um den Heimatstrand!
Erde, die heilige, ist bedroht,
Ernten reifen in Brand und Tod;
Schwerter blitzen —
Du wirst nicht ihre Beute sein,
Nein, nein!
Kämpfe, o Land!
Bete und ring' um den Heimatstrand!

Einige Tage später kam Emilie und fragte Zacharias, ob er einen Artikel im Morgenblatt gelesen habe, der wahrscheinlich auf ihn gemünzt sei. Er stehe in der Abteilung „Mosaik" und trage den Titel: „Regeln nach Knigges Umgang mit Menschen".

Der Inhalt war ganz einfach folgender: Wenn jemand erkläre, es sei sehr schwer, zu einer Überzeugung zu kommen — das hatte Zacharias kürzlich geschrieben —, dann

dürfe man fest überzeugt sein, daß dieser jemand zum wenigsten — eine Wetterfahne sei.

Des weiteren wurde eingeschärft: Wenn jemand lange Reden halte über die Reinheit seiner Absichten, über seine tiefen Gefühle, seine ehrlichen Gedanken, und sich darüber beklage, daß er mißverstanden werde, dann brauche selten ein Zweifel darüber zu herrschen, daß dieser Jemand zum wenigsten — ein schlechtes Gewissen habe.

„Unaufrichtigkeit, Duckmäuserei und nach Glück haschende Wetterfahnenart könnten sich ein noch so schönes Mäntelchen umhängen, immer komme irgendein unberechneter Windstoß, der einen Zipfel aufhebe und die innere Gebrechlichkeit entblöße. Sie könnten noch so freundlich lächeln und sich noch so artig verbeugen, immer komme einmal ein unbewachter Augenblick, wo die Maske falle und die innere Gemeinheit zutage trete."

Zacharias lächelte, während er diesen Artikel las, aber er wurde doch recht bleich dabei. Etwas so Rücksichtsloses hatte er kaum erwartet. Aber es mußte so sein, das begriff er. Und er verwunderte sich fast darüber, daß die Beleidigung nicht weher tat, als wie er sie jetzt empfand.

Am liebsten hätte er alles unbeachtet vorübergehen lassen; aber seine Frau sagte ihm, er sei geradezu gezwungen, darauf zu antworten.

In dieser Zeit schien sich alles miteinander gegen ihn verschworen zu haben. Seine Erwiderung wurde zuerst von der Zensur gestrichen, und als er sich bei dem Zensor beklagte und das Recht verlangte, seine Ehre wahren zu dürfen, wurde das Verbot doch nicht aufgehoben, sondern der Vorsitzende des Zensurkomitees schickte, ohne Topelius' Vorwissen, eine Vermahnung an das Morgenblatt, daß es nicht mit der Helsingforser Zeitung polemisieren dürfe.

Einen schlechteren Dienst hätte das Zensurkomitee Topelius nicht leisten können. Wenn es heimtückische Pläne gehabt hätte, um Zacharias zu stürzen, hätte es kein dienlicheres Mittel wählen können. Jetzt wußte das Morgenblatt, woran es sich zu halten hatte. Jetzt konnte kein Zweifel mehr herrschen: Topelius stand unter hoher Protektion.

Das Gerücht kam zwar nicht in Druck, aber es ging von Mund zu Mund: Topelius stand im Dienst der Regierung. Er war mit dem Professorengehalt gekauft worden. Das war ganz sicher und gewiß. Das Zensurkomitee hatte allen andern Zeitungen verboten, gegen ihn zu polemisieren.

Schließlich drang das Gerücht auch bis zu Zacharias. Er nahm es auf, wie alles andere in jener Zeit, nämlich mit stiller Ergebung. Es mußte so sein. Er verlangte nicht mehr, sich verteidigen zu dürfen. Aber seinen eigenen Weg verfolgte er weiter, ohne nach rechts oder links auszuweichen.

4

Es schien fast, als sei es Zacharias eine Lust, das Messer in der Wunde herumzudrehen, um zu zeigen, daß er den Schmerz nicht fühle. So reiste er in diesem Sommer nicht nach Kuddnäs, sondern mietete sich Zimmer an der Humlebucht in der Nähe der Hauptstadt. In Österbotten hätte er Ruhe gehabt. Dort stand die Bevölkerung auf seiner Seite. Dort gab es niemand, der glaubte, der Sohn des Doktors von Kuddnäs habe sich an die Russen verkauft. Aber Zacharias gönnte sich diese Erleichterung nicht, und er nahm auch keinen Urlaub, sondern versah seinen Redaktionsposten den ganzen Sommer hindurch ohne Unterbrechung. Er wagte es nicht, seinen wichtigen Posten zu verlassen. Er mußte dableiben, um zu warnen und zu verhindern.

An einem schönen Augustabend saß Zacharias am Ufer der Humlebucht und fischte. Ein paar Studenten gingen vorüber. Sie waren ein wenig angetrunken, und als sie Topelius erblickten, stießen sie einander an, deuteten auf ihn und lachten so recht pöbelhaft und beleidigend. Sie gingen noch ein Stück weiter, recht bald aber ließen sie sich auf der Erde nieder und fingen an zu singen. Zacharias saß ganz nahe dabei, und es entging ihm kein Wort an dem Gesang. Die Studenten bemühten sich auch, alles recht deutlich auszusprechen. Das Lied wurde zur Melodie der Marseillaise gesungen:

„Es geht ein Ruf durch alle Lande,
Die Freiheit sei ein mißlich Wort,
Die Stimme ist's, die wohlbekannte,
Die hierzuland tönt fort und fort!“

Zacharias war auf dem Punkt, aufzustehen und fortzulaufen. Das Blut stieg ihm in den Kopf, in seinen Schläfen hämmerte es so, daß er nichts verstehen konnte. Was sangen denn die da drüben? Es mußte etwas Entsetzliches sein, aber er konnte nichts verstehen.

Er zwang sich, still zu sitzen. Er zwang sich, aufmerksam zu lauschen:

„Ihr Suomisöhne, hör's ein jeder:
Er blendet euch mit leerem Schein,
Es ruft der Schatten unsrer Väter,
Nicht unserer Schuld gedenk zu sein!
Er will, Suomis Geist soll schmachten,
Daß sein der russ'sche Rubel sei.
Was nützt der Freiheit Ehr',
Solang der Beutel leer,
Mein Leben, Freiheit, Volk und Land
Bedeuten angesichts
Von Reichtum, Ehren, Ordensband,
Dem Judaslohne — nichts!“

Dann folgte noch eine Strophe. Als die Studenten auch diese gesungen hatten, standen sie auf, nahmen die Mützen ab und grüßten. Darauf schwankten sie weiter.

Spät am Abend kam Zacharias nach Hause, ohne Fische. Frau Emilie war ganz bestürzt und fragte, ob ihm ein Unglück zugestoßen sei. Nein, nichts, als daß es ein besonders schöner, friedvoller Abend gewesen sei. Er habe ein Gedicht darüber machen müssen. Es solle ein Sylvia-Lied werden. Er wolle es „Friedensgebete beim stillen Abendschein“ nennen. Er wolle die Liebe bitten, doch herbeizukommen und den Haß, den Streit und den Sturm zu vertreiben.

Er sei noch lange nicht fertig damit, aber hier sei eine Strophe, die annähernd vollendet sei.

„Du Mächtige, du Hohe, komm herab!
Erlösch in deinem Glanz des Streites Flammen,
Den Frieden spende als die beste Gab',
Du Segenspendrin, lehr uns nicht verdammen!
Laß nicht in sanfter Abendschönheit Wehn,

In Haß und Bitterkeit die Herzen neigen,
Laß uns kein böses Wort vom Munde gehn,
Wenn ringsumher zu lichten Himmelshöhn
Die Nachtgebete von der Erde steigen!"

Er schwieg, aber seine Frau trat zu ihm und nahm sein Gesicht zwischen ihre beiden Hände.

„Wenn du nicht selbst willst, brauchst du mir nichts zu sagen," flüsterte sie. „Ich verstehe doch, daß dich jemand tief gekränkt hat. Solche milde Töne findest du nur, wenn du auf dem Punkte bist, vor Kummer zu sterben."

Der Eisgang

Es war im April des Jahres 1856. Zacharias Topelius verbrachte die Nacht an seinem Schreibtisch, wie viele der vorhergehenden Nächte auch.

Wieder war es Frühling, die Zeit des Eisgangs. Er gedachte entschwundener Frühlingszeiten, wo er von der anbrechenden Freiheit gedichtet hatte.

„Nun wohl," sagte er sich, „warum sollte ich nicht auch jetzt ein Frühlingslied dichten? Jetzt hab' ich mehr Veranlassung dazu, als je vorher."

Aber er wies den Gedanken doch zurück. Er vermochte jetzt nicht zu dichten. Es war etwas eingetreten, was ihm noch niemals widerfahren war. Er war in diesem Frühjahr müde, war matt und mutlos.

Hastig stand er auf und wanderte in seinem Zimmer auf und ab. Er fühlte das Bedürfnis, in sich zu gehen, zu untersuchen, woher sie kam, diese dumpfe Gleichgültigkeit und Unlust, die ihn bedrückten.

Sie mußten ja ihren Grund in dem Entsetzlichen haben, das ihm vor zwei Jahren widerfahren war, als er für einen Verräter gehalten wurde. Der Frühling und Sommer des Jahres 1854 waren in der Tat eine Zeit der Prüfung für ihn gewesen, aber im Herbst war es doch schon etwas lichter geworden.

Er dachte an einen Brief, den er damals von seinem alten Freunde August von Essen bekommen hatte. Dieser

wohnte in Schweden; aber die bösen Gerüchte über Topelius waren auch dorthin gedrungen.

Aus dieser Veranlassung schrieb August von Essen: „Ich habe die Art und Weise, wie du vorgegangen bist, nicht billigen können, aber ich habe deinen Mut und deine Selbstaufopferung bewundert, durch die du dich, um ein edles Ziel zu erreichen, zum Märtyrer gemacht hast. Ich nenne es edel, groß, bewunderungswürdig, sich so aller Selbstsucht zu entkleiden, so trotz Schmach und Hohn unerschütterlich auf der Bahn weiterzugehen, die man für die gerechte hält, und sich so vollständig selbst für die Allgemeinheit preiszugeben."

Schon diese Worte hatten viel Gutes bewirkt. Es gab also doch noch jemand, der verstand, daß Zacharias sich für sein Vaterland aufopferte, daß er in seiner Art ein Märtyrer war. Und was von Essen weiterschrieb, hatte ihn tief gerührt:

„Es muß greulich sein, so allgemein mißverstanden zu werden. Vielleicht kann es ein wenig Balsam für die verwundete Seele sein, wenn ein alter Freund zu dir kommt, dir brüderlich die Hand reicht und ungefähr also spricht: ‚Ich stimme dir nicht bei, aber du bist fortgesetzt eine edle, redliche Seele, das glaub' ich felsenfest, und solange du das bist, bin ich auch dein alter, treuer Freund!'"

Ungefähr zur selben Zeit, wo Zacharias diese guten Worte von August von Essen erhielt, begann er seine Vorlesungen. Er hatte die ersten Stunden darauf verwendet, eine geographische Beschreibung der verschiedenen finnischen Landschaften vorzutragen; natürlich hatte er nur wenige Zuhörer gehabt, und diese hatten überdies äußerst mürrisch und sauertöpfisch dagesessen, wie um zu zeigen, daß sie in die Vorlesungen des geschmähten Professors nur gingen, um notwendiges Wissen zu erlangen. Mittlerweile hatte er eine Stunde lang von Österbotten gesprochen, und nachdem er auf dieses geliebte Thema gekommen war, hatten ihn die Erinnerungen und die ihm vorschwebenden Bilder mit fortgerissen, und so hatte er fast gegen seinen Willen recht lebhaft und stimmungsvoll gesprochen.

Als die Vorlesung zu Ende war, meinte er zwar, eine gewisse Bewegung bei der Jugend zu bemerken, hielt diese

Annahme indes doch für ein Mißverständnis. Aber siehe, als er das nächstemal sein Katheder bestieg, war der Saal von Zuhörern ganz gefüllt, und man wollte seinen Vortrag über Österbotten noch einmal hören.

Das war ein großer Erfolg, und zwar ein andauernder. Alle seine Vorträge wurden nun von einer zahlreichen und dankbaren Zuhörerschaft gehört, und er sah wohl, daß ihm alle allmählich ergeben waren. Sie dachten wie August von Essen, er habe zwar unrecht gehabt, aber sie wollten nicht glauben, daß er sich habe kaufen lassen. Und natürlich war dies mit dem Zustand des Sommers verglichen ein großer Fortschritt. In jenem Herbst wurde ihm auch noch eine große andere Hilfe zuteil. Im November gab er das dritte Heft der Heideblumen mit den Sylvia-Liedern, ein kleiner Knabe, das Studentenlied und vieles andere heraus. Und dieses Mal drang er durch. Er wurde von allen Kritikern als ein Dichter ersten Ranges anerkannt, und die große Menge schien derselben Ansicht zu sein. Die kleinen Sachen sprachen wohl auch zu den Herzen der Leser und legten Zeugnis davon ab, daß einer, der auf solche Weise dichtete, wohl ein Märtyrer für sein Land werden konnte, schwerlich aber Ränke dagegen schmieden würde. In einer der ersten Besprechungen sprach der Kritiker wirklich auch die Ansicht aus, es sei sehr keck von Topelius, seine Freiheitslieder zu veröffentlichen, da er ja der Sache der Freiheit untreu geworden sei. Aber da hatte sich Topelius ein Herz gefaßt und ihn zurechtgewiesen.

„Komm nicht in den Rosengarten mit sanften Worten, nur um dort einen Klettenbusch von den großen Weideplätzen hereinzuschleppen!“ hatte er jenem Manne zugerufen, der die ganze Zeit einer seiner erbittertsten Verfolger gewesen war.

Im Jahre 1855 hatte Zacharias auch die Zensurfrage behandelt und dabei klargelegt, daß er von dieser Seite keinerlei Protektion begehrt hatte. Alles hatte sich nun ziemlich ausgeglichen: man wollte nicht mehr glauben, daß er bestochen gewesen sei. Aber daß er unrecht getan hatte, vor England zu warnen und Treue gegen Rußland anzubefehlen, daran wollte man aufs bestimmteste festhalten.

Im März 1855 war indes Kaiser Nikolaus gestorben, und der russische Thron ward von Alexander II. bestiegen, von ihm, der schon in seinen jungen Jahren Beweise seiner Liebe und seines Verständnisses für die Finnen gegeben hatte, von diesem Zaren, der für freisinnig galt und keinen größeren Wunsch hatte, als alle seine Untertanen glücklich zu machen.

Zugleich mit dieser Veränderung hatte Topelius auch einen Umschwung im Gedankengang seiner Landsleute wahrnehmen können. Dieser und jener hatte allmählich erkannt, daß Zacharias möglicherweise die ganze Zeit über recht gehabt haben könne. Man konnte vielleicht hoffen, den Segen der Freiheit doch zu erlangen, selbst wenn das Land unter dem russischen Zepter verblieb. Vielleicht war gerade Topelius der Hellsehende gewesen, während sie, die andern, einfältige Träumer verblieben waren.

Und Alexander hatte in der Tat alle Erwartungen erfüllt. Vor ganz kurzem erst hatte er Finnland besucht und bei dieser Gelegenheit dem Senat aufgetragen, für die Einführung der Volksschulen zu sorgen, den Bau von Eisenbahnen zu fördern, die Unternehmungen von Handel und Schiffahrt zu erweitern, sowie Vorschläge zu machen betreffs besserer Besoldung der niederen Angestellten. Der Zar hatte sich sehr gnädig, sehr liebenswürdig gezeigt, man sah sicherlich einer neuen Zeit entgegen. Der eine und andere wagte zu prophezeien, die strengen Universitätsstatuten und Sprachen-Ukasse würden nun aufgehoben, ja man redete verstohlen von einem eigenen Landtag. Jetzt hatte der Kaiser auch den Krieg beendet. Am dreißigsten März war in Paris der Friede geschlossen worden.

Hatte da nicht Topelius Grund genug, in diesem Jahr ein Frühlingslied zu dichten, ein schöneres denn je zuvor, das bis jetzt aus seinem Gehirn hervorgegangen war?

O, gewiß, gewiß!

Aber die Begeisterung, die Freude der Selbstaufopferung, die ihn während der ganzen schweren Zeit aufrechterhalten, hatten ihn nun verlassen. Unter 1855, wo der Krieg noch immer raste, wo Sveaborg bombardiert wurde, wo die Cholera verheerend einzog, wo das Land mannigfaltige Not litt, da hatte Zacharias' ganzes Wesen in einem innern Fieberzustand geglüht. Allerdings hatte

er allmählich mit seinen herausfordernden politischen Artikeln Schluß gemacht. Warum gegen einen unterdrückten Aufruhr ankämpfen? Das deuchte ihn unnötig, und so war er zu seinen rein kulturellen Bestrebungen zurückgekehrt; aber das ganze Jahr hindurch hatte er doch mit großer Sicherheit gefühlt, recht gehandelt zu haben. Ein merkwürdiges Glücksgefühl war in ihm rege gewesen. Mit einer beinahe unnatürlichen Leichtigkeit hatte er die verlassen, die ihn quälten. Das Märtyrertum hatte er sich zur Ehre gerechnet: je mehr Plagegeister, desto größer der Ruhm dem geretteten Vaterland gegenüber.

Woher kam es nur, daß ihm die Spannkraft, die ihn bisher aufrecht erhalten hatte, nun abhanden gekommen war? War es darum, weil sich Finnland nicht länger in Gefahr befand? Jetzt fühlte er den Schmerz seiner Leiden, jetzt senkte sich die ganze Schwere der Demütigungen auf ihn herab. Immer wieder mußte er zu sich selbst sagen: „Was hab' ich gelitten! Was hab' ich doch gelitten!"

Und gleichzeitig hatte ihn ein heftiger Zorn ergriffen über die Bosheit und Grausamkeit der Menschen. Ein widerliches Schauspiel hatte sich vor ihm abgespielt. Schmerzvoll rang er die Hände. „Wo ist mein Rosengarten?" rief er aus. „Wie kann ich je wieder an ihn glauben und für ihn arbeiten?"

Zweifel an allem stiegen in ihm auf. Was hatte es für einen Zweck, nach Hohem zu streben? Die Menschen waren roh und verbrecherisch. Das Beste, was man von ihnen sagen konnte, war: „Sie sind unzurechnungsfähig, sie wissen nicht, was sie tun."

„Was hab' ich gelitten!" stöhnte er. „Wie schrecklich haben sie mich leiden lassen! Hat nicht ihre Verachtung auf mir gelegen wie eine schwere Eisdecke? Sie haben mich so furchtbar frieren lassen. Deshalb, ja deshalb vermag ich jetzt nichts mehr.

Wie sollte ich ein Frühlingslied dichten können? Die Kälte ihrer harten Herzen hat mich aller lebendigen Kraft beraubt. Ich bin erfroren, versteinert."

Aber dieser Zustand matter Niedergeschlagenheit, in dem er sich nun seit mehreren Wochen befand, war eine große Gefahr, das fühlte er deutlich. Er mußte neuen

Lebensmut, neue Hoffnung, den Glauben an die Menschen wiederfinden, sonst mußte er unterliegen.

Er dachte nicht an den Fluß bei Nykarleby, denn mit ihm verbanden sich nur frohe Erinnerungen. Nein, er dachte an den Fluß bei Uleåborg, denn an dessen Ufern war er oft in traurigen Gefühlen von Kleinheit und Ohnmacht dahingewandert.

Wenn die Kameraden hart gegen ihn gewesen waren, die Aufgaben übermäßig lang, wenn die Einsamkeit schwer auf ihm lastete, dann war er nach dem zugefrorenen Flusse gelaufen und hatte sich gefragt, ob dieser unter seiner Eisdecke auch solchen Kummer habe wie er, ob es ihm verhaßt sei, gefesselt zu sein, ob er sich nach der Freiheit sehne?

So oft der Fluß zur Zeit des Eisgangs seine Fesseln sprengte, hatte Zacharias eine ganz überwältigende Freude empfunden. Dann war ihm, als habe er sich selbst freimachen können. Geradeso wie der Fluß wollte er selbst eines Tages dahergestürzt kommen, furchtbar, unwiderstehlich, die Hindernisse zur Seite schleudernd, allen denen, die meinten, er sei gefesselt, zeigend, daß — — —

Plötzlich unterbrach Zacharias seine Wanderung.

Nun kehrte es wieder zurück, jenes Gefühl, das seit solange vergessene Gefühl aus den Kinderjahren, daß er selbst ein mächtiger Fluß sei. Rasch eilte er an seinen Schreibtisch.

Er ergriff die Feder. Sein Atem ging schwer. Jetzt fühlte er wie einst. Er war der Fluß. Aber nicht der frohe, befreite Fluß, sondern der noch unter der Eisdecke gebundene.

Jawohl, so war es! Mit der Eisfessel der Verachtung hatte man ihn gebunden, und er hatte die Fesseln noch nicht gesprengt. Gelähmt lag er da. Sein Herz klopfte, aber nur schwach, das Leben war noch in ihm, aber das Gefühl des Gesundseins mangelte.

Jetzt schrieb er. Er sprach für sich selbst, er sprach für den Fluß. Es war ein und dasselbe. Sie fühlten beide gleich, sie waren eins.

„Bin Sklave ich? Wer sollte denn mich lehren,
Im Jugendlenz den Winter zu verehren?
Ich stolzer Sohn von Finnlands blauen Seen,
Frei kam ich in die Welt — frei will ich gehen!

Mein Herz in seines späten Lenzes Sehnen,
Nährt sich's nicht von des Vaterlandes Tränen?
Ein junger Strom, zog ich nicht Kraft voll Lust
Aus tausend Adern meiner Heimat Brust?

Die stillen Tiefen — meine Stürze — Schnellen,
Die alles, was sie hindert, wild zerschellen,
Bin ich ein flücht'ger Tropfen drin, fürwahr
Ein Tau, ein Regen — eine Perle gar?"

Von dem Gedanken hingerissen, schrieb Zacharias mit zunehmendem Selbstgefühl. „Ich selbst, ich bin der Fluß. So ist mein Ursprung, ich bin in allem der rechte Sohn meines Vaterlandes. Wie kann man von mir glauben, ich sei eine Sklavennatur?"

Und er fuhr fort:

„So will ich meiner Heimat wert denn bleiben,
Tag, Nacht, Glück, Leid — nichts soll mich von ihr treiben,
Nicht sage der, der bei mir wohnet frei,
Daß Finnlands Strom sich gab in ‚Sklaverei'!"

Er dachte in seinem Herzen: „Dies ist zu stolz, zu groß, so darf ich nicht reden." Aber in der nächsten Minute wachte der Zorn wieder in ihm auf. „Ich bin ein Fluß, ich bin einer von Finnlands starken Strömen. Wie konnte man es wagen, mich in Eisfesseln zu schlagen? Ich bin kein Bach und kein Rinnsal; ich bin stark unter den Starken."

Mit wachsender Zuversicht schrieb er weiter.

„Voran! Mein Weg kann nimmer rückwärts führen,
Solang der Zeiten Schwingen mich berühren;
Ob nicht mein starker Arm zerbrechen kann
Mit seiner Muskeln Kraft des Eises Bann?

Luft will ich! Licht! Mein eigen Schicksal schaffen
Will selbst ich mir mit meinen eignen Waffen,
Und weh der Fessel, die mich noch beengt
Und schwer um meine Riesenschultern hängt!"

Er schrieb wie in einem Rausche. „Ich bin der Fluß," dachte er noch immer. „Ich bin mächtig, mag also mein Geist seine Macht gebrauchen!"

„Auf Bäche! Ströme! Sprudelt klar und helle
Hervor aus unsres Landes Mutterquelle!
Vereint zum starken Strome euch mit mir,
Für Leben, Licht und Sonne kämpfet ihr!

Wo ist die Mauer, die uns kann beengen?
Wo ist die Felsenwand, die wir nicht sprengen?
Und er, der feig entfliehet der Gefahr,
Der starb dem Rinnsal gleich im Schlamm, fürwahr!"

Fast stöhnend holte er tief Atem. Die Anstrengung war unerhört. Die Eisdecke lag noch auf ihm. Unter dieser ging er dahin wie ein dunkler Strom, ohne Luft, ohne Licht. Noch rief er vergebens nach helfenden Bächen und Strömen und Seen.

Aber dabei durfte nicht stehen geblieben werden. Vorwärts also, zum Eisgang! Auf zu der furchtbaren Arbeit!

Wieder fing er an zu schreiben.

„Schlaflos brüllt in der lichten Mainacht
Des Ämnäs schneeweißer Wogenschwall.
Überlistet, doch ungebändigt
Kündet zuerst er des Winters Fall.

Und da erhebet sich Koivikoski,
Wirft seine Fesseln trotzig ab,
Brausend in zwanzig Wasserfällen
Schleudert das Eis er in Niskas Grab."

Er fühlte sich ganz und gar als der kämpfende Fluß. Er zählte die Namen seiner Stromschnellen auf, denn in ihnen mußte die Befreiung ihren Anfang nehmen. Mit bebendem Herzen verfolgte er den Kampf des Eises gegen die heranstürmenden Wasser. Er sah, wie es sich turmhoch aufrichtete im Kampf mit Ahmas Wogen. Er sah, wie es auf der Flucht die Ernte aus den Scheunen, die Räder aus den Mühlen raubte. Er sah, wie es sich bei Merikoski einmal staute. Er sah die Ufer wanken, die Felder im Wasser ertrinken, sah die Straßen überflutet. Aber aufs neue wurde die Kraft des Eises gebrochen. In tausend Schollen zersplittert, wurde das gewaltige Winterheer auseinander getrieben, in die Wellen des Meeres geschleudert und vernichtet.

„Es atmet die Aue — die Wogen sinken.
Über gebrochene Dämme geht
Frei die Flut als ein stolzer Sieger
Ihre Bahn voll Majestät."

Jetzt atmete Zacharias auf.

„Es ist vollbracht," dachte er. „Das Eis ist gebrochen, jetzt bin ich frei. Ich fließe ungefesselt zwischen meinen Ufern dahin, ich stürze meine Höhen herunter, ich biege in meine Buchten ein, ich breite mich zu Seen aus, ich trage meine Boote, ich spiegle meinen Himmel wider. Wie ein Band des Lebens ziehe ich durch die Wildnis, ich drehe meine Mühlräder, ich münde schließlich in meinem Meere. Ich bin wieder ich selbst. Ich bin so, wie ich sein soll."

Aufs neue griff er nach der Feder.

„O Suomi-Mutter, edel, stolz und gut,
Hast Freude du an deiner jungen Flut?
Mein Herzblut, hat es dir bezahlt den Lohn?
Darf ich mich würdig nennen deinen Sohn?

Glaubst du nun, daß kein Winterflockentreiben
Ewig Gesetz darf deinen Wogen schreiben?
Wie du, gebannt in kalten Eises Joch,
Bin frei und warm ich in der Tiefe doch!"

Die Vision, das Gefühl, der Fluß zu sein, fing an zu verschwinden. Er wachte ganz sachte aus einer tiefen Verzauberung auf. Jetzt fühlte er sich nicht mehr eins mit dem Flusse, aber er redete doch in dessen Namen.

„Doch wenn mein Mut jauchzt der Gefahr entgegen,
Die Fesseln, die uns binden, bricht verwegen,
Nehm' vor dem Lenz ich meinen Lorbeer ab
Und spreche: Du bist's, der den Sieg uns gab!"

Noch immer war er ein Fluß; aber jetzt wich die Verzauberung immer mehr. Er war auf dem Punkt, wieder zum Menschen verwandelt zu werden, und redete mit menschlicher Zunge:

„Dein Sonnenschein Eisriesen niederstreckte,
Dein Segen war's, der deine Ströme weckte,
Durch deine Liebe alles ward bereit,
Und ich — hab' nur verstanden meine Zeit!

O wüßten sie, die seufzend, sehnend wandeln
Auf Erden, wenn für sie die Zeit, zu handeln,
Sie tränken Kraft sich aus des Lichtes Mark,
Sie sprengten Mauern, Berge, riesenstark."

Hier war der Zauber vollständig gebrochen. Hier redete wieder er selbst. Jetzt war er nicht mehr der Mensch, der der Fluß war, sondern der Fluß war Mensch geworden. Aber das war gut, er wollte es so haben. Denn dies war das Gedicht von seinem Leiden und seinem Kampf, er hatte gesiegt, und er wollte sagen, daß er sich dessen bewußt war. Ohne alle Rücksicht wollte er es aussprechen.

Weiter hatte er nichts mehr zu sagen. Aber er wiederholte die erste stolze Strophe, wie um zu fragen: „Seht ihr, daß es Wahrheit ist, was ich darin gesagt habe?"

„Bin Sklave ich? Wer sollte denn mich lehren,
Im Jugendlenz den Winter zu verehren?
Ich stolzer Sohn von Finnlands blauen Seen,
Frei kam ich in die Welt — frei will ich gehen!"

Aber als die Feder der ermatteten Hand entfiel und die Augen sich schlossen, um das Gehirn von Wort und Reim ausruhen zu lassen, da herrschte Freude in seinem Herzen und eine tiefe Ruhe.

Er hatte das Wichtige, das Wahre, das Stolze aussprechen dürfen, das, was er seinem Volke notwendigerweise sagen mußte nach allem, was er seinetwegen hatte leiden müssen. Jetzt war das Eis aus seinem Gemüte verschwunden. Er war wieder mutig und hoffnungsvoll wie vor dem Kampfe. Nun liebte er die Menschen wieder und glaubte an ihre Fähigkeit, diese arme, elende Erde in einen Rosengarten zu verwandeln.

Sylvias Frühlingstriller erklangen wieder aus den Wolken. Die Frühlingsblumen der Sagen sprießten aus einem leicht durchfluteten Erdreich hervor.

Der Rosengarten

Viele von den Schweden, die im letzten Jahrhundert geboren wurden und in irgendeiner Weise teil an dessen Leben nahmen, haben gewiß noch in frischer Erinnerung, wie Zacharias Topelius zu jener Zeit eine literarische Großmachtstellung in Schweden einnahm. Damals war es, daran erinnern wir uns genau, ganz selbstverständ-

18*

lich, daß sein Name bei hoch und nieder, bei jung und alt bekannt war, bekannt nicht nur wie der irgendeines andern Mannes, der etwas Tüchtiges geleistet hat, sondern so, daß jeder einzelne diesen Namen von einem Strahlenkranz geliebter, angenehmer Erinnerungen umgeben sah.

Der finnische Dichter hatte, schon ehe wir anfingen, die Unternehmungen unserer Zeit zu überschauen, seinen wohlerworbenen Thron eingenommen. Wir Schweden hatten nichts mit seiner Erhöhung zu tun, wir hatten nur die Tatsache anzuerkennen. Aber zu den teuersten Erinnerungen, die wir von unserer Jugend her aufbewahren, gehört das Bild dieses Mannes, der mit unerschütterlicher Anspruchslosigkeit und niemals versagender Selbstbeherrschung einen hervorragenden Platz einnahm. Alle Huldigungen, alle Lobsprüche, alle Aufmerksamkeiten, alle Ehrenzeichen, alle Geschenke, alle Adressen, alle Anerkennungen waren außerstand, ihm ein einziges Wort der Selbstüberhebung oder der Vermessenheit zu entlocken. Dieser friedvolle Genius, der immer gleich unbezwinglich demütig blieb, übte auf uns alle einen Zauber aus von derselben Art, wie eine Gestalt aus einer Legende.

Selbstverständlich wußte er doch, daß er mit seiner freundlichen Art nicht nur sein eigenes Volk, sondern den ganzen Norden beherrschte, vor allem ganz Schweden. O, er wußte es wohl, selbst auf dem abgelegensten Herrenhofe wurde keine Festlichkeit gefeiert, ohne daß am Klavier „Der reisende Student", oder „Es saß ein Vogel im Lindenzweig" vorgetragen wurde, ohne daß „Sing! Sing!" oder andere seiner Lieder auf dem Programm gestanden hätten. In den Schulen stolperte der Anfänger mit Hilfe von Pikka Matti oder Bullerbasius durch die ersten schweren Zeiten, während der Jüngling auf seinem Gymnasium sowie das junge Mädchen, das im Familienkreise aufwuchs, mit demselben Entzücken ihre besten historischen Kenntnisse aus den „Erzählungen des Feldschers" holten. Bei der Prämienverteilung im Frühjahr wurden die „Heideblumen" oder „Neue Blätter" an die begabtesten Schüler verschenkt. Mancher betrübte Vater flüsterte am Grabe seines Sohnes das Gedicht „Ein kleiner Knabe", und viele unglückliche Liebende trösteten sich mit den Worten aus dem „Winterweg".

„Und wenn die Lieb' in dieser Welt das höchste Machtgebot,
Die sich geschieden von der Sünd', von Leid und Nacht und Tod,
Sie bauen eine Brücke sich von Welt zu Welt und wissen,
Daß Liebe eint mit Liebe sich ohn' Sehnen und Vermissen."

Wenn das königliche Theater zu Stockholm einen vaterländischen Theaterabend geben wollte, dann ging „Regina von Emmeritz" über die Bretter. Wollte man durch einen Basar in irgendeiner Kleinstadt Geld verdienen, so ließ man die jungen Herren und Damen aus den besten Familien „Dornröschen" oder den „Blauen Vogel" aufführen. Und sollte in Kinderstuben und Schulzimmern Theater gespielt werden, dann wurde unter unerhörtem Jubel „David und Goliath" oder „Seid gut gegen die Armen" eingeübt.

Die Herausgeber der Weihnachtsalmanache waren verzweifelt, wenn sie ihren Lesern nicht ein paar kleine lyrische Sachen von Topelius darbieten konnten. Unter den Weihnachtsgeschenken erschien der leuchtend rote Band „Kindergeschichten" so selbstverständlich, daß man nicht einmal zu fragen brauchte, ob er auch da sei. Die Topeliussche Leier erklang bei der Heimkehr der Vegafahrer aus dem fernen Eise, sie sang beim Eintritt ins neue Jahr, sie begleitete uns im Schmerz und in der Freude.

Nach Schweden pflegten Gerüchte und Botschaften darüber zu kommen, wie sehr man in Finnland das Schwedentum verachte und wie die von schwedischer Geburt dort drüben ihre schwedischen Namen nicht mehr beibehalten oder ihre schwedische Sprache nicht mehr sprechen wollten. Als der Groll darüber uns zu Kopfe steigen wollte, trafen immer von Topelius beruhigende, erklärende, gerechte Worte ein. Während vieler Jahre war er derjenige, welcher, obgleich er selbst einer der Erwecker der finnischen Rasse gewesen war, das beste Verbindungsglied zwischen den schwedischen Stämmen auf beiden Seiten des Bottnischen Meeres bildete.

Und das wußten wir auch: als der finnische Skalde nach Stockholm kam, wurde er am Landungsplatze von schwedischen Schulkindern mit Jubel und Hochrufen begrüßt. Wenn ein Schwede nach Finnland reiste, dann

war ein Ausflug nach dem Topeliushaus, Björkudden, eines der ersten Ziele, und der Ausflug wurde später in unseren Zeitungen mit entzückten Worten beschrieben. Wir waren besser darüber unterrichtet, wie Zacharias Topelius sein Leben unter Arbeit, Fischfang und häufigen Reisen nach der Hauptstadt verbrachte, als wie es einem unserer eigenen großen Männer erging.

Unsere Schriftsteller schickten ihm ihre Bücher zu, und unsere Kleinen kritzelten mit steifen Fingerchen einen Dank für Erzählungen und Reime aufs Papier. Seine großen Tage, sein siebzigster, sein achtzigster Geburtstag waren auch in Schweden Festtage. Telegramme, Geschenke, Briefe und Zeitungsartikel gaben ihm zu verstehen, daß er wahrlich der Skalde des ganzen schwedischen Volkes war.

Aber wie geliebt und geehrt Zacharias Topelius bei uns auch war, so wußten wir doch sehr wohl, daß die Stellung, die er in Schweden einnahm, nicht zu vergleichen war mit der Rolle, die er unter seinen Landsleuten spielte.

Auch unter ihnen wirkte er wohl vor allem als Dichter; aber seine Dichtung stand in so nahem und innigem Zusammenhang mit den wechselnden Schicksalen des Volkes, daß er in weit höherem Grade als irgendein Staatssekretär oder Senator des ganzen Volkes Sprecher und Stellvertreter zu sein schien.

Wenn ein Unternehmen ins Werk gesetzt wurde oder ein Neubau vollendet war, dann rief man die Topeliussche Muse, um ein Festgedicht zu erhalten, und das wußte man auch, daß damit ein guter Geist das Werk unter seinen Schutz genommen hatte. Topelius' Prologe bei den Promotionen sandten die neuen Magister mit Worten an ihre Arbeit, die den jungen Gelehrten die Forderungen des Vaterlandes ans Herz legten. Seine Schulmärsche, seine Studentenlieder waren die Mahnung des finnischen Bodens an die jungen Leute, mutig und hoffnungsvoll zu sein. Finnen, die sich lange in fremden Ländern aufgehalten hatten, wurden bei ihrer Rückkehr mit einem Gedicht aus seiner Hand empfangen, das ihnen zeigte, daß das Vaterland ihre Arbeit dankbar verfolgt hatte. Kein hervorragender finnischer Mann wurde

zu Grabe getragen, ohne daß sein Lob von dem Sänger gesungen wurde, den Finnland offenbar selbst auserwählt und zu seinem Redner gemacht hatte.

Wenn sein Land von dem gefährlichsten seiner Feinde, dem zerstörenden Frost heimgesucht wurde, dann war es Topelius, der wie einer von den Propheten Israels seine Stimme erhob und im Namen des ganzen Volkes Abbitte vor dem Herrn tat, der anerkannte, daß man in Überfluß und Wohlleben gesündigt hatte und nun um Schonung flehte. Wenn aus fremden Ländern Hilfe für die Notleidenden geschickt wurde, war abermals er derjenige, der für das Land das Wort führte und dessen Dank in die Welt hinausschickte.

War er nicht der Repräsentant des Vaterlandes, als er den finnischen Schulen ihre beiden Lesebücher schenkte? War er nicht gleichsam der Stellvertreter des Vaterlandes, als er seinen Zeitgenossen von den vergangenen Schicksalen des Landes erzählte und zugleich für jeden Fortschritt der Gegenwart fordernde Worte fand? War es nicht endlich in ihrem Namen, daß er versuchte, zwischen schwedisch und finnisch zu vermitteln, dem Alten die Ehre zu geben und dem Neuen das Recht zu leben einzuräumen?

Eines wußten wir allerdings: bis zum Jahre 1877 lebte in Finnland ein noch Größerer als er, einer von den höchsten Meistern der Dichtkunst; aber Runeberg war seit vielen Jahren ans Krankenlager gefesselt. Und auch wenn ihn Krankheit nicht daran verhindert hätte, würde ihm die Art seiner Begabung doch nicht erlaubt haben, in der Öffentlichkeit aufzutreten. Er zog sich ängstlich vor Ruhm zurück. Er, der durch sein stattliches Äußere und seine geistreiche Unterhaltung der berufene geistige Führer seines Landes hätte sein sollen, hatte sich niemals überwinden können, diese Stellung einzunehmen.

Sein treuer und bewundernder Schüler, der Mann mit dem unbedeutenden Aussehen, war es, der den Mantel aufheben durfte, den der andere hatte liegen lassen. Für seine Landsleute zeigte er sich sicherlich in seinen letzten Jahren als ein guter Hausgeist, ein Schutzengel, man wollte ihn überall dabei haben, sein Beifall bedeutete Glück. Man freute sich, daß er lebte, man ahnte, daß

Finnlands Gedeihen auf eine geheimnisvolle Weise mit seinem Dasein zusammenhing.

Für uns alle, die wir jene Zeit miterlebt haben, schien der alte Mann auf Björkudden in einer wunderbaren, verzauberten Welt zu leben. Es war ihm gelungen, alle, die in seine Nähe kamen, umzuwandeln, so daß sie alle Härte ablegten und ihm nur Liebe und Freundlichkeit darbrachten. In seinem eigenen Lande, in Schweden, ja im ganzen Norden hatte er nur Freunde. So weit es Menschen beurteilen können, mußte man glauben, er lebe in einem Rosengarten des Friedens und der Freude.

Aber war es genug für ihn, daß er auf diese Weise um sich selbst her eine geheiligte Freistatt hatte errichten können? War es das, was er in den Träumen seiner Jugend erstrebt hatte?

Nein, gewiß nicht! Was er wünschte und begehrte für sein eigenes Land und für jedes und alle Reiche der Welt war mehr: sie sollten bevölkert sein von Menschen, die vom Anfang des Lebens an auf das Wohl ihrer Seele bedacht waren, die deren Boden bebauten, ihr Nahrung zuführten und ihre Schönheit erhöhten. Alle, alle sollten aus dem weiten Land ihrer Seele ein Paradies schaffen, wo unaufhörlich köstliche Früchte reiften, wo Quellen aus dem Boden hervorsprudelten, wo unschuldige Spiele über lachende Felder hingingen, wo Tiger und Hirsche Seite an Seite ruhten, wo die Luft über schimmernden Höhen in blauer Reinheit und von holden Düften erfüllt schwebte, wo der Baum des Lebens und der Baum der Erkenntnis ihre mächtigen Wipfel wölbten, wo Engel an den Pforten Wache hielten und wo Gottes Stimme gehört wurde.

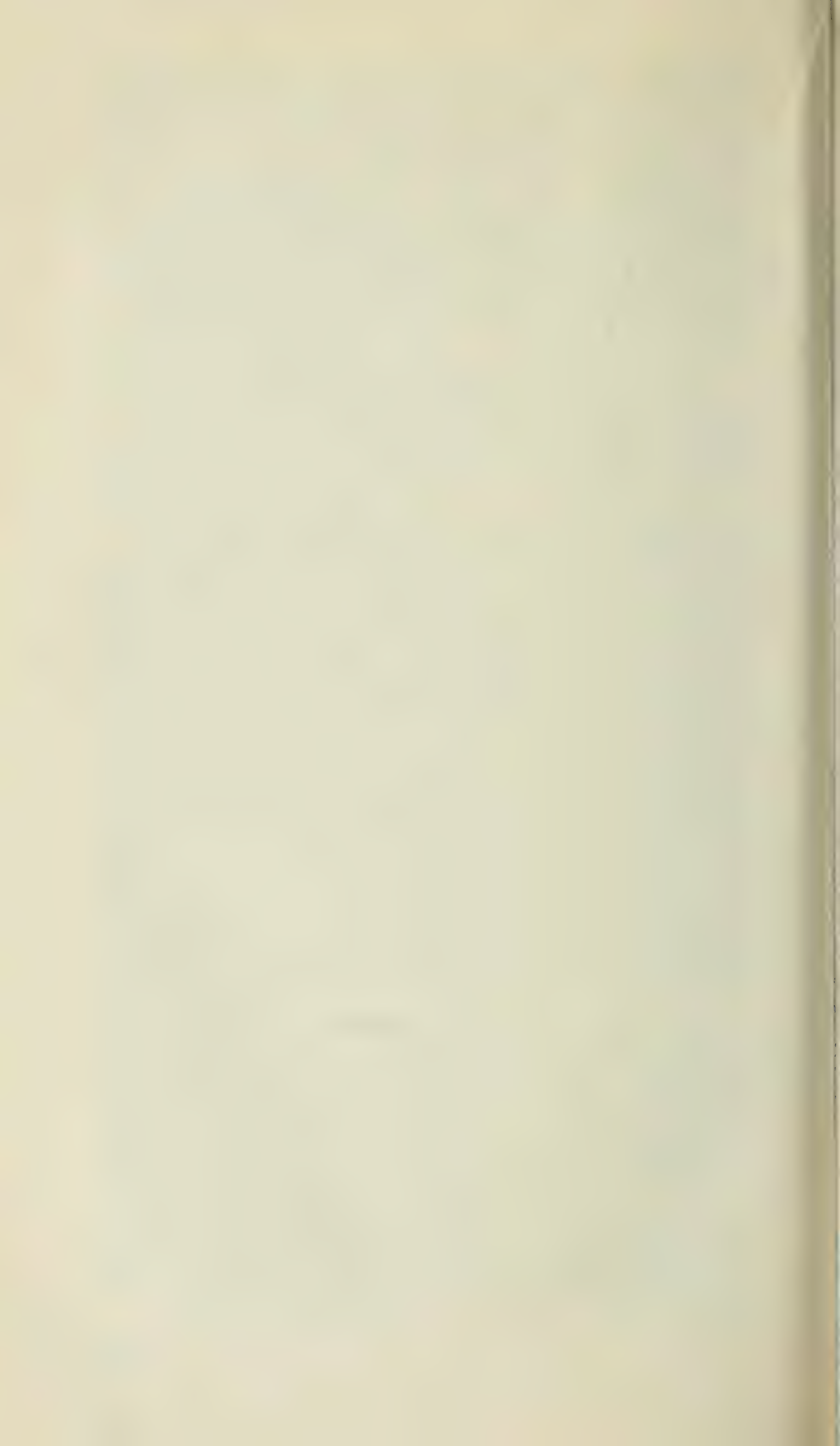
Denn ein solcher Meister des inneren Lebens war er von seinen Kinderjahren an bis zum Schmuck des Silberhaares unter unablässiger Arbeit geworden. Wenigstens will es uns mit den trüben Augen so vorkommen, wenn wir die Herrlichkeit seiner Seele in Versöhnlichkeit, in Freude, in Friede, in Seelenruhe, in dem Reichtum seines wohltuenden Wesens hervorschimmern sehen.

Wenn es ihm nicht gelungen ist, bei mehr als einer kleinen Zahl, ja vielleicht bei keinem den Rosengarten der Seele aufblühen zu lassen, so darf ihm das nicht verdacht

werden, denn das steht nicht in dem Vermögen eines einzelnen Menschen. Seit Jahrtausenden haben die Menschen dafür gearbeitet, neue Generationen werden neue Jahrtausende hindurch für dasselbe Ziel weiterarbeiten.

Uns aber tut es not, zu wissen, daß die Arbeit nicht vergeblich, daß das Ziel nicht unerreichbar ist, und alle die, so uns durch ihr Leben und ihre Werke eine Bürgschaft dafür sind, sie haben wohl ihre Aufgabe erfüllt.

Ende



Christuslegenden

Deutsch von Pauline Klaiber-Gottschau



Die heilige Nacht

Als ich fünf Jahre alt war, hatte ich einen großen Kummer. Ich weiß kaum, ob ich seitdem einen größeren gehabt habe.

Das war, als meine Großmutter starb. Bis dahin hatte sie jeden Tag auf dem Ecksofa in ihrer Stube gesessen und Märchen erzählt.

Ich weiß es nicht anders, als das Großmutter dasaß und erzählte, vom Morgen bis zum Abend, und wir Kinder saßen still neben ihr und hörten zu. Das war ein herrliches Leben. Es gab keine Kinder, denen es so gut ging wie uns.

Ich erinnere mich nicht an sehr viel von meiner Großmutter. Ich erinnere mich, daß sie schönes, kreideweißes Haar hatte, und daß sie sehr gebückt ging, und daß sie immer dasaß und an einem Strumpfe strickte.

Dann erinnere ich mich auch, daß sie, wenn sie ein Märchen erzählt hatte, ihre Hand auf meinen Kopf zu legen pflegte, und dann sagte sie: „Und das alles ist so wahr, wie daß ich dich sehe und du mich siehst."

Ich entsinne mich auch, daß sie schöne Lieder singen konnte, aber das tat sie nicht alle Tage. Eines dieser Lieder handelte von einem Ritter und einer Meerjungfrau, und es hatte den Kehrreim: „Es weht so kalt, es weht so kalt, wohl über die weite See."

Dann entsinne ich mich eines kleinen Gebets, das sie mich lehrte, und eines Psalmverses.

Von allen den Geschichten, die sie mir erzählte, habe ich nur eine schwache, unklare Erinnerung. Nur an eine einzige von ihnen erinnere ich mich so gut, daß ich sie erzählen könnte. Es ist eine kleine Geschichte von Jesu Geburt.

Seht, das ist beinah alles, was ich noch von meiner Großmutter weiß, außer dem, woran ich mich am besten erinnere, nämlich dem großen Schmerz, als sie dahinging.

Ich erinnere mich an den Morgen, an dem das Ecksofa

leer stand und es unmöglich war, zu begreifen, wie die Stunden des Tages zu Ende gehen sollten. Daran erinnere ich mich. Das vergesse ich nie.

Und ich erinnere mich, daß wir Kinder hingeführt wurden, um die Hand der Toten zu küssen. Und wir hatten Angst, es zu tun, aber da sagte uns jemand, daß wir nun zum letztenmal Großmutter für alle die Freude danken könnten, die sie uns gebracht hatte.

Und ich erinnere mich, wie Märchen und Lieder vom Hause wegfuhren, in einen langen, schwarzen Sarg gepackt, und niemals wiederkamen.

Ich erinnere mich, daß etwas aus dem Leben verschwunden war. Es war, als hätte sich die Tür zu einer ganzen schönen, verzauberten Welt geschlossen, in der wir früher frei aus- und eingehen durften. Und nun gab es niemand mehr, der sich darauf verstand, diese Tür zu öffnen.

Und ich erinnere mich, daß wir Kinder so allmählich lernten, mit Spielzeug und Puppen zu spielen und zu leben wie andere Kinder auch, und da konnte es ja den Anschein haben, als vermißten wir Großmutter nicht mehr, als erinnerten wir uns nicht mehr an sie.

Aber noch heute, nach vierzig Jahren, wie ich da sitze und die Legenden über Christus sammle, die ich drüben im Morgenland gehört habe, wacht die kleine Geschichte von Jesu Geburt, die meine Großmutter zu erzählen pflegte, in mir auf. Und ich bekomme Lust, sie noch einmal zu erzählen und sie auch in meine Sammlung mit aufzunehmen.

* *

*

Es war an einem Weihnachtstag, alle waren zur Kirche gefahren, außer Großmutter und mir. Ich glaube, wir beide waren im ganzen Hause allein. Wir hatten nicht mitfahren können, weil die eine zu jung und die andere zu alt war. Und alle beide waren wir betrübt, daß wir nicht zum Mettegesang fahren und die Weihnachtslichter sehen konnten.

Aber wie wir so in unserer Einsamkeit saßen, fing Großmutter zu erzählen an.

„Es war einmal ein Mann," sagte sie, „der in die dunkle Nacht hinausging, um sich Feuer zu leihen. Er ging von Haus zu Haus und klopfte an. ‚Ihr lieben Leute, helft mir!' sagte er. ‚Mein Weib hat eben ein Kindlein geboren, und ich muß Feuer anzünden, um sie und den Kleinen zu erwärmen.'

Aber es war tiefe Nacht, so daß alle Menschen schliefen, und niemand antwortete ihm.

Der Mann ging und ging. Endlich erblickte er in weiter Ferne einen Feuerschein. Da wanderte er dieser Richtung zu und sah, daß das Feuer im Freien brannte. Eine Menge weiße Schafe lagen rings um das Feuer und schliefen, und ein alter Hirt wachte über der Herde.

Als der Mann, der Feuer leihen wollte, zu den Schafen kam, sah er, daß drei große Hunde zu Füßen des Hirten ruhten und schliefen. Sie erwachten alle drei bei seinem Kommen und sperrten ihre weiten Rachen auf, als ob sie bellen wollten, aber man vernahm keinen Laut. Der Mann sah, daß sich die Haare auf ihrem Rücken sträubten, er sah, wie ihre scharfen Zähne funkelnd weiß im Feuerschein leuchteten, und wie sie auf ihn losstürzten. Er fühlte, daß einer von ihnen nach seinen Beinen schnappte und einer nach seiner Hand, und daß einer sich an seine Kehle hängte. Aber die Kinnladen und die Zähne, mit denen die Hunde beißen wollten, gehorchten ihnen nicht, und der Mann litt nicht den kleinsten Schaden.

Nun wollte der Mann weitergehen, um das zu finden, was er brauchte. Aber die Schafe lagen so dicht nebeneinander, Rücken an Rücken, daß er nicht vorwärts kommen konnte. Da stieg der Mann über die Rücken der Tiere und wanderte über sie hin dem Feuer zu. Und keins von den Tieren wachte auf oder regte sich."

So weit hatte Großmutter ungestört erzählen können, aber nun konnte ich es nicht lassen, sie zu unterbrechen. „Warum regten sie sich nicht, Großmutter?" fragte ich. „Das wirst du nach einem Weilchen schon erfahren," sagte Großmutter und fuhr mit ihrer Geschichte fort.

„Als der Mann fast beim Feuer angelangt war, sah der Hirt auf. Es war ein alter, mürrischer Mann, der unwirsch und hart gegen alle Menschen war. Und als er einen Fremden kommen sah, griff er nach einem langen,

spitzigen Stabe, den er in der Hand zu halten pflegte, wenn er seine Herde hütete, und warf ihn nach ihm. Und der Stab fuhr zischend gerade auf den Mann los, aber ehe er ihn traf, wich er zur Seite und sauste, an ihm vorbei, weit über das Feld."

Als Großmutter soweit gekommen war, unterbrach ich sie abermals. „Großmutter, warum wollte der Stock den Mann nicht schlagen?" Aber Großmutter ließ es sich nicht einfallen, mir zu antworten, sondern fuhr mit ihrer Erzählung fort.

„Nun kam der Mann zu dem Hirten und sagte zu ihm: ‚Guter Freund, hilf mir, und leih mir ein wenig Feuer. Mein Weib hat eben ein Kindlein geboren, und ich muß Feuer machen, um sie und den Kleinen zu erwärmen.'

Der Hirt hätte am liebsten nein gesagt, aber als er daran dachte, daß die Hunde dem Mann nicht hatten schaden können, daß die Schafe nicht vor ihm davongelaufen waren und daß sein Stab ihn nicht fällen wollte, da wurde ihm ein wenig bange, und er wagte es nicht, dem Fremden das abzuschlagen, was er begehrte.

‚Nimm, soviel du brauchst,' sagte er zu dem Manne.

Aber das Feuer war beinahe ausgebrannt. Es waren keine Scheite und Zweige mehr übrig, sondern nur ein großer Gluthaufen, und der Fremde hatte weder Schaufel noch Eimer, worin er die Kohlen hätte tragen können.

Als der Hirt dies sah, sagte er abermals: ‚Nimm, soviel du brauchst!' Und er freute sich, daß der Mann kein Feuer wegtragen konnte. Aber der Mann beugte sich hinunter, holte die Kohlen mit bloßen Händen aus der Asche und legte sie in seinen Mantel. Und weder versengten die Kohlen seine Hände, als er sie berührte, noch verversengten sie seinen Mantel, sondern der Mann trug sie fort, als wenn es Nüsse oder Äpfel gewesen wären."

Aber hier wurde die Märchenerzählerin zum drittenmal unterbrochen. „Großmutter, warum wollte die Kohle den Mann nicht brennen?"

„Das wirst du schön hören," sagte Großmutter, und dann erzählte sie weiter.

„Als dieser Hirt, der ein so böser, mürrischer Mann war, dies alles sah, begann er sich bei sich selbst zu wun-

dern: ‚Was kann dies für eine Nacht sein, wo die Hunde die Schafe nicht beißen, die Schafe nicht erschrecken, die Lanze nicht tötet und das Feuer nicht brennt?‘ Er rief den Fremden zurück und sagte zu ihm: ‚Was ist das für eine Nacht? Und woher kommt es, daß alle Dinge dir Barmherzigkeit zeigen?‘

Da sagte der Mann: ‚Ich kann es dir nicht sagen, wenn du selber es nicht siehst.‘ Und er wollte seiner Wege gehen, um bald ein Feuer anzünden und Weib und Kind wärmen zu können.

Aber da dachte der Hirt, er wolle den Mann nicht ganz aus dem Gesicht verlieren, bevor er erfahren hätte, was dies alles bedeute. Er stand auf und ging ihm nach, bis er dorthin kam, wo der Fremde daheim war.

Da sah der Hirt, daß der Mann nicht einmal eine Hütte hatte, um darin zu wohnen, sondern er hatte sein Weib und sein Kind in einer Berggrotte liegen, wo es nichts gab als nackte, kalte Steinwände.

Aber der Hirt dachte, daß das arme unschuldige Kindlein vielleicht dort in der Grotte erfrieren würde, und obgleich er ein harter Mann war, wurde er davon doch ergriffen und beschloß, dem Kinde zu helfen. Und er löste sein Ränzel von der Schulter und nahm daraus ein weiches, weißes Schaffell hervor. Das gab er dem fremden Manne und sagte, er möge das Kind darauf betten.

Aber in demselben Augenblick, in dem er zeigte, daß auch er barmherzig sein konnte, wurden ihm die Augen geöffnet, und er sah, was er vorher nicht hatte sehen, und hörte, was er vorher nicht hatte hören können.

Er sah, daß rund um ihn ein dichter Kreis von kleinen, silberbeflügelten Englein stand. Und jedes von ihnen hielt ein Saitenspiel in der Hand, und alle sangen sie mit lauter Stimme, daß in dieser Nacht der Heiland geboren wäre, der die Welt von ihren Sünden erlösen solle.

Da begriff er, warum in dieser Nacht alle Dinge so froh waren, daß sie niemand etwas zuleide tun wollten.

Und nicht nur rings um den Hirten waren Engel, sondern er sah sie überall. Sie saßen in der Grotte, und sie saßen auf dem Berge, und sie flogen unter dem Himmel. Sie kamen in großen Scharen über den Weg gegangen,

und wie sie vorbeikamen, blieben sie stehen und warfen einen Blick auf das Kind.

Es herrschte eitel Jubel und Freude und Singen und Spiel, und das alles sah er in der dunkeln Nacht, in der er früher nichts zu gewahren vermocht hatte. Und er wurde so froh, daß seine Augen geöffnet waren, daß er auf die Knie fiel und Gott dankte."

Aber als Großmutter soweit gekommen war, seufzte sie und sagte: „Aber was der Hirte sah, das könnten wir auch sehen, denn die Engel fliegen in jeder Weihnachtsnacht unter dem Himmel, wenn wir sie nur zu gewahren vermögen."

Und dann legte Großmutter ihre Hand auf meinen Kopf und sagte: „Dies sollst du dir merken, denn es ist so wahr, wie daß ich dich sehe und du mich siehst. Nicht auf Lichter und Lampen kommt es an, und es liegt nicht an Mond und Sonne, sondern was not tut, ist, daß wir Augen haben, die Gottes Herrlichkeit sehen können."

Der Brunnen der weisen Männer

In dem alten Lande Juda zog die Dürre umher, hohläugig und herb wanderte sie über gelbes Gras und verschrumpfte Disteln.

Es war Sommerzeit. Die Sonne brannte auf schattenlose Bergrücken, und der leiseste Wind wirbelte dichte Wolken von Kalkstaub aus dem weißgrauen Boden, die Herden standen in den Tälern um die versiegten Bäche geschart.

Die Dürre ging umher und prüfte die Wasservorräte. Sie wanderte zu Salomos Teichen und sah seufzend, daß ihre felsigen Ufer noch eine Menge Wasser umschlossen. Dann ging sie hinunter zu dem berühmten Davidsbrunnen bei Bethlehem und fand auch dort Wasser. Hierauf wanderte sie mit schleppenden Schritten über die große Heerstraße, die von Bethlehem nach Jerusalem führt.

Als sie ungefähr auf halbem Wege war, sah sie den Brunnen der weisen Männer, der dicht am Wegsaume liegt, und sie merkte alsogleich, daß er nahe am Ver-

siegen war. Die Dürre setzte sich auf die Brunnenschale, die aus einem einzigen großen ausgehöhlten Steine besteht, und sah in den Brunnen hinunter. Der blanke Wasserspiegel, der sonst ganz nahe der Öffnung sichtbar zu werden pflegte, war tief hinabgesunken, und Schlamm und Morast vom Grunde machten ihn unrein und trübe.

Als der Brunnen das braungebrannte Gesicht der Dürre sich auf seinem matten Spiegel malen sah, ließ er ein Plätschern der Angst hören.

„Ich möchte wohl wissen, wann es mit dir zu Ende gehen wird," sagte die Dürre, „du kannst wohl dort unten in der Tiefe eine Wasserader finden, die käme und dir neues Leben gäbe. Und von Regen kann Gott sei Dank vor zwei, drei Monaten keine Rede sein."

„Du magst ruhig sein," seufzte der Brunnen. „Nichts kann mir helfen. Da wäre zum mindesten ein Quell vom Paradiese vonnöten."

„Dann will ich dich nicht verlassen, bevor alles aus ist," sagte die Dürre. Sie sah, daß der alte Brunnen in den letzten Zügen lag, und nun wollte sie die Freude haben, ihn Tropfen für Tropfen sterben zu sehen.

Sie setzte sich wohlgemut auf dem Brunnenrande zurecht und freute sich zu hören, wie der Brunnen in der Tiefe seufzte. Sie hatte auch großes Wohlgefallen daran, durstige Wanderer herankommen zu sehen, zu sehen, wie sie den Eimer hinuntersenkten und ihn mit nur wenigen Tropfen schlammvermengten Wassers auf dem Grunde heraufzogen.

So verging der ganze Tag, und als die Dunkelheit anbrach, sah die Dürre wieder in den Brunnen hinunter. Es blinkte noch ein wenig Wasser dort unten. „Ich bleibe hier, die ganze Nacht über," rief sie, „spute dich nur nicht. Wenn es so hell ist, daß ich wieder in dich hinabsehen kann, ist es sicherlich zu Ende mit dir."

Die Dürre kauerte sich auf dem Brunnendache zusammen, während die heiße Nacht, die noch grausamer und qualvoller war als der Tag, sich auf das Land Juda herniedersenkte. Hunde und Schakale heulten ohne Unterlaß, und durstige Kühe und Esel antworteten ihnen aus ihren heißen Ställen. Wenn sich zuweilen der Wind regte, brachte er keine Kühlung, sondern war heiß und

schwül wie die keuchenden Atemzüge eines großen schlafenden Ungeheuers.

Aber die Sterne leuchteten im allerholdesten Glanz, und ein kleiner, flimmernder Neumond warf ein schönes grünblaues Licht über die grauen Hügel. Und in diesem Schein sah die Dürre eine große Karawane zum Hügel heraufziehen, auf dem der Brunnen der weisen Männer lag.

Die Dürre saß und blickte auf den langen Zug und frohlockte aufs neue bei dem Gedanken an allen den Durst, der zum Brunnen heraufzog und keinen Tropfen Wasser finden würde, um gelöscht zu werden. Da kamen so viele Tiere und Führer, daß sie den Brunnen hätten leeren können, selbst wenn er ganz voll gewesen wäre. Plötzlich wollte es sie bedünken, daß es etwas Ungewöhnliches, etwas Gespenstisches um diese Karawane wäre, die durch die Nacht daherzog. Alle Kamele kamen erst auf einem Hügel zum Vorschein, der gerade hinauf zum Horizonte ragte; es war, als wären sie vom Himmel herniedergestiegen. Sie sahen im Mondlicht größer aus als gewöhnliche Kamele und trugen allzu leicht die ungeheuern Bürden, die auf ihnen lasteten.

Aber sie konnte doch nichts andres glauben, als daß sie ganz wirklich wären, denn sie sah sie ja ganz deutlich. Sie konnte sogar unterscheiden, daß die drei vordersten Tiere Dromedare waren, mit grauem, glänzendem Fell, und daß sie reich gezäumt, mit befransten Schabracken gesattelt waren und schöne, vornehme Reiter trugen.

Der ganze Zug machte beim Brunnen Halt, die Dromedare legten sich mit dreimaligem scharfen Einknicken auf den Boden, und ihre Reiter stiegen ab. Die Packkamele blieben stehen, und wie sich ihrer immer mehr versammelten, schienen sie eine unübersehbare Wirrnis von hohen Hälsen und Buckeln und wunderlich aufgestapelten Bepackungen zu bilden.

Die drei Dromedarreiter kamen sogleich auf die Dürre zu und begrüßten sie, indem sie die Hand an Stirn und Brust legten. Sie sah, daß sie blendend weiße Gewänder und ungeheure Turbane trugen, an deren oberm Rand ein klar funkelnder Stern befestigt war, der leuchtete, als sei er geradewegs vom Himmel genommen.

„Wir kommen aus einem fernen Lande," sagte der eine der Fremdlinge, „und wir bitten dich, sag uns, ob dies wirklich der Brunnen der weisen Männer ist."

„Er wird heute so genannt," sagte die Dürre, „aber morgen gibt es hier keinen Brunnen mehr. Er wird heute nacht sterben."

„Das leuchtet mir wohl ein, da ich dich hier sehe," sagte der Mann. „Aber ist dies denn nicht einer der heiligen Brunnen, die niemals versiegen? Oder woher hat er sonst seinen Namen?"

„Ich weiß, daß er heilig ist," sagte die Dürre, „aber was kann das helfen? Die drei Weisen sind im Paradiese."

Die drei Wanderer sahen einander an. „Kennst du wirklich die Geschichte des alten Brunnens?" fragten sie.

„Ich kenne die Geschichte aller Brunnen und Flüsse und Bäche und Quellen," sagte die Dürre stolz.

„Mach uns doch die Freude und erzähl sie uns," baten die Fremdlinge. Und sie setzten sich um die alte Feindin alles Wachsenden und lauschten.

Die Dürre räusperte sich und rückte sich auf dem Brunnenrande zurecht wie ein Märchenerzähler auf seinem Hochsitz; dann begann sie zu erzählen.

„In Gabes in Medien, einer Stadt, die dicht am Rande der Wüste liegt und die mir daher oft eine liebe Zuflucht war, lebten vor vielen Jahren drei Männer, die ob ihrer Weisheit berühmt waren. Sie waren auch sehr arm, und das war etwas sehr Ungewöhnliches, denn in Gabes wurde das Wissen hoch in Ehren gehalten und reichlich bezahlt. Aber diesen drei Männern konnte es kaum anders gehen, denn der eine von ihnen war über die Maßen alt, einer war mit dem Aussatz behaftet, und der dritte war ein schwarzer Neger mit wulstigen Lippen. Die Menschen hielten den ersten für zu alt, um sie etwas lehren zu können, dem zweiten wichen sie aus Furcht vor Ansteckung aus, und dem dritten wollten sie nicht zuhören, weil sie zu wissen glaubten, daß noch niemals Weisheit aus Äthiopien gekommen wäre.

„Die drei Weisen schlossen sich jedoch in ihrem Unglück aneinander. Sie bettelten tagsüber an derselben Tempelpforte und schliefen nachts auf demselben Dache.

Auf diese Weise konnten sie sich wenigstens dadurch die Zeit verkürzen, daß sie gemeinsam über alles Wunderbare nachgrübelten, das sie an Dingen und Menschen bemerkten.

„Eines Nachts, als sie Seite an Seite auf einem Dache schliefen, das dicht mit rotem, betäubendem Mohn bewachsen war, erwachte der älteste von ihnen, und kaum hatte er einen Blick um sich geworfen, als er auch die beiden andern weckte.

„‚Gepriesen sei unsere Armut, die uns nötigt, im Freien zu schlafen,‘ sprach er zu ihnen. ‚Wacht auf und erhebt eure Blicke zum Himmel.‘

„Nun wohl,“ sagte die Dürre mit etwas milderer Stimme, „dies war eine Nacht, die keiner, der sie gesehen hat, vergessen kann. Der Raum war so hell, daß der Himmel, der zumeist doch einem festen Gewölbe gleicht, nun tief und durchsichtig erschien und mit Wogen erfüllt wie ein Meer. Das Licht wallte droben auf und nieder, und die Sterne schienen in verschiedenen Tiefen zu schwimmen, einzelne mitten in den Lichtquellen, andre auf deren Oberfläche.

„Aber ganz fern, hoch oben sahen die drei Männer ein schwaches Dunkel auftauchen. Und dieses Dunkel durcheilte den Raum wie ein Ball und kam immer näher, und wie es so herankam, begann es sich zu erhellen, aber es erhellte sich so, wie Rosen, — möge Gott sie alle welken lassen — wenn sie aus der Knospe springen. Es wurde immer größer, und die dunkle Hülle darum ward nach und nach gesprengt, und das Licht strahlte in vier klaren Blättern zu seinen Seiten aus. Endlich, als es so tief hernieder gekommen war wie der nächste der Sterne, machte es Halt. Da bogen sich die dunkeln Enden ganz zur Seite, und Blatt um Blatt entfaltete sich schönes, rosenfarbenes Licht, bis es gleich einem Stern unter Sternen strahlte.

„Als die armen Männer dies sahen, sagte ihnen ihre Weisheit, daß in dieser Stunde auf Erden ein mächtiger König geboren würde, einer, dessen Macht höher steigen sollte, als die Cyrus' oder Alexanders. Und sie sagten zueinander: ‚Lasset uns zu den Eltern des Neugeborenen gehen und ihnen sagen, was wir gesehen haben. Vielleicht

lohnen sie es uns mit einem Beutel Münzen oder einem Armband aus Gold.'

„Sie ergriffen ihre langen Wanderstäbe und machten sich auf den Weg. Sie wanderten durch die Stadt und hinaus zum Stadttor, aber da standen sie einen Augenblick unschlüssig, denn jetzt breitete sich vor ihnen die große Wüste, die die Menschen verabscheuen. Da sahen sie, wie der neue Stern einen schmalen Lichtstreifen über den Wüstensand warf, und sie wanderten voll Zuversicht weiter mit dem Stern als Wegweiser.

„Sie gingen die ganze Nacht über das weite Sandfeld, und auf ihrer Wanderung sprachen sie von dem jungen neugeborenen Könige, den sie in einer Wiege aus Gold schlafend finden würden, mit Edelsteinen spielend. Sie kürzten die Stunden der Nacht, indem sie davon sprachen, wie sie vor seinen Vater, den König, und seine Mutter, die Königin, treten würden und ihnen sagen, daß der Himmel ihrem Sohne Macht und Stärke, Schönheit und Glück verheiße, größer als Salomos Glück.

„Sie brüsteten sich damit, daß Gott sie erkoren hatte, den Stern zu sehen. Sie sagten sich, daß die Eltern des Neugeborenen sie nicht mit weniger als zwanzig Beuteln Gold entlohnen könnten, vielleicht würden sie ihnen sogar so viel geben, daß sie niemals mehr die Qualen der Armut zu fühlen brauchten.

„Ich lag wie ein Löwe in der Wüste auf der Lauer," fuhr die Dürre fort, „um mich mit allen Qualen des Durstes auf diese Wandrer zu stürzen; aber sie entkamen mir, die ganze Nacht führte der Stern sie, und am Morgen, als der Himmel sich erhellte und die andern Sterne verblichen, blieb dieser beharrlich und leuchtete über der Wüste, bis er sie zu einer Oase geführt hatte, wo sie eine Quelle und Dattelbäume fanden. Da ruhten sie den ganzen Tag, und erst mit sinkender Nacht, als sie den Sternenstrahl wieder den Wüstensand umranden sahen, gingen sie weiter.

„Nach Menschenweise zu sehen," fuhr die Dürre fort, „war es eine schöne Wanderung. Der Stern geleitete sie, daß sie weder zu hungern noch zu dürsten brauchten. Er führte sie an den scharfen Disteln vorbei, er vermied den tiefen, losen Flugsand, sie entgingen dem grellen Sonnen-

schein und den heißen Wüstenstürmen. Die drei Weisen sagten beständig zueinander: ‚Gott schützt uns und segnet unsere Wanderung. Wir sind seine Sendboten.‘

„Aber so allmählich gewann ich doch Macht über sie,“ erzählte die Dürre weiter, „und in einigen Tagen waren die Herzen dieser Sternenwanderer in eine Wüste verwandelt, ebenso trocken wie die, durch die sie wanderten. Sie waren mit unfruchtbarem Stolz und versengender Gier erfüllt.

„‚Wir sind Gottes Sendboten,‘ wiederholten die drei Weisen, ‚der Vater des neugeborenen Königs belohnt uns nicht zu hoch, wenn er uns eine mit Gold beladene Karawane schenkt.‘

„Endlich führte der Stern sie über den vielberühmten Jordanfluß und hinauf zu den Hügeln des Landes Juda. Und eines Nachts blieb er über der kleinen Stadt Bethlehem stehen, die unter grünen Olivenbäumen auf einem felsigen Hügel hervorschimmert.

„Die drei Weisen sahen sich nach Schlössern und befestigten Türmen und Mauern und allem dem andern um, was zu einer Königsstadt gehört, aber davon sahen sie nichts. Und was noch schlimmer war, das Sternenlicht leitete sie nicht einmal in die Stadt hinein, sondern blieb bei einer Grotte am Wegsaum stehen. Da glitt das milde Licht durch die Öffnung hinein und zeigte den drei Wanderern ein kleines Kind, das im Schoße seiner Mutter lag und in Schlaf gesungen wurde.

„Aber ob auch die drei Weisen nun sahen, daß das Licht gleich einer Krone das Haupt des Kindes umschloß, blieben sie vor der Grotte stehen. Sie traten nicht ein, um dem Kleinen Ruhm und Königreiche zu prophezeien. Sie wendeten sich, und ohne ihre Gegenwart zu verraten, flohen sie vor dem Kinde und gingen wieder den Hügel hinan.

„‚Sind wir zu Bettlern ausgezogen, die ebenso arm und gering sind, wie wir selber?‘ sagten sie. ‚Hat Gott uns hierher geführt, damit wir unseren Scherz treiben und dem Sohn eines Schafhirten alle Ehren weissagen? Dieses Kind wird nie etwas andres erreichen, als hier im Tale seine Herden zu hüten.“

Die Dürre hielt inne und nickte ihren Zuhörern be-

kräftigend zu. Hab' ich nicht recht? schien sie sagen zu wollen. Es gibt mancherlei, was dürrer ist als der Wüstensand. Aber nichts ist unfruchtbarer als das Menschenherz.

„Die drei Weisen waren nicht lange gegangen, als es ihnen einfiel, daß sie sich wohl verirrt hätten, dem Sterne nicht richtig gefolgt wären," fuhr die Dürre fort, „und sie hoben ihre Augen empor, um den Stern und den rechten Weg wiederzufinden. Aber da war der Stern, dem sie vom Morgenland her gefolgt waren, vom Himmel verschwunden."

Die drei Fremdlinge machten eine heftige Bewegung, ihre Gesichter drückten tiefes Leiden aus.

„Was sich nun begab," begann die Sprecherin von neuem, „ist, nach Menschenart, zu urteilen, vielleicht etwas Erfreuliches. Gewiß ist, daß die drei Männer, als sie den Stern nicht mehr sahen, sogleich begriffen, daß sie gegen Gott gesündigt hatten. Und es geschah mit ihnen," fuhr die Dürre schaudernd fort, „was mit dem Boden im Herbste geschieht, wenn die Regenzeit beginnt. Sie zitterten vor Schrecken wie die Erde vor Blitz und Donner, ihr Wesen erweichte sich, die Demut sproßte wie grünes Gras in ihren Sinnen empor.

„Drei Tage und drei Nächte wanderten sie im Lande umher, um das Kind zu finden, das sie anbeten sollten. Aber der Stern zeigte sich ihnen nicht, sie verirrten sich immer mehr und fühlten die größte Trauer und Betrübnis. In der dritten Nacht langten sie bei diesem Brunnen an, um zu trinken. Und da hatte Gott ihnen ihre Sünde verziehen, so daß sie, als sie sich über das Wasser beugten, dort tief unten das Spiegelbild des Sternes sahen, der sie aus Morgenland hergeführt hatte.

„Sogleich gewahrten sie ihn auch am Himmelszelt, und er führte sie aufs neue zur Grotte in Bethlehem, und sie fielen vor dem Kinde auf die Knie und sagten: ‚Wir bringen dir Goldschalen voll Räucherwerk und köstlicher Gewürze. Du wirst der größte König werden, der auf Erden gelebt hat und leben wird von ihrer Erschaffung bis zu ihrem Untergange.' Da legte das Kind seine Hand auf ihre gesenkten Köpfe, und als sie sich erhoben — siehe, da hatte es ihnen Gaben gegeben,

größer, als ein König sie hätte schenken können. Denn der alte Bettler war jung geworden, und der Aussätzige gesund, und der Schwarze war ein schöner, weißer Mann. Und man sagt, sie waren so herrlich, daß sie von dannen zogen und Könige wurden, jeder in seinem Reich."

Die Dürre hielt in ihrer Erzählung inne, und die drei Fremdlinge priesen sie. „Du hast gut erzählt," sagten sie. „Aber es wundert mich, daß die drei Weisen nichts für den Brunnen tun, der ihnen den Stern zeigte. Sollten sie eine solche Wohltat ganz vergessen haben?"

„Muß nicht dieser Brunnen immer da sein," sagte der zweite Fremdling, „um die Menschen daran zu erinnern, daß sich das Glück, das auf den Höhen des Stolzes entschwindet, in den Tiefen der Demut wiederfinden läßt?"

„Sind die Dahingeschiedenen schlechter als die Lebenden?" sagte der dritte. „Stirbt die Dankbarkeit bei denen, die im Paradiese leben?"

Aber als sie dieses sagten, fuhr die Dürre mit einem Schrei empor. Sie hatte die Fremdlinge erkannt, sie sah, wer die Wanderer waren. Und sie entfloh wie eine Rasende, um nicht sehen zu müssen, wie die drei weisen Männer ihre Diener riefen und ihre Kamele, die alle mit Wassersäcken beladen waren, herbeiführten und den armen sterbenden Brunnen mit Wasser füllten, das sie aus dem Paradiese gebracht hatten.

Das Kindlein von Bethlehem

Vor dem Stadttor in Bethlehem stand ein römischer Kriegsknecht Wache. Er trug Harnisch und Helm, er hatte ein kurzes Schwert an der Seite und hielt eine lange Lanze in der Hand. Den ganzen Tag stand er beinahe regungslos, so daß man ihn wirklich für einen Mann aus Eisen halten konnte. Die Stadtleute gingen durch das Tor aus und ein, Bettler ließen sich im Schatten unter dem Torbogen nieder, Obstverkäufer und Weinhändler stellten ihre Körbe und Gefäße auf den Boden neben den Kriegsknecht hin, aber er gab sich kaum die Mühe, den Kopf zu wenden, um ihnen nachzusehen.

Das ist doch nichts, um es zu betrachten, schien er sagen zu wollen. Was kümmere ich mich um euch, die ihr arbeitet und Handel treibt und mit Ölkrügen und Weinschläuchen angezogen kommt! Laßt mich ein Kriegsheer sehen, das sich aufstellt, um dem Feinde entgegenzuziehen! Laßt mich das Gewühl sehen und den heißen Streit, wenn ein Reitertrupp sich auf eine Schar Fußvolk stürzt! Laßt mich die Tapfern sehen, die mit Sturmleitern vorwärts eilen, um die Mauern einer belagerten Stadt zu ersteigen! Nichts andres kann mein Auge erfreuen als der Krieg. Ich sehne mich danach, Roms Adler in der Luft blinken zu sehen. Ich sehne mich nach dem Schmettern der Kupferhörner, nach schimmernden Waffen, nach rot verspritzendem Blut.

Gerade vor dem Stadttor erstreckte sich ein prächtiges Feld, das ganz mit Lilien bewachsen war. Der Kriegsknecht stand jeden Tag da, die Blicke gerade auf dieses Feld gerichtet, aber es kam ihm keinen Augenblick in den Sinn, die außerordentliche Schönheit der Blumen zu bewundern. Zuweilen merkte er, daß die Vorübergehenden stehen blieben und sich an den Lilien freuten, und dann staunte er, daß sie ihre Wanderung verzögerten, um etwas so Unbedeutendes anzuschauen. Diese Menschen wissen nicht, was schön ist, dachte er.

Und wie er so dachte, sah er nicht mehr die grünenden Felder und die Olivenhügel rings um Bethlehem vor seinen Augen, sondern er träumte sich fort in eine glühend heiße Wüste in dem sonnenreichen Libyen. Er sah eine Legion Soldaten in einer langen geraden Linie über den gelben Sand ziehen. Nirgends gab es Schutz vor den Sonnenstrahlen, nirgends einen labenden Quell, nirgends war eine Grenze der Wüste oder ein Ziel der Wanderung zu erblicken. Er sah die Soldaten, von Hunger und Durst ermattet, mit schwankenden Schritten vorwärts wandern. Er sah einen nach dem andern zu Boden stürzen, von der glühenden Sonnenhitze gefällt. Aber trotz allem zog die Truppe stetig vorwärts, ohne zu zaudern, ohne daran zu denken, den Feldherrn im Stich zu lassen und umzukehren.

Sehet hier, was schön ist! dachte der Kriegsknecht. Seht, was den Blick eines tapfern Mannes verdient!

Während der Kriegsknecht Tag für Tag an demselben Platze auf seinem Posten stand, hatte er die beste Gelegenheit, die schönen Kinder zu betrachten, die rings um ihn spielten. Aber es war mit den Kindern wie mit den Blumen. Er begriff nicht, daß es der Mühe wert sein könnte, sie zu betrachten. Was ist dies, um sich daran zu freuen? dachte er, als er die Menschen lächeln sah, wenn sie den Spielen der Kinder zusahen. Es ist seltsam, daß sich jemand über ein Nichts freuen kann.

Eines Tages, als der Kriegsknecht wie gewöhnlich auf seinem Posten vor dem Stadttore stand, sah er ein kleines Knäblein, das ungefähr drei Jahre alt sein mochte, auf die Wiese kommen, um zu spielen. Es war ein armes Kind, das in ein kleines Schaffell gekleidet war und ganz allein spielte. Der Soldat stand und beobachtete den kleinen Ankömmling, beinahe ohne es selbst zu merken. Das erste, was ihm auffiel, war, daß der Kleine so leicht über das Feld lief, daß er auf den Spitzen der Grashalme zu schweben schien. Aber als er dann anfing, seine Spiele zu verfolgen, da staunte er noch mehr. „Bei meinem Schwerte," sagte er schließlich, „dieses Kind spielt nicht wie andre! Was kann das sein, womit es sich da ergötzt?"

Das Kind spielte nur wenige Schritte von dem Kriegsknecht entfernt, so daß er darauf achten konnte, was es vornahm. Er sah, wie es die Hand ausstreckte, um eine Biene einzufangen, die auf dem Rande einer Blume saß und so schwer mit Blütenstaub beladen war, daß sie kaum die Flügel zum Fluge zu heben vermochte. Er sah zu seiner großen Verwunderung, daß die Biene sich ohne einen Versuch zu entfliehen, und ohne ihren Stachel zu gebrauchen, fangen ließ. Aber als der Kleine die Biene sicher zwischen seinen Fingern hielt, lief er fort zu einer Spalte in der Stadtmauer, wo ein Schwarm Bienen seine Wohnstatt hatte, und setzte das Tierchen dort ab. Und sowie er auf diese Weise einer Biene geholfen hatte, eilte er sogleich von dannen, um einer andern beizustehen. Den ganzen Tag sah ihn der Soldat Bienen einfangen und sie in ihr Heim tragen.

Dieses Knäblein ist wahrlich törichter als irgend jemand, den ich bis heute gesehen habe, dachte der Kriegs-

knecht. Wie kann es ihm einfallen, zu versuchen, diesen Bienen beizustehen, die sich so gut ohne ihn helfen und die ihn obendrein mit ihrem Stachel stechen können? Was für ein Mensch soll aus ihm werden, wenn er am Leben bleibt?

Der Kleine kam Tag für Tag wieder und spielte draußen auf der Wiese, und der Kriegsknecht konnte es nicht lassen, sich über ihn und seine Spiele zu wundern. Es ist recht seltsam, dachte er, nun habe ich volle drei Jahre an diesem Tor Wache gestanden, und noch niemals habe ich etwas zu Gesicht bekommen, was meine Gedanken beschäftigt hätte, außer diesem Kinde.

Aber der Kriegsknecht hatte durchaus keine Freude an dem Kinde. Im Gegenteil, der Kleine erinnerte ihn an eine furchtbare Weissagung eines alten jüdischen Sehers. Dieser hatte nämlich prophezeit, daß einmal eine Zeit des Friedens sich auf die Erde senken würde. Während eines Zeitraums von tausend Jahren würde kein Blut vergossen, kein Krieg geführt werden, sondern die Menschen würden einander lieben wie Brüder. Wenn der Kriegsknecht daran dachte, daß etwas so Entsetzliches wirklich eintreffen könnte, dann durcheilte seinen Körper ein Schauder, und er umklammerte hart seine Lanze, gleichsam um eine Stütze zu suchen.

Und je mehr nun der Kriegsknecht von dem Kleinen und seinen Spielen sah, desto häufiger mußte er an das Reich des tausendjährigen Friedens denken. Zwar fürchtete er nicht, daß es schon angebrochen sein könnte, aber er liebte es nicht, an etwas so Verabscheuungswürdiges auch nur denken zu müssen.

Eines Tages, als der Kleine zwischen den Blumen auf dem schönen Felde spielte, kam ein sehr heftiger Regenschauer aus den Wolken herniedergeprasselt. Als er merkte, wie groß und schwer die Tropfen waren, die auf die zarten Lilien niederschlugen, schien er für seine schönen Freundinnen besorgt zu werden. Er eilte zu der schönsten und größten unter ihnen und beugte den steifen Stengel, der die Blüten trug, zur Erde, so daß die Regentropfen die untere Seite der Kelche trafen. Und sowie er mit einer Blumenstaude in dieser Weise verfahren war, eilte er zu einer anderen und beugte ihren Stengel in gleicher

Weise, so daß die Blumenkelche sich der Erde zuwendeten. Und dann zu einer dritten und vierten, bis alle Blumen der Flur gegen den heftigen Regen geschützt waren.

Der Kriegsknecht mußte bei sich lächeln, als er die Arbeit des Knaben sah. „Ich fürchte, die Lilien werden ihm keinen Dank dafür wissen," sagte er. „Alle Stengel sind natürlich abgebrochen. Es geht nicht an, die steifen Pflanzen auf diese Art zu beugen."

Aber als der Regenschauer endlich aufhörte, sah der Kriegsknecht das Knäblein zu den Lilien eilen und sie aufrichten. Und zu seinem unbeschreiblichen Staunen richtete das Kind ohne die mindeste Mühe die steifen Stengel gerade. Es zeigte sich, daß kein einziger von ihnen gebrochen oder beschädigt war. Es eilte von Blume zu Blume, und alle geretteten Lilien strahlten bald in vollem Glanze auf der Flur.

Als der Kriegsknecht dies sah, bemächtigte sich seiner ein seltsamer Groll. Sieh doch an, welch ein Kind! dachte er. Es ist kaum zu glauben, daß es etwas so Törichtes beginnen kann. Was für ein Mann soll aus diesem Kleinen werden, der es nicht einmal ertragen kann, eine Lilie zerstört zu sehen? Wie würde er ablaufen, wenn so einer in den Krieg müßte? Was würde er anfangen, wenn man ihm den Befehl gäbe, ein Haus anzuzünden, das voller Frauen und Kinder wäre, oder ein Schiff in Grund zu bohren, das mit seiner ganzen Besatzung über die Wellen führe?

Wieder mußte er an die alte Prophezeiung denken, und er begann zu fürchten, daß die Zeit wirklich angebrochen sein könnte, zu der sie in Erfüllung gehen sollte. Sintemalen ein Kind gekommen ist wie dieses, ist diese fürchterliche Zeit vielleicht ganz nahe. Schon jetzt herrscht Friede auf der ganzen Welt, und sicherlich wird der Tag des Krieges niemals mehr anbrechen. Von nun an werden alle Menschen von derselben Gemütsart sein wie dieses Kind. Sie werden fürchten, einander zu schaden, ja, sie werden es nicht einmal übers Herz bringen, eine Biene oder eine Blume zu zerstören. Keine großen Heldentaten werden mehr vollbracht werden. Keine herrlichen Siege wird man erringen, und kein glänzender Triumphator wird zum Kapitol hinanziehen. Es wird

für einen tapfern Mann nichts mehr geben, was er ersehnen könnte.

Und der Kriegsknecht, der immer noch hoffte, neue Kriege zu erleben und sich durch Heldentaten zu Macht und Reichtum aufzuschwingen, war so ergrimmt gegen den kleinen Dreijährigen, daß er drohend die Lanze nach ihm ausstreckte, als er das nächstemal an ihm vorbeilief.

An einem andern Tage jedoch waren es weder die Bienen noch die Lilien, denen der Kleine beizustehen suchte, sondern er tat etwas, was den Kriegsknecht noch viel unnötiger und undankbarer deuchte.

Es war ein furchtbar heißer Tag, und die Sonnenstrahlen, die auf den Helm und die Rüstung des Soldaten fielen, erhitzten sie so sehr, daß ihm war, als trüge er ein Kleid aus Feuer. Für die Vorübergehenden hatte es den Anschein, als müßte er schrecklich unter der Wärme leiden. Seine Augen traten blutunterlaufen aus dem Kopfe, und die Haut seiner Lippen verschrumpfte, aber den Kriegsknechten, der gestählt war und die brennende Hitze in Afrikas Sandwüsten ertragen hatte, deuchte es, daß dies eine geringe Sache wäre, und er ließ es sich nicht einfallen, seinen gewohnten Platz zu verlassen. Er fand im Gegenteil Gefallen daran, den Vorübergehenden zu zeigen, daß er so stark und ausdauernd war und nicht Schutz vor der Sonne zu suchen brauchte.

Während er so dastand und sich beinahe lebendig braten ließ, kam der kleine Knabe, der auf dem Felde zu spielen pflegte, plötzlich auf ihn zu. Er wußte wohl, daß der Legionär nicht zu seinen Freunden gehörte, und er pflegte sich zu hüten, in den Bereich seiner Lanze zu kommen, aber nun trat er dicht an ihn heran, betrachtete ihn lange und genau und eilte dann in vollem Laufe über den Weg. Als er nach einer Weile zurückkam, hielt er beide Hände ausgebreitet wie eine Schale und brachte auf diese Weise ein paar Tropfen Wasser mit.

Ist dies Kind jetzt gar auf den Einfall gekommen, fortzulaufen und für mich Wasser zu holen? dachte der Soldat. Das ist doch wirklich ohne allen Verstand. Sollte ein römischer Legionär nicht ein bißchen Wärme ertragen können? Was braucht dieser Kleine herumzulaufen, um

denen zu helfen, die keiner Hilfe bedürfen! Mich gelüstet nicht nach seiner Barmherzigkeit. Ich wünschte, daß er und alle, die ihm gleichen, nicht mehr auf dieser Welt wären.

Der Kleine kam sehr behutsam heran. Er hielt seine Finger fest zusammengepreßt, damit nichts verschüttet werde oder überlaufe. Während er sich dem Kriegsknecht näherte, hielt er die Augen ängstlich auf das klein bißchen Wasser geheftet, das er mitbrachte, und sah also nicht, daß dieser mit tief gerunzelter Stirn und abweisenden Blicken dastand. Endlich blieb er dicht vor dem Legionär stehen und bot ihm das Wasser.

Im Gehen waren seine schweren, lichten Locken ihm immer tiefer in die Stirn und die Augen gefallen. Er schüttelte ein paarmal den Kopf, um das Haar zurückzuwerfen, damit er aufblicken könnte. Als ihm dies endlich gelang und er den harten Ausdruck in dem Gesichte des Kriegsknechts gewahrte, erschrak er gar nicht, sondern blieb stehen und lud ihn mit einem bezaubernden Lächeln ein, von dem Wasser zu trinken, das er mitbrachte. Aber der Kriegsknecht hatte keine Lust, eine Wohltat von diesem Kinde zu empfangen, das er als seinen Feind betrachtete. Er sah nicht hinab in sein schönes Gesicht, sondern stand starr und regungslos und machte nicht Miene, als verstünde er, was das Kind für ihn tun wollte.

Aber das Knäblein konnte gar nicht fassen, daß der andre es abweisen wollte. Es lächelte noch immer ebenso vertrauensvoll, stellte sich auf die Zehenspitzen und streckte die Hände so hoch in die Höhe, als es vermochte, damit der großgewachsene Soldat das Wasser leichter erreiche.

Der Legionär fühlte sich jedoch so verunglimpft dadurch, daß ein Kind ihm helfen wollte, daß er nach seiner Lanze griff, um den Kleinen in die Flucht zu jagen.

Aber nun begab es sich, daß gerade in demselben Augenblick die Hitze und der Sonnenschein mit solcher Heftigkeit auf den Kriegsknecht hereinbrachen, daß er rote Flammen vor seinen Augen lodern sah und fühlte, wie sein Gehirn im Kopfe schmolz. Er fürchtete, daß die Sonne ihn morden würde, wenn er nicht augenblicklich Linderung fände.

Und außer sich vor Schrecken über die Gefahr, in der er schwebte, schleuderte er die Lanze zu Boden, umfaßte mit beiden Händen das Kind, hob es empor und schlürfte, soviel er konnte, von dem Wasser, das es in den Händen hielt.

Es waren freilich nur ein paar Tropfen, die seine Zunge benetzten, aber mehr waren auch nicht vonnöten. Sowie er das Wasser gekostet hatte, durchrieselte wohlige Erquickung seinen Körper, und er fühlte Helm und Harnisch nicht mehr lasten und brennen. Die Sonnenstrahlen hatten ihre tödliche Macht verloren. Seine trockenen Lippen wurden wieder weich, und die roten Flammen tanzten nicht mehr vor seinen Augen.

Bevor er noch Zeit hatte, dies alles zu merken, hatte er das Kind schon zu Boden gestellt, und es lief wieder fort und spielte auf der Flur. Nun begann er erstaunt zu sich selber zu sagen: Was war dies für ein Wasser, das das Kind mir bot? Es war ein herrlicher Trank. Ich muß ihm wahrlich meine Dankbarkeit zeigen.

Aber da er den Kleinen haßte, schlug er sich diese Gedanken alsobald aus dem Sinn. Es ist ja nur ein Kind, dachte er, es weiß nicht, warum es so oder so handelt. Es spielt nur das Spiel, das ihm am besten gefällt. Findet es vielleicht Dankbarkeit bei den Bienen oder bei den Lilien? Um dieses Knäbleins willen brauche ich mir keinerlei Ungemach zu bereiten. Es weiß nicht einmal, daß es mir beigestanden hat.

Und er empfand womöglich noch mehr Groll gegen das Kind, als er ein paar Augenblicke später den Anführer der römischen Soldaten, die in Bethlehem lagen, durch das Tor kommen sah. Man sehe nur, dachte er, in welcher Gefahr ich durch den Einfall des Kleinen geschwebt habe! Wäre Voltigius nur um ein weniges früher gekommen, er hätte mich mit einem Kinde in den Armen dastehen sehen.

Der Hauptmann schritt jedoch gerade auf den Kriegsknecht zu und fragte ihn, ob sie hier miteinander sprechen könnten, ohne daß jemand sie belauschte. Er hätte ihm ein Geheimnis anzuvertrauen. „Wenn wir uns nur zehn Schritte von dem Tore entfernen,“ antwortete der Kriegsknecht, „so kann uns niemand hören.“

„Du weißt," sagte der Hauptmann, „daß König Herodes einmal ums andre versucht hat, sich eines Kindleins zu bemächtigen, das hier in Bethlehem aufwächst. Seine Seher und Priester haben ihm gesagt, daß dieses Kind seinen Thron besteigen werde, und außerdem haben sie prophezeit, daß der neue König ein tausendjähriges Reich des Friedens und der Heiligkeit gründen werde. Du begreifst also, daß Herodes ihn gerne unschädlich machen will."

„Freilich begreife ich es," sagte der Kriegsknecht eifrig, „aber das muß doch das Leichteste auf der Welt sein."

„Es wäre allerdings sehr leicht," sagte der Hauptmann, „wenn der König nur wüßte, welches von allen den Kindern hier in Bethlehem gemeint ist."

Die Stirne des Kriegsknechts legte sich in tiefe Falten. „Es ist bedauerlich, daß seine Wahrsager ihm hierüber keinen Aufschluß geben können."

„Jetzt aber hat Herodes eine List gefunden, durch die er glaubt, den jungen Friedensfürsten unschädlich machen zu können," fuhr der Hauptmann fort. „Er verspricht jedem eine herrliche Gabe, der ihm hierin beistehen will."

„Was immer Voltigius befehlen mag, es wird auch ohne Lohn oder Gabe vollbracht werden," sagte der Soldat.

„Habe Dank," sagte der Hauptmann. „Höre nun des Königs Plan! Er will den Jahrestag der Geburt seines jüngsten Sohnes durch ein Fest feiern, zu dem alle Knaben in Bethlehem, die zwischen zwei und drei Jahren alt sind, mit ihren Müttern geladen werden sollen. Und bei diesem Feste — — —"

Er unterbrach sich und lachte, als er den Ausdruck des Abscheus sah, der sich auf dem Gesichte des Soldaten malte.

„Guter Freund," fuhr er fort, „du brauchst nicht zu befürchten, daß Herodes uns als Kinderwärter verwenden will. Neige nun dein Ohr zu meinem Munde, so will ich dir seine Absichten anvertrauen."

Der Hauptmann flüsterte lange mit dem Kriegsknecht, und als er ihm alles mitgeteilt hatte, fügte er hinzu:

„Ich brauche dir wohl nicht erst zu sagen, daß die strengste Verschwiegenheit nötig ist, wenn nicht das ganze Vorhaben mißlingen soll."

„Du weißt, Voltigius, daß du dich auf mich verlassen kannst,“ sagte der Kriegsknecht.

Als der Anführer sich entfernt hatte und der Kriegsknecht wieder allein auf seinem Posten stand, sah er sich nach dem Kinde um. Das spielte noch immer unter den Blumen, und er ertappte sich bei dem Gedanken, daß es sie so leicht und anmutsvoll umschwebe wie ein Schmetterling.

Auf einmal fing der Krieger zu lachen an. „Ja, richtig,“ sagte er, „dieses Kind wird mir nicht lange mehr ein Dorn im Auge sein. Es wird ja auch an jenem Abende zum Fest des Herodes geladen werden.“

Der Kriegsknecht harrte den ganzen Tag auf seinem Posten aus, bis der Abend anbrach und es Zeit wurde, die Stadttore für die Nacht zu schließen.

Als dies geschehen war, wanderte er durch schmale, dunkle Gäßchen zu einem prächtigen Palaste, den Herodes in Bethlehem besaß.

Im Innern dieses gewaltigen Palastes befand sich ein großer, steingepflasterter Hof, der von Gebäuden umkränzt war, an denen entlang drei offene Galerien liefen, eine über der anderen. Auf der obersten dieser Galerien sollte, so hatte es der König bestimmt, das Fest für die bethlehemitischen Kinder stattfinden.

Diese Galerie war, gleichfalls auf den ausdrücklichen Befehl des Königs, so umgewandelt, daß sie einem gedeckten Gange in einem herrlichen Lustgarten glich. Über die Decke schlangen sich Weinranken, von denen üppige Trauben herabhingen, und den Wänden und Säulen entlang standen kleine Granat- und Orangebäumchen, die über und über mit reifen Früchten bedeckt waren. Der Fußboden war mit Rosenblättern bestreut, die dicht und weich lagen wie ein Teppich, und entlang der Balustrade, den Deckengesimsen, den Tischen und den niedrigen Ruhebetten, überall erstreckten sich Girlanden von weißen strahlenden Lilien.

In diesem Blumenhain standen hier und da große Marmorbassins, wo gold- und silberglitzernde Fischlein in durchsichtigem Wasser spielten. Auf den Bäumen saßen bunte Vögel aus fernen Ländern, und in einem Käfig hockte ein alter Rabe, der ohne Unterlaß sprach.

20*

Zu Beginn des Festes zogen Kinder und Mütter in die Galerie ein. Die Kinder waren gleich beim Betreten des Palastes in weiße Gewänder mit Purpurborten gekleidet worden, und man hatte ihnen Rosenkränze auf die dunkellockigen Köpfchen gedrückt. Die Frauen kamen stattlich heran in ihren roten und blauen Gewändern und ihren weißen Schleiern, die von hohen kegelförmigen Kopfbedeckungen, mit Goldmünzen und Ketten besetzt, herniederwallten. Einige trugen ihr Kind hoch auf der Schulter sitzend, andere führten ihr Söhnlein an der Hand, und einige wieder, deren Kinder scheu und verschüchtert waren, hatten sie auf ihre Arme gehoben.

Die Frauen ließen sich auf dem Boden der Galerie nieder. Sowie sie Platz genommen hatten, kamen Sklaven herbei und stellten niedrige Tischchen vor sie hin, worauf sie auserlesene Speisen und Getränke stellten, so wie es sich bei dem Feste eines Königs geziemt. Und alle diese glücklichen Mütter begannen zu essen und zu trinken, ohne jene stolze anmutvolle Würde abzulegen, die die schönste Zier der bethlehemitischen Frauen ist.

Der Wand der Galerie entlang und beinahe von Blumengirlanden und fruchtbeladenen Bäumen verdeckt, waren doppelte Reihen von Kriegsknechten in voller Rüstung aufgestellt. Sie standen vollkommen regungslos, als hätten sie nichts mit dem zu schaffen, was rund um sie vorging. Die Frauen konnten es nicht lassen, bisweilen einen verwunderten Blick auf diese Schar von Geharnischten zu werfen. „Wozu bedarf es ihrer?" flüsterten sie. „Meint Herodes, daß wir uns nicht zu betragen wüßten? Glaubt er, daß es einer solchen Menge Kriegsknechte bedürfte, um uns im Zaume zu halten?"

Aber andre flüsterten zurück, daß es so wäre, wie es bei einem König sein müßte. Herodes selbst gäbe niemals ein Fest, ohne daß sein ganzes Haus von Kriegsknechten erfüllt wäre. Um sie zu ehren, stünden die bewaffneten Legionäre da und hielten Wacht.

Zu Beginn des Festes waren die kleinen Kinder scheu und unsicher und hielten sich still zu ihren Müttern. Aber bald begannen sie sich in Bewegung zu setzen und von den Herrlichkeiten Besitz zu ergreifen, die Herodes ihnen bot.

Es war ein Zauberland, das der König für seine kleinen Gäste geschaffen hatte. Als sie die Galerie durchwanderten, fanden sie Bienenkörbe, deren Honig sie plündern konnten, ohne daß eine einzige erzürnte Biene sie daran hinderte. Sie fanden Bäume, die mit sanftem Neigen ihre fruchtbeladenen Zweige zu ihnen heruntersenkten. Sie fanden in einer Ecke Zauberkünstler, die in einem Nu ihre Taschen voll Spielzeug zauberten, und in einem andern Winkel der Galerie einen Tierbändiger, der ihnen ein paar Tiger zeigte, so zahm, daß sie auf ihrem Rücken reiten konnten.

Aber in diesem Paradiese mit allen seinen Wonnen gab es doch nichts, was den Sinn der Kleinen so angezogen hätte wie die lange Reihe von Kriegsknechten, die unbeweglich an der einen Seite der Galerie standen. Ihre Blicke wurden von den glänzenden Helmen gefesselt, von den strengen, stolzen Gesichtern, von den kurzen Schwertern, die in reichverzierten Scheiden staken.

Während sie miteinander spielten und tollten, dachten sie doch unablässig an die Kriegsknechte. Sie hielten sich noch fern von ihnen, aber sie sehnten sich danach, ihnen nahezukommen, zu sehen, ob sie lebendig wären und sich wirklich bewegen könnten.

Das Spiel und die Festesfreude steigerten sich mit jedem Augenblicke, aber die Soldaten standen noch immer regungslos. Es erschien den Kleinen unfaßlich, daß Menschen so nah bei diesen Trauben und allen diesen Leckerbissen stehen konnten, ohne die Hand auszustrecken und danach zu greifen.

Endlich konnte einer der Knaben seine Neugierde nicht länger bemeistern. Er näherte sich behutsam, zu rascher Flucht bereit, einem der Geharnischten, und da der Soldat noch immer regungslos blieb, kam er immer näher. Schließlich war er ihm so nahe, daß er nach seinen Sandalenriemen und seinen Beinschienen tasten konnte.

Da, als wäre dies ein unerhörtes Verbrechen gewesen, setzten sich mit einem Male alle diese Eisenmänner in Bewegung. In unbeschreiblicher Raserei stürzten sie sich auf die Kinder und packten sie. Einige schwangen sie über ihre Köpfe wie Wurfgeschosse und schleuderten sie zwischen den Lampen und Girlanden über die Balustrade der Galerie

hinunter zu Boden, wo sie auf den Marmorfliesen zerschellten. Einige zogen ihr Schwert und durchbohrten die Herzen der Kinder, andere wieder zerschmetterten ihre Köpfe an der Wand, ehe sie sie auf den nächtlich dunkeln Hof warfen.

Im ersten Augenblicke nach dem Vorfall herrschte Totenstille. Die kleinen Körper schwebten noch in der Luft, die Frauen waren vor Entsetzen versteinert. Aber auf einmal erwachten alle diese Unglücklichen zum Verständnis dessen, was geschehen war, und mit einem einzigen entsetzten Schrei stürzten sie auf die Schergen.

Auf der Galerie waren noch Kinder, die beim ersten Anfall nicht eingefangen worden waren. Die Kriegsknechte jagten sie, und ihre Mütter warfen sich vor ihnen nieder und umfaßten mit bloßen Händen die blanken Schwerter, um den Todesstreich abzuwenden. Einige Frauen, deren Kinder schon tot waren, stürzten sich auf die Kriegsknechte, packten sie an der Kehle und versuchten Rache für ihre Kleinen zu nehmen, indem sie deren Mörder erdrosselten.

In dieser wilden Verwirrung, während grauenvolle Schreie durch den Palast hallten und die grausamsten Bluttaten verübt wurden, stand der Kriegsknecht, der am Stadttor Wache zu halten pflegte, ohne sich zu regen, am obersten Absatz der Treppe, die von der Galerie hinunterführte. Er nahm nicht am Kampfe und am Morden teil; nur gegen die Frauen, denen es gelungen war, ihre Kinder an sich zu reißen, und die nun versuchten, mit ihnen die Treppe hinunterzufliehen, erhob er das Schwert, und sein bloßer Anblick, wie er da düster und unerbittlich stand, war so schrecklich, daß die Fliehenden sich lieber die Balustrade hinunterstürzten oder in das Streitgewühl zurückkehrten, als das sie sich der Gefahr ausgesetzt hätten, sich an ihm vorbeizudrängen.

Voltigius hat wahrlich recht daran getan, mir diesen Posten zuzuweisen, dachte der Kriegsknecht. Ein junger, unbedachter Krieger hätte seinen Posten verlassen und sich in das Gewühl gestürzt. Hätte ich mich von hier fortlocken lassen, so wären mindestens ein Dutzend Kinder entwischt.

Während er so dachte, fiel sein Blick auf ein junges

Weib, das sein Kind an sich gerissen hatte und jetzt in eiliger Flucht auf ihn zugestürzt kam. Keiner der Legionäre, an denen sie vorübereilen mußte, konnte ihr den Weg versperren, weil sich alle in vollem Kampfe mit andern Frauen befanden, und so war sie bis zum Ende der Galerie gelangt.

Sieh da, eine, die drauf und dran ist, glücklich zu entwischen! dachte der Kriegsknecht. Weder sie noch das Kind ist verwundet. Stünd ich jetzt nicht hier — — —

Die Frau stürzte so rasch auf den Kriegsknecht zu, als ob sie flöge, und er hatte nicht Zeit, ihr Gesicht oder das des Kindes deutlich zu sehen. Er streckte nur das Schwert gegen sie aus, und mit dem Kinde in ihren Armen stürzte sie darauf zu. Er erwartete, sie im nächsten Augenblicke mit dem Kinde durchbohrt zu Boden sinken zu sehen.

Doch in demselben Augenblick hörte der Soldat ein zorniges Summen über seinem Haupte, und gleich darauf fühlte er einen heftigen Schmerz in einem Auge. Der war so scharf und peinvoll, daß er ganz verwirrt und betäubt ward, und das Schwert fiel aus seiner Hand auf den Boden.

Er griff mit der Hand ans Auge, faßte eine Biene und begriff, daß, was ihm den entsetzlichen Schmerz verursacht hatte, nur der Stachel des kleinen Tieres gewesen war. Blitzschnell bückte er sich nach dem Schwerte, in der Hoffnung, daß es noch nicht zu spät wäre, die Fliehenden aufzuhalten.

Aber das kleine Bienlein hatte seine Sache sehr gut gemacht. In der kurzen Zeit, für die es den Kriegsknecht geblendet hatte, war es der jungen Mutter gelungen, an ihm vorüber die Treppe hinunterzustürzen, und obschon er ihr in aller Hast nacheilte, konnte er sie nicht mehr finden. Sie war verschwunden, und in dem ganzen großen Palaste konnte niemand sie entdecken.

* *
*

Am nächsten Morgen stand der Kriegsknecht mit einigen seiner Kameraden dicht vor dem Stadttore Wache. Es war früh am Tage, und die schweren Tore waren eben erst geöffnet worden. Aber es war, als ob niemand dar=

auf gewartet hätte, daß sie sich an diesem Morgen auftun sollten, denn keine Scharen von Feldarbeitern strömten aus der Stadt, wie es sonst am Morgen der Brauch war. Alle Einwohner von Bethlehem waren so starr vor Entsetzen über das Blutbad der Nacht, daß niemand sein Heim zu verlassen wagte.

„Bei meinem Schwerte," sagte der Soldat, wie er da stand und in die enge Gasse hinunterblickte, die zu dem Tore führte, „ich glaube, daß Voltigius einen unklugen Beschluß gefaßt hat. Es wäre besser gewesen, die Tore zu verschließen und jedes Haus der Stadt durchsuchen zu lassen, bis er den Knaben gefunden hätte, dem es gelang, bei dem Feste zu entkommen. Voltigius rechnet darauf, daß seine Eltern versuchen werden, ihn von hier fortzuführen, sobald sie erfahren, daß die Tore offen stehen, und er hofft auch, daß ich ihn gerade hier im Tore fangen werde. Aber ich fürchte, daß dies keine kluge Berechnung ist. Wie leicht kann es ihnen gelingen, ein Kind zu verstecken!"

Und er erwog, ob sie wohl versuchen würden, das Kind in dem Obstkorb eines Esels zu verbergen oder in einem ungeheuern Ölkrug oder unter den Kornballen einer Karawane.

Während er so stand und wartete, daß man versuche, ihn dergestalt zu überlisten, erblickte er einen Mann und eine Frau, die eilig die Gasse heraufschritten und sich dem Tore näherten. Sie gingen rasch und warfen ängstliche Blicke hinter sich, als wären sie auf der Flucht vor irgendeiner Gefahr. Der Mann hielt eine Axt in der Hand und umklammerte sie mit festem Griff, als wäre er entschlossen, sich mit Gewalt seinen Weg zu bahnen, wenn jemand sich ihm entgegenstellte.

Aber der Kriegsknecht sah nicht so sehr den Mann an als die Frau. Er sah, daß sie ebenso hochgewachsen war wie die junge Mutter, die ihm am Abend vorher entkommen war. Er bemerkte auch, daß sie ihren Rock über den Kopf geworfen trug. Sie trägt ihn vielleicht so, dachte er, um zu verbergen, daß sie ein Kind im Arm hält.

Je näher sie kamen, desto deutlicher sah der Kriegsknecht das Kind, das die Frau auf dem Arme trug, sich

unter dem gehobenen Kleide abzeichnen. Ich bin sicher, daß sie es ist, die mir gestern abend entschlüpfte, dachte er. Ich konnte ihr Gesicht freilich nicht sehen, aber ich erkenne die hohe Gestalt wieder. Und da kommt sie nun mit dem Kinde auf dem Arm, ohne auch nur zu versuchen, es verborgen zu halten. Wahrlich, ich hatte nicht gewagt, auf einen solchen Glücksfall zu hoffen.

Der Mann und die Frau setzten ihre hurtige Wanderung bis zum Stadttor fort. Sie hatten offenbar nicht erwartet, daß man sie hier aufhalten würde, sie zuckten vor Schrecken zusammen, als der Kriegsknecht seine Lanze vor ihnen fällte und ihnen den Weg versperrte.

„Warum verwehrst du uns, ins Feld hinaus an unsre Arbeit zu gehen?“ fragte der Mann.

„Du kannst gleich gehen,“ sagte der Soldat, „ich muß vorher nur sehen, was dein Weib unter dem Kleide verborgen hält.“

„Was ist daran zu sehen?“ sagte der Mann. „Es ist nur Brot und Wein, wovon wir den Tag über leben müssen.“

„Du sprichst vielleicht die Wahrheit,“ sagte der Soldat, „aber wenn es so ist, warum läßt sie mich nicht gutwillig sehen, was sie trägt?“

„Ich will nicht, daß du es siehst,“ sagte der Mann. „Und ich rate dir, daß du uns vorbei läßt.“

Damit erhob der Mann die Axt, aber die Frau legte die Hand auf seinen Arm.

„Lasse dich nicht in Streit ein!“ bat sie. „Ich will etwas andres versuchen. Ich will ihn sehen lassen, was ich trage, und ich bin gewiß, daß er ihm nichts zuleide tun kann.“

Und mit einem stolzen und vertrauenden Lächeln wendete sie sich dem Soldaten zu und lüftete einen Zipfel ihres Kleides.

In demselben Augenblick prallte der Soldat zurück und schloß die Augen, wie von einem starken Glanze geblendet. Was die Frau unter ihrem Kleide verborgen hielt, strahlte ihm so blendendweiß entgegen, daß er zuerst gar nicht wußte, was er sah.

„Ich glaubte, du hieltest ein Kind im Arme,“ sagte er.

„Du siehst, was ich trage,“ erwiderte die Frau.

Da endlich sah der Soldat, daß, was so blendete und leuchtete, nur ein Büschel weißer Lilien war, von derselben Art, wie sie draußen auf dem Felde wuchsen. Aber ihr Glanz war viel reicher und strahlender. Er konnte es kaum ertragen, sie anzusehen.

Er steckte seine Hand zwischen die Blumen. Er konnte den Gedanken nicht loswerden, daß es ein Kind sein müsse, was die Frau da trug, aber er fühlte nur die weichen Blumenblätter.

Er war bitter enttäuscht und hätte in seinem Zornesmute gern den Mann und auch die Frau gefangen genommen, aber er sah ein, daß er für ein solches Verfahren keinen Grund ins Treffen führen konnte.

Als die Frau seine Verwirrung sah, sagte sie: „Willst du uns nicht ziehen lassen?"

Der Kriegsknecht zog stumm die Lanze zurück, die er vor die Toröffnung gehalten hatte, und trat zur Seite.

Aber die Frau zog ihr Kleid wieder über die Blumen und betrachtete gleichzeitig, was sie auf ihrem Arme trug, mit einem holdseligen Lächeln. „Ich wußte, du würdest ihm nichts zuleide tun können, wenn du es nur sähest," sagte sie zu dem Kriegsknechte.

Hierauf eilten sie von dannen, aber der Kriegsknecht blieb stehen und blickte ihnen nach, so lange sie noch zu sehen waren.

Und während er ihnen so mit den Blicken folgte, deuchte es ihn wieder ganz sicher, daß sie kein Büschel Lilien im Arm trüge, sondern ein wirkliches, lebendiges Kind.

Indes er noch so stand und den beiden Wanderern nachsah, hörte er von der Straße her laute Rufe. Es waren Voltigius und einige seiner Mannen, die herbeigeeilt kamen.

„Halte sie auf!" riefen sie. „Schließe das Tor vor ihnen! Lasse sie nicht entkommen!"

Und als sie bei dem Kriegsknecht angelangt waren, erzählten sie, daß sie die Spur des entronnenen Knaben gefunden hätten. Sie hätten ihn nun in seiner Behausung gesucht, aber da wäre er wieder entflohen. Sie hätten seine Eltern mit ihm forteilen sehen. Der Vater wäre ein starker, graubärtiger Mann, der eine Axt trüge, die Mut=

ter eine hochgewachsene Frau, die das Kind unter den hinaufgenommenen Rockfalten verborgen hielte.

In demselben Augenblick, wo Voltigius dies erzählte, kam ein Beduine auf einem guten Pferde zum Tore hereingeritten. Ohne ein Wort zu sagen, stürzte der Kriegsknecht auf den Reiter zu. Er riß ihn mit Gewalt vom Pferde herunter und warf ihn zu Boden. Und mit einem Satze war er selbst auf dem Pferde und sprengte den Weg entlang.

* * *

Ein paar Tage darauf ritt der Kriegsknecht durch die furchtbare Bergwüste, die sich über den südlichen Teil von Judäa erstreckt. Er verfolgte noch immer die drei Flüchtlinge aus Bethlehem, und er war außer sich, daß diese fruchtlose Jagd niemals ein Ende nahm.

„Es sieht wahrlich aus, als wenn diese Menschen die Gabe hätten, in den Erdboden zu versinken," murrte er. „Wie viele Male bin ich ihnen in diesen Tagen so nah gewesen, daß ich dem Kinde gerade meine Lanze nachschleudern wollte, und dennoch sind sie mir entkommen! Ich fange zu glauben an, daß ich sie nun und nimmer einholen werde."

Er fühlte sich mutlos wie einer, der zu merken glaubt, daß er gegen etwas Übermächtiges ankämpfe. Er fragte sich, ob es möglich sei, daß die Götter diese Menschen vor ihm beschützten.

„Es ist alles vergebliche Mühe. Besser, ich kehre um, ehe ich vor Hunger und Durst in dieser öden Wildnis vergehe!" sagte er einmal ums andere zu sich selber.

Aber dann packte ihn die Furcht davor, was ihn bei der Heimkehr erwartete, wenn er unverrichteter Dinge zurückkäme. Er war es, der nun schon zweimal das Kind hatte entkommen lassen. Es war nicht wahrscheinlich, daß Voltigius oder Herodes ihm so etwas verzeihen würden.

„Solange Herodes weiß, daß eins von Bethlehems Kindern noch lebt, wird er immer unter derselben Angst leiden," sagte der Kriegsknecht. „Das wahrscheinlichste ist, daß er versuchen wird, seine Qualen dadurch zu lindern, daß er mich ans Kreuz schlagen läßt."

Es war eine heiße Mittagstunde, und er litt furchtbar

auf dem Ritt durch diese baumlose Felsgegend, auf einem Wege, der sich durch tiefe Talklüfte schlängelte, wo kein Lüftchen sich regte. Pferd und Reiter waren dem Umstürzen nahe.

Seit mehreren Stunden hatte der Kriegsknecht jede Spur von den Fliehenden verloren, und er fühlte sich mutloser denn je.

Ich muß es aufgeben, dachte er. Wahrlich, ich glaube nicht, daß es der Mühe lohnt, sie weiter zu verfolgen. Sie müssen in dieser furchtbaren Wüstenei ja so oder so zugrunde gehen.

Während er diesen Gedanken nachhing, gewahrte er in einer Felswand, die sich nahe dem Wege erhob, den gewölbten Eingang einer Grotte.

Sogleich lenkte er sein Pferd zu der Grottenöffnung. Ich will ein Weilchen in der kühlen Felshöhle rasten, dachte er. Vielleicht kann ich dann die Verfolgung mit frischer Kraft aufnehmen.

Als er gerade in die Grotte treten wollte, wurde er von etwas Seltsamem überrascht. Zu den Zeiten des Eingangs wuchsen zwei schöne Lilienstauden. Sie standen hoch und aufrecht, voller Blüten. Sie verbreiteten einen berauschenden Honigduft, und eine Menge Bienen umschwärmten sie.

Dies war ein so ungewohnter Anblick in dieser Wüste, daß der Kriegsknecht etwas Wunderliches tat. Er brach eine große weiße Blume und nahm sie in die Felshöhle mit.

Die Grotte war weder tief noch dunkel, und sowie er unter ihre Wölbung trat, sah er, daß schon drei Wanderer da weilten. Es waren ein Mann, eine Frau und ein Kind, die ausgestreckt auf dem Boden lagen, in tiefen Schlummer gesunken.

Niemals hatte der Kriegsknecht sein Herz so pochen fühlen wie bei diesem Anblick. Es waren gerade die drei Flüchtlinge, denen er so lange nachgejagt war. Er erkannte sie alsogleich. Und hier lagen sie schlafend, außerstande, sich zu verteidigen, ganz und gar in seiner Gewalt.

Sein Schwert fuhr rasselnd aus der Scheide, und er beugte sich hinunter über das schlummernde Kind.

Behutsam senkte er das Schwert zu seinem Herzen und zielte genau, um es mit einem einzigen Stoße aus der Welt schaffen zu können.

Mitten im Zustoßen hielt er einen Augenblick inne, um das Gesicht des Kindes zu sehen. Nun er sich des Sieges sicher wußte, war es ihm eine grausame Wollust, sein Opfer zu betrachten.

Aber als er das Kind sah, da war seine Freude womöglich noch größer, denn er erkannte das kleine Knäblein wieder, das er mit Bienen und Lilien auf dem Felde vor dem Stadttor hatte spielen sehen.

Ja, gewiß, dachte er, das hätte ich schon längst begreifen sollen. Darum habe ich dieses Kind immer gehaßt. Es ist der verheißene Friedensfürst.

Er senkte das Schwert wieder, indes er dachte: Wenn ich den Kopf dieses Kindes vor Herodes niederlege, wird er mich zum Anführer seiner Leibwache machen.

Während er die Schwertspitze dem Schlafenden immer näher brachte, sprach er voll Freude zu sich selber: „Diesmal wenigstens wird niemand dazwischen kommen und ihn meiner Gewalt entreißen!"

Aber der Kriegsknecht hielt noch die Lilie in der Hand, die er am Eingang der Grotte gepflückt hatte, und während er so dachte, flog eine Biene, die in ihrem Kelch verborgen gewesen war, zu ihm auf und umkreiste summend einmal ums andre seinen Kopf.

Der Kriegsknecht zuckte zusammen. Er erinnerte sich auf einmal der Bienen, denen das Knäblein beigestanden hatte, und ihm fiel ein, daß es eine Biene gewesen war, die dem Kinde geholfen hatte, vom Gastmahl des Herodes zu entrinnen.

Dieser Gedanke versetzte ihn in Staunen. Er hielt das Schwert still und blieb stehen und horchte auf die Biene.

Nun hörte er das Summen des kleinen Tierchens nicht mehr. Aber während er so ganz still stand, atmete er den starken süßen Duft ein, der von der Lilie ausströmte, die er in der Hand hielt.

Da mußte er an die Lilien denken, denen das Knäblein beigestanden hatte, und er erinnerte sich, daß es ein Büschel Lilien war, die das Kind vor seinen Blicken ver-

borgen und ihm geholfen hatten, durch das Stadttor zu entkommen.

Er wurde immer gedankenvoller, und er zog das Schwert an sich.

„Die Bienen und die Lilien haben ihm seine Wohltaten vergolten," flüsterte er sich selber zu.

Er mußte daran denken, daß der Kleine einmal auch ihm eine Wohltat erwiesen hatte, und eine tiefe Röte stieg in sein Gesicht. „Kann ein römischer Legionär vergessen, einen empfangenen Dienst zu vergelten?" flüsterte er.

Er kämpfte einen kurzen Kampf mit sich selbst. Er dachte an Herodes und an seine eigene Lust, den jungen Friedensfürsten zu vernichten.

„Es steht mir nicht wohl an, dieses Kind zu töten, das mir das Leben gerettet hat," sagte er schließlich.

Und er beugte sich nieder und legte sein Schwert neben das Kind, damit die Flüchtlinge beim Erwachen erführen, welcher Gefahr sie entgangen waren.

Da sah er, daß das Kind wach war. Es lag und sah ihn mit seinen schönen Augen an, die gleich Sternen leuchteten.

Und der Kriegsknecht beugte sein Knie vor dem Kinde.

„Herr, du bist der Mächtige," sagte er. „Du bist der starke Sieger. Du bist der, den die Götter lieben. Du bist der, der auf Schlangen und Skorpione treten kann."

Er küßte seine Füße und ging dann sacht aus der Grotte, indes der Kleine dalag und ihm mit großen, erstaunten Kinderaugen nachsah.

Die Flucht nach Ägypten

Fern in einer der Wüsten des Morgenlandes wuchs vor vielen, vielen Jahren eine Palme, die ungeheuer alt und ungeheuer hoch war. Alle, die durch die Wüste zogen, mußten stehen bleiben und sie betrachten, denn sie war viel größer als andre Palmen, und man pflegte von ihr zu sagen, daß sie sicherlich höher werden würde als Obelisken und Pyramiden.

Wie nun diese große Palme in ihrer Einsamkeit dastand und hinaus über die Wüste schaute, sah sie eines Tages etwas, was sie dazu brachte, ihre gewaltige Blätterkrone vor Staunen auf dem schmalen Stamme hin- und herzuwiegen. Dort am Wüstenrande kamen zwei einsame Menschen herangewandert. Sie waren noch in der Entfernung, in der Kamele so klein wie Ameisen erscheinen, aber es waren sicherlich zwei Menschen. Zwei, die Fremdlinge in der Wüste waren, denn die Palme kannte das Wüstenvolk, ein Mann und ein Weib, die weder Wegweiser noch Lasttiere hatten, weder Zelte noch Wassersäcke.

„Wahrlich," sagte die Palme zu sich selbst, „diese beiden sind hergekommen, um zu sterben."

Die Palme warf rasche Blicke um sich.

„Es wundert mich," fuhr sie fort, „daß die Löwen nicht schon zur Stelle sind, um diese Beute zu erjagen. Aber ich sehe keinen einzigen in Bewegung. Auch keinen Räuber der Wüste sehe ich. Aber sie kommen wohl noch."

„Ihrer harret ein siebenfältiger Tod," dachte die Palme weiter. „Die Löwen werden sie verschlingen, die Schlangen sie stechen, der Durst wird sie vertrocknen, der Sandsturm sie begraben, die Räuber werden sie fällen, der Sonnenstich wird sie verbrennen, die Furcht sie vernichten."

Und sie versuchte, an etwas andres zu denken. Dieser Menschen Schicksal stimmte sie wehmütig.

Aber im ganzen Umkreis der Wüste, die unter der Palme ausgebreitet lag, fand sie nichts, was sie nicht schon seit Tausenden von Jahren gekannt und betrachtet hätte. Nichts konnte ihre Aufmerksamkeit fesseln. Sie mußte wieder an die beiden Wandrer denken.

„Bei der Dürre und dem Sturme!" sagte sie, des Lebens gefährlichste Feinde anrufend, „was ist es, was dieses Weib auf dem Arme trägt? Ich glaube gar, diese Toren führen auch ein kleines Kind mit sich."

Die Palme, die weitsichtig war, wie es die Alten zu sein pflegen, sah wirklich richtig. Die Frau trug auf dem Arme ein Kind, das den Kopf an ihre Schulter gelehnt hatte und schlief.

„Das Kind ist nicht einmal hinlänglich bekleidet,"

fuhr die Palme fort. „Ich sehe, daß die Mutter ihren Rock aufgehoben und es damit eingehüllt hat. Sie hat es in großer Hast aus seinem Bette gerissen und ist mit ihm fortgestürzt. Jetzt verstehe ich alles: diese Menschen sind Flüchtlinge —"

„Aber dennoch sind sie Toren," fuhr die Palme fort. „Wenn nicht ein Engel sie beschützt, hätten sie lieber die Feinde ihr Schlimmstes tun lassen sollen, statt sich hinaus in die Wüste zu begeben.

„Ich kann mir denken, wie alles zugegangen ist. Der Mann stand bei der Arbeit, das Kind schlief in der Wiege, die Frau war ausgegangen, um Wasser zu holen. Als sie zwei Schritte vor die Tür gemacht hatte, sah sie die Feinde angestürmt kommen. Sie ist zurückgestürzt, sie hat das Kind an sich gerissen, dem Manne zugerufen, er solle ihr folgen, und ist aufgebrochen. Dann sind sie tagelang auf der Flucht gewesen, sie haben ganz gewiß keinen Augenblick geruht. Ja, so ist alles zugegangen, aber ich sage dennoch, wenn nicht ein Engel sie beschützt — — —

„Sie sind so erschrocken, daß sie weder Müdigkeit noch andere Leiden fühlen können, aber ich sehe, wie der Durst aus ihren Augen leuchtet. Ich kenne doch wohl das Gesicht eines dürstenden Menschen."

Und als die Palme an den Durst dachte, ging ein krampfhaftes Zucken durch ihren langen Stamm, und die zahllosen Spitzen ihrer langen Blätter rollten sich zusammen, als würden sie über ein Feuer gehalten.

„Wäre ich ein Mensch," sagte sie, „ich würde mich nie in die Wüste hinaus wagen. Der ist gar mutig, der sich hierher wagt, ohne Wurzeln zu haben, die hinunter zu den niemals versiegenden Wasseradern dringen. Hier kann es gefährlich sein, selbst für Palmen. Selbst für eine solche Palme wie mich."

„Wenn ich ihnen raten könnte, ich würde sie bitten, umzukehren. Ihre Feinde können niemals so grausam gegen sie sein wie die Wüste. Vielleicht glauben sie, daß es leicht sei, in der Wüste zu leben. Aber ich weiß, daß es selbst mir zuweilen schwer gefallen ist, am Leben zu bleiben. Ich weiß noch, wie einmal in meiner Jugend ein Sturmwind einen ganzen Berg von Sand über mich schüttete. Ich war nahe daran, zu ersticken. Wenn ich

hätte sterben können, wäre dies meine letzte Stunde gewesen."

Die Palme fuhr fort, laut zu denken, wie alte Einsiedler zu tun pflegen.

„Ich höre ein wunderbar melodisches Rauschen durch meine Krone eilen," sagte sie. „Die Spitzen aller meiner Blätter müssen in Schwingungen beben. Ich weiß nicht, was mich beim Anblick dieser armen Fremdlinge durchfährt. Aber dieses betrübte Weib ist so schön. Sie bringt mir das Wunderbarste, das ich erlebt, wieder in Erinnerung."

Und während die Blätter fortfuhren, sich in einer rauschenden Melodie zu regen, dachte die Palme daran, wie einmal, vor sehr langer Zeit, zwei strahlende Menschen Gäste der Oase gewesen waren. Es war die Königin von Saba, die hierher gekommen war, mit ihr der weise Salomo. Die schöne Königin wollte wieder heimkehren in ihr Land, der König hatte sie ein Stück Weges geleitet, und nun wollten sie sich trennen. — „Zur Erinnerung an diese Stunde," sagte da die Königin, „pflanze ich einen Dattelkern in die Erde, und ich will, daß daraus eine Palme werde, die wachsen und leben soll, bis im Lande Juda ein König ersteht, der größer ist als Salomo." Und als sie dieses gesagt hatte, senkte sie den Kern in die Erde, und ihre Tränen netzten ihn.

„Woher mag es kommen, daß ich just heute daran denke?" fragte sich die Palme. „Sollte diese Frau so schön sein, daß sie mich an die herrlichste der Königinnen erinnert, an sie, auf deren Wort ich erwachsen bin und gelebt habe bis zum heutigen Tage?"

„Ich höre meine Blätter immer stärker rauschen," sagte die Palme, „und es klingt wehmütig wie ein Totengesang. Es ist, als weissagten sie, daß jemand bald aus dem Leben scheiden müsse. Es ist gut, zu wissen, daß es nicht mir gilt, da ich nicht sterben kann."

Die Palme nahm an, daß das Todesrauschen in ihren Blättern den beiden einsamen Wanderern gelten müsse. Sicherlich glaubten auch diese selbst, daß ihre letzte Stunde nahe. Man sah es an dem Ausdruck ihrer Züge, als sie an einem der Kamelskelette vorüberwanderten, die den Weg umgrenzten. Man sah es an den Blicken, die sie ein

paar vorbeifliegenden Geiern nachsandten. Es konnte ja nicht anders sein. Sie waren verloren.

Sie hatten die Palme und die Oase erblickt und eilten nun darauf zu, um Wasser zu finden. Aber als sie endlich herankamen, sanken sie in Verzweiflung zusammen, denn die Quelle war ausgetrocknet. Das ermattete Weib legte das Kind nieder und setzte sich weinend an den Rand der Quelle. Der Mann warf sich neben ihr hin, er lag und hämmerte mit beiden Fäusten auf die trockene Erde. Die Palme hörte, wie sie miteinander davon sprachen, daß sie sterben müßten.

Sie hörte auch aus ihren Reden, daß König Herodes alle Kindlein im Alter von zwei und drei Jahren hatte töten lassen, aus Furcht, daß der große, erwartete König der Juden geboren sein könnte.

„Es rauscht immer mächtiger in meinen Blättern," dachte die Palme. „Diesen armen Flüchtlingen schlägt bald ihr letztes Stündlein."

Sie vernahm auch, daß die beiden die Wüste fürchteten. Der Mann sagte, es wäre besser gewesen, zu bleiben und mit den Kriegsknechten zu kämpfen, statt zu fliehen. Sie hätten so einen leichteren Tod gefunden.

„Gott wird uns beistehen," sagte die Frau.

„Wir sind einsam unter Raubtieren und Schlangen," sagte der Mann. „Wir haben nicht Speise und Trank. Wie sollte Gott uns beistehen können?"

Er zerriß seine Kleider in Verzweiflung und drückte sein Gesicht auf den Boden. Er war hoffnungslos, wie ein Mann mit einer Todeswunde im Herzen.

Die Frau saß aufrecht, die Hände über den Knien gefaltet. Doch die Blicke, die sie über die Wüste warf, sprachen von einer Trostlosigkeit ohne Grenzen.

Die Palme hörte, wie das wehmütige Rauschen in ihren Blättern immer stärker wurde. Die Frau mußte es auch gehört haben, denn sie hob die Augen zur Baumkrone auf. Und zugleich erhob sie unwillkürlich ihre Arme und Hände.

„O, Datteln, Datteln!" rief sie.

Es lag so große Sehnsucht in der Stimme, daß die alte Palme wünschte, sie wäre nicht höher als der Ginsterbusch, und ihre Datteln so leicht erreichbar wie die Hage-

butten des Dornenstrauchs. Sie wußte wohl, daß ihre Krone voll von Dattelbüschen hing, aber wie sollten wohl Menschen zu so schwindelnder Höhe hinaufreichen?

Der Mann hatte schon gesehen, wie unerreichbar hoch die Datteln hingen. Er hob nicht einmal den Kopf. Er bat nur die Frau, sich nicht nach dem Unmöglichen zu sehnen.

Aber das Kind, das für sich selbst umhergetrippelt war und mit Hälmchen und Gräsern gespielt hatte, hatte den Ausruf der Mutter gehört.

Der Kleine konnte sich wohl nicht denken, daß seine Mutter nicht alles bekommen könnte, was sie sich wünschte. Sowie man von Datteln sprach, begann er den Baum anzugucken. Er sann und grübelte, wie er die Datteln herunterbekommen sollte. Seine Stirne legte sich beinah in Falten unter dem hellen Gelock. Endlich huschte ein Lächeln über sein Antlitz. Er hatte das Mittel herausgefunden. Er ging auf die Palme zu und streichelte sie mit seiner kleinen Hand und sagte mit einer süßen Kinderstimme:

„Palme, beuge dich! Palme, beuge dich!"

Aber, was war das nur? Was war das? Die Palmenblätter rauschten, als wäre ein Orkan durch sie gefahren, und den langen Palmenstamm hinauf lief Schauer um Schauer. Und die Palme fühlte, daß der Kleine Macht über sie hatte. Sie konnte ihm nicht widerstehen.

Und sie beugte sich mit ihrem hohen Stamme vor dem Kinde, wie Menschen sich vor Fürsten beugen. In einem gewaltigen Bogen senkte sie sich zur Erde und kam endlich so tief hinunter, daß die große Krone mit den bebenden Blättern über den Wüstensand fegte.

Das Kind schien weder erschrocken noch erstaunt zu sein, sondern mit einem Freudenrufe kam es und pflückte Traube um Traube aus der Krone der alten Palme.

Als das Kind genug genommen hatte und der Baum noch immer auf der Erde lag, ging es wieder heran und liebkoste ihn und sagte mit der holdesten Stimme:

„Palme, erhebe dich! Palme, erhebe dich!"

Und der große Baum erhob sich still und ehrfürchtig auf seinem biegsamen Stamm, indes die Blätter gleich Harfen spielten.

„Jetzt weiß ich, für wen sie die Todesmelodie spielen," sagte die alte Palme zu sich selbst, als sie wieder aufrecht stand. „Nicht für einen von diesen Menschen."

Aber der Mann und das Weib lagen auf den Knien und lobten Gott.

„Du hast unsre Angst gesehen und sie von uns genommen. Du bist der Starke, der den Stamm der Palme beugt wie schwankes Rohr. Vor welchem Feinde sollten wir erbeben, wenn deine Stärke uns schützt?"

Als die nächste Karawane durch die Wüste zog, sahen die Reisenden, daß die Blätterkrone der großen Palme verwelkt war.

„Wie kann das zugehen?" sagte ein Wanderer. „Diese Palme sollte ja nicht sterben, bevor sie einen König gesehen hätte, der größer wäre als Salomo."

„Vielleicht hat sie ihn gesehen," antwortete ein andrer von den Wüstenfahrern.

In Nazareth

Einmal zu der Zeit, da Jesus erst fünf Jahre alt war, saß er auf der Schwelle vor seines Vaters Werkstatt in Nazareth und war damit beschäftigt, aus einem Klümpchen geschmeidigen Tons, das er von dem Töpfer auf der anderen Seite der Straße erhalten hatte, Tonkuckucke zu verfertigen. Er war so glücklich wie nie zuvor, denn alle Kinder des Viertels hatten Jesus gesagt, daß der Töpfer ein mürrischer Mann sei, der sich weder durch freundliche Blicke noch durch honigsüße Worte erweichen ließe, und er hatte niemals gewagt, etwas von ihm zu verlangen. Aber siehe da, er wußte kaum, wie es zugegangen war: er hatte nur auf seiner Schwelle gestanden und sehnsüchtig den Nachbar betrachtet, wie er da an seinen Formen arbeitete, und da war der aus seinem Laden gekommen und hatte ihm so viel Ton geschenkt, daß er gereicht hätte, um einen Weinkrug daraus zu fertigen.

Auf der Treppenstufe vor dem nächsten Hause saß Judas, der häßlich und rothaarig war und das Gesicht voller blauer Flecke und die Kleider voller Risse hatte,

die er sich bei seinen beständigen Kämpfen mit den Gassenjungen zugezogen hatte. Für den Augenblick war er still, er reizte niemand und balgte sich nicht, sondern arbeitete an einem Stück Ton, in gleicher Weise wie Jesus. Aber diesen Ton hatte er sich nicht selbst verschaffen können: er traute sich kaum, dem Töpfer unter die Augen zu treten, denn dieser beschuldigte ihn, daß er Steine auf sein zerbrechliches Gut zu werfen pflege, und hätte ihn mit Stockhieben verjagt; Jesus war es, der seinen Vorrat mit ihm geteilt hatte.

Wie die zwei Kinder ihre Tonkuckucke fertig machten, stellten sie sie in einem Kreise vor sich auf. Sie sahen so aus, wie Tonkuckucke zu allen Zeiten ausgesehen haben, sie hatten einen großen roten Klumpen als Füße, um darauf zu stehen, kurze Schwänze, keinen Hals und kaum sichtbare Flügel.

Aber wie das auch sein mochte, alsbald zeigte sich ein Unterschied in der Arbeit der kleinen Kameraden. Judas' Vögel waren so schief, daß sie immer umpurzelten, und wie er sich auch mit seinen kleinen harten Fingern mühte, er konnte ihre Körper doch nicht niedlich und wohlgeformt machen. Er sah zuweilen verstohlen zu Jesus hinüber, um zu sehen, wie der es anstellte, daß seine Vögel so gleichmäßig und glatt wurden wie die Eichenblätter in den Wäldern auf dem Berge Tabor.

Mit jedem Vogel, den Jesus fertig hatte, wurde er glücklicher. Einer deuchte ihn schöner als der andre, und er betrachtete sie alle mit Stolz und Liebe. Sie sollten seine Spielgefährten werden, seine kleinen Geschwister, sie sollten in seinem Bette schlafen, mit ihm Zwiesprach halten, ihm ihre Lieder singen, wenn seine Mutter ihn allein ließ. Er hatte sich nie so reich gedünkt, niemals mehr würde er sich einsam oder verlassen fühlen können.

Der hochgewachsene Wasserträger ging vorbei, gebeugt unter seinem schweren Sack, und gleich nach ihm kam der Gemüsehändler, der mitten zwischen den großen leeren Weidenkörben auf dem Rücken seines Esels baumelte. Der Wasserträger legte seine Hand auf Jesus' blondlockigen Kopf und fragte ihn nach seinen Vögeln, und Jesus erzählte, daß sie Namen hätten, und daß sie singen könnten. Alle seine kleinen Vögelchen wären aus fremden

Ländern zu ihm gekommen und erzählten ihm Dinge, von denen nur sie und er wüßten. Und Jesus sprach so, daß der Wasserträger wie der Gemüsehändler lange ihre Verrichtungen vergaßen, um ihm zu lauschen.

Als sie weiterziehen wollten, wies Jesus auf Judas. „Seht, was für schöne Vögel Judas macht!“ sagte er.

Da hielt der Gemüsehändler gutmütig seinen Esel an und fragte Judas, ob auch seine Vögel Namen hätten und singen könnten. Aber Judas wußte nichts hierüber, er schwieg eigensinnig und hob die Augen nicht von seiner Arbeit; der Gemüsehändler stieß ärgerlich einen seiner Vögel mit dem Fuße weg und ritt weiter.

So verstrich der Nachmittag, und die Sonne sank so tief, daß ihr Schein durch das niedrige Stadttor hereinschreiten konnte, das sich, mit einem römischen Adler geschmückt, am Ende der Straße erhob. Dieses Sonnenlicht, das um die Neige des Tages kam, war ganz rosenrot, und als wäre es aus Blut gemischt, gab es seine Farben allem, was ihm in den Weg kam, während es durch das schmale Gäßchen rieselte. Es malte die Gefäße des Töpfers ebenso wie die Planke, die unter der Säge des Zimmermanns knirschte, und das weiße Tuch, das Marias Gesicht umgab.

Aber am allerschönsten blinkte der Sonnenschein in den kleinen Wasserpfützen, die sich zwischen den großen holprigen Steinfliesen, die die Straße bedeckten, angesammelt hatten. Und plötzlich steckte Jesus seine Hand in die Pfütze, die ihm zunächst war. Es war ihm eingefallen, daß er seine grauen Vögel mit dem glitzernden Sonnenschein anmalen wollte, der dem Wasser, den Hausmauern, kurz allem ringsum eine so schöne Farbe verliehen hatte.

Da war es dem Sonnenlicht eine Freude, sich auffangen zu lassen wie die Farbe aus einem Malertiegel, und als Jesus es über die kleinen Tonvögelchen strich, da lag es still und bedeckte sie vom Kopfe bis zum Fuße mit diamantenähnlichem Glanze.

Judas, der hie und da einen Blick hinüber zu Jesus warf, um zu sehen, ob dieser mehr und schönere Vögel mache als er, stieß einen Ausruf des Entzückens aus, als er sah, wie Jesus seine Tonkuckucke mit Sonnenschein

bemalte, den er aus den Wassertümpeln der Gasse auffing. Und Judas tauchte seine Hand auch in das leuchtende Wasser und suchte das Sonnenlicht aufzufangen.

Aber das Sonnelicht ließ sich nicht von ihm fangen. Es glitt zwischen seinen Fingern hindurch, und wie hurtig er sich auch mühte, die Hände zu regen, um es zu greifen, es entschlüpfte ihm doch, und er konnte seinen armen Vögeln kein bißchen Farbe schaffen.

„Warte, Judas!" sagte Jesus. „Ich will kommen und deine Vögel malen."

„Nein," sagte Judas, „du darfst sie nicht anrühren. Sie sind gut genug, wie sie sind."

Er stand auf, während seine Stirn sich furchte und seine Lippen sich aufeinanderpreßten. Und er setzte seinen breiten Fuß auf die Vögel und verwandelte sie einen nach dem andern in kleine abgeplattete Lehmklumpen.

Als seine Vögel alle zerstört waren, ging er auf Jesus zu, der dasaß und seine kleinen Tonvögel streichelte, die wie Juwelen funkelten. Judas betrachtete sie eine Weile schweigend, aber dann hob er den Fuß und trat einen von ihnen nieder.

Als Judas den Fuß zurückzog und den ganzen kleinen Vogel in grauen Lehm verwandelt sah, empfand er eine solche Wollust, daß er zu lachen begann, und er hob den Fuß, um noch einen zu zertreten.

„Judas," rief Jesus, „was tust du? Weißt du nicht, sie sind lebendig und können singen?"

Aber Judas lachte und zertrat noch einen Vogel.

Jesus sah sich nach Hilfe um. Judas war groß, und Jesus hatte nicht die Kraft, ihn zurückzuhalten. Er schaute nach seiner Mutter aus. Sie war nicht weit weg, aber ehe sie herankäme, konnte Judas schon alle seine Vögel zerstört haben. Die Tränen traten Jesus in die Augen. Judas hatte schon vier seiner Vögel zertreten, es waren nur noch drei.

Er war seinen Vögeln gram, daß sie so stille standen und sich niedertreten ließen, ohne auf die Gefahr zu achten. Jesus klatschte in die Hände, um sie zu wecken, und rief ihnen zu: „Fliegt, fliegt!"

Da begannen die drei Vögel ihre kleinen Flügel zu regen, und ängstlich flatternd vermochten sie sich auf

den Rand des Daches zu schwingen, wo sie geborgen waren.

Aber als Judas sah, daß die Vögel auf Jesu Wort die Flügel regten und flogen, da fing er zu weinen an. Er raufte sein Haar, wie er es die Alten hatte tun sehen, wenn sie in großer Angst und Sorge waren, und warf sich Jesus zu Füßen.

Und da lag Judas und wälzte sich vor Jesus im Staube wie ein Hund und küßte seine Füße und bat, daß er seinen Fuß erheben und ihn niedertreten möge, wie er mit den Tonvögeln getan hatte.

Denn Judas liebte Jesus und bewunderte ihn und betete ihn an und haßte ihn zugleich.

Aber Maria, die die ganze Zeit über das Spiel der Kinder mit angesehen hatte, stand jetzt auf und hob Judas empor und setzte ihn auf ihren Schoß und liebkoste ihn.

„Du armes Kind!" sagte sie zu ihm. „Du weißt nicht, daß du etwas versucht hast, was kein Geschöpf vermag. Vermiß dich nicht mehr, solches zu tun, wenn du nicht der unglücklichste aller Menschen werden willst! Wie sollte es wohl dem von uns ergehen, der es unternähme, mit ihm zu wetteifern, der mit Sonnenschein malt und dem toten Lehm den Odem des Lebens einhaucht?"

Im Tempel

Es waren einmal ein paar arme Leute, ein Mann, eine Frau und ihr kleines Söhnlein, die gingen in dem großen Tempel in Jerusalem umher. Der Sohn war ein bildschönes Kind. Er hatte Haare, die in weichen Locken lagen, und Augen, die ganz wie Sterne leuchteten.

Der Sohn war nicht im Tempel gewesen, seit er so groß war, daß er verstehen konnte, was er sah; und jetzt gingen seine Eltern umher und zeigten ihm alle Herrlichkeiten. Da waren lange Säulenreihen, da waren vergoldete Altäre, da waren heilige Männer, die saßen und ihre Schüler unterwiesen, da war der oberste Priester mit seinem Brustschild aus Edelsteinen, da waren

Vorhänge aus Babylon, die mit Goldrosen durchwebt waren, da waren die großen Kupfertore, die so schwer waren, daß es eine Arbeit für dreißig Männer war, sie in ihren Angeln hin und her zu schwingen.

Aber der kleine Knabe, der erst zwölf Jahre zählte, kümmerte sich nicht viel um das alles. Seine Mutter erzählte ihm, daß, was sie ihm zeigten, das Merkwürdigste auf der Welt sei. Sie sagte ihm, daß es wohl lange dauern würde, ehe er noch einmal so etwas zu sehen bekäme. In dem armen Nazareth, wo sie daheim waren, gab es nichts anderes anzugucken als die grauen Gassen.

Ihre Ermahnungen fruchteten aber nicht viel. Der kleine Knabe sah aus, als wäre er gerne aus dem herrlichen Tempel fortgelaufen, wenn er dafür in der engen Gasse in Nazareth hätte spielen dürfen.

Aber es war wunderlich: je gleichgültiger der Knabe sich zeigte, desto froher und vergnügter wurden die Eltern. Sie nickten einander über seinen Kopf hinweg zu und waren eitel Zufriedenheit.

Endlich sah der Kleine so müde und erschöpft aus, daß er der Mutter leid tat. „Wir sind zu weit mit dir gegangen," sagte sie. „Komm, du sollst dich ein Weilchen ausruhen!"

Sie ließ sich neben einer Säule nieder und sagte ihm, er solle sich auf den Boden legen und den Kopf in ihren Schoß betten. Und er tat es und schlummerte sogleich ein.

Kaum war er eingeschlafen, da sagte die Frau zu dem Manne: „Ich habe nichts so gefürchtet wie die Stunde, da er Jerusalems Tempel betreten würde. Ich glaubte, wenn er dieses Haus Gottes erblickte, würde er für alle Zeit hier bleiben wollen."

„Auch mir hat vor dieser Fahrt gebangt," sagte der Mann. „Zur Zeit, da er geboren wurde, geschahen mancherlei Zeichen, die darauf deuteten, daß er ein großer Herrscher werden würde. Aber was sollte ihm die Königswürde bringen als Sorgen und Gefahren? Ich habe immer gesagt, daß es das beste für ihn wie für uns wäre, wenn er niemals etwas andres würde, als ein Zimmermann in Nazareth."

„Seit seinem fünften Jahre," sagte die Mutter nachdenklich, „sind keine Wunder um ihn geschehen. Und er selber erinnert sich an nichts von dem, was sich in seiner frühesten Kindheit zugetragen hat. Er ist jetzt ganz wie ein Kind unter andern Kindern. Gottes Wille möge vor allem geschehen, aber ich habe fast zu hoffen begonnen, daß der Herr in seiner Gnade einen andern für die großen Schicksale erwählen und mir meinen Sohn lassen werde."

„Was mich betrifft," sagte der Mann, „so bin ich gewiß, daß alles gut gehen wird, wenn er gar nichts von den Zeichen und Wundern erfährt, die sich in seinen ersten Lebensjahren begeben haben."

„Ich spreche nie mit ihm über etwas von diesem Wunderbaren," sagte die Frau. „Aber ich fürchte immer, daß ohne mein Hinzutun etwas geschehen könnte, was ihn erkennen läßt, wer er ist. Vor allem hatte ich Angst, ihn in diesen Tempel zu führen."

„Du kannst froh sein, daß die Gefahr nun vorüber ist," sagte der Mann. „Bald haben wir ihn wieder daheim in Nazareth."

„Ich habe mich vor den Schriftgelehrten im Tempel gefürchtet," sagte die Frau. „Ich fürchtete mich vor den Wahrsagern, die hier auf ihren Matten sitzen. Ich glaubte, wenn er ihnen unter die Augen träte, würden sie aufstehen und sich vor dem Kinde beugen und es als den König der Juden grüßen. Es ist seltsam, daß sie seiner Herrlichkeit nicht gewahr werden. Ein solches Kind ist ihnen noch niemals vor Augen gekommen."

Sie saß eine Weile schweigend und betrachtete das Kind. „Ich kann es kaum verstehen," sagte sie. „Ich glaubte, wenn er diese Richter sehen würde, die in dem heiligen Hause sitzen und die Zwiste des Volkes schlichten, und diese Lehrer, die zu ihren Jüngern sprechen, und diese Priester, die dem Herrn dienen, so würde er erwachen und rufen: ‚Hier unter diesen Richtern, diesen Lehrern, diesen Priestern zu leben bin ich geboren.'"

„Was sollte dies wohl für ein Glück sein, zwischen diesen Säulengängen eingesperrt zu sitzen?" fiel der Mann ein. „Es ist besser für ihn, auf den Hügeln und Bergen rings um Nazareth umherzuwandern."

Die Mutter seufzte ein wenig. „Er ist so glücklich

bei uns daheim," sagte sie. „Wie zufrieden ist er, wenn er die Schafherden auf ihren einsamen Wanderungen begleiten darf, oder wenn er über die Felder geht und der Arbeit der Landleute zusieht! Ich kann nicht glauben, daß wir unrecht gegen ihn handeln, wenn wir versuchen, ihn für uns zu behalten."

„Wir ersparen ihm nur das größte Leid," sagte der Mann.

Sie fuhren fort, so miteinander zu sprechen, bis das Kind aus seinem Schlummer erwachte.

„Sieh da," sagte die Mutter, „hast du dich jetzt ausgeruht? Stehe nun auf, denn der Abend bricht an, und wir müssen heim zum Lagerplatz."

Sie befanden sich in dem entferntesten Teil des Gebäudes, als sie die Wanderung zum Ausgang antraten. Nach einigen Augenblicken hatten sie ein altes Gewölbe zu durchschreiten, das sich noch aus der Zeit erhalten hatte, als zum ersten Male ein Tempel an dieser Stelle errichtet worden war, und da, an eine Wand gelehnt, stand ein altes Kupferhorn von ungeheurer Länge und Schwere gleich einer Säule da, damit man es an den Mund führe und darauf blase. Es stand da, bucklig und verschrammt, innen und außen voll Staub und Spinngeweben, und von einer kaum sichtbaren Schlinge von altertümlichen Buchstaben umgeben. Tausend Jahre mochten wohl vergangen sein, seit jemand versucht hate, ihm einen Ton zu entlocken.

Aber als der kleine Knabe das ungeheure Horn erblickte, blieb er verwundert stehen. „Was ist das?" fragte er.

„Das ist das große Horn, das die Stimme des Weltenfürsten genannt wird," antwortete die Mutter. „Mit ihm rief Moses die Kinder Israels zusammen, als sie in der Wüste zerstreut waren. Nach seiner Zeit hat niemand es vermocht, ihm auch nur einen einzigen Ton zu entlocken. Aber wer dies vermag, wird alle Völker der Erde unter seiner Gewalt sammeln."

Sie lächelte über dies, was sie für ein altes Märchen hielt, aber der kleine Knabe blieb vor dem großen Horn stehen, bis sie ihn fortrief. Von allem, was er in dem Tempel gesehen, war dieses Horn das erste, was

ihm wohlgefiel. Er hätte gern verweilt, um es lange und genau anzusehen.

Sie waren nicht lange gegangen, als sie in einen großen, weiten Tempelhof kamen. Hier befand sich im Berggrunde selbst eine Kluft, tief und weit, so wie sie von Urzeit an gewesen war. Diese Spalte hatte König Salomo nicht ausfüllen wollen, als er den Tempel baute. Keine Brücke hatte er darüber geschlagen, kein Gitter hatte er vor dem schwindelnden Abgrund errichtet. Statt dessen hatte er über die Kluft eine mehrere Ellen lange Klinge aus Stahl gespannt, scharfgeschliffen, mit der Schneide nach oben. Und nach einer Unendlichkeit von Jahren und Wechselfällen lag die Klinge noch über dem Abgrund. Jetzt war sie doch beinahe verrostet, sie war nicht mehr sicher an ihren Endpunkten befestigt, sondern zitterte und schaukelte sich, sowie jemand mit schweren Schritten über den Tempelhof ging.

Als die Mutter den Knaben über einen Umweg an der Kluft vorbeiführte, fragte er sie: „Was ist dies für eine Brücke?“

„Die ist von König Salomo hingelegt worden,“ antwortete die Muter, „und wir nennen sie die Paradiesbrücke. Wenn du diese Kluft auf dieser zitternden Brücke zu überschreiten vermagst, deren Schneide dünner ist als ein Sonnenstrahl, so kannst du gewiß sein, ins Paradies zu kommen.“

Und sie lächelte und eilte weiter, aber der Knabe blieb stehen und betrachtete die schmale, bebende Stahlklinge, bis die Mutter nach ihm rief.

Als er ihr gehorchte, seufzte er, weil sie ihm diese zwei wunderbaren Dinge nicht früher gezeigt hatte, so daß er vollauf Zeit gehabt hätte, sie zu betrachten.

Sie gingen nun ohne Aufenthalt, bis sie den großen Eingangsportikus mit seinen fünffachen Säulenreihen erreichten. Hier standen in einer Ecke ein paar Säulen aus schwarzem Marmor, auf demselben Fußgestell so nahe aneinander aufgerichtet, daß man kaum einen Strohhalm dazwischen durchzuschieben vermochte. Sie waren hoch und majestätisch, mit reichgeschmückten Kapitälen, um die eine Reihe seltsam geformter Tierköpfe lief. Aber nicht ein Zoll breit dieser schönen Säulen war ohne Risse

und Schrammen, sie waren beschädigt und abgenützt wie nichts andres im Tempel. Sogar der Boden rings um sie war blankgescheuert und ein wenig ausgehöhlt von den Tritten vieler Füße.

Wieder hielt der Knabe seine Mutter an und fragte sie: „Was sind dies für Säulen?“

„Es sind Säulen, die unser Vater Abraham aus dem fernen Chaldäa hierher nach Palästina gebracht hat und die er die Pforte der Gerechtigkeit nannte. Wer sich zwischen ihnen durchdrängen kann, der ist gerecht vor Gott und hat niemals eine Sünde begangen.“

Der Knabe blieb stehen und sah mit großen Augen die Säulen an.

„Du willst wohl nicht versuchen, dich zwischen ihnen durchzuzwängen?“ sagte die Mutter und lachte. „Du siehst, wie ausgetreten der Boden rings um sie ist, von den vielen, die versucht haben, sich durch den schmalen Spalt zu drängen, aber du kannst es mir glauben, es ist keinem gelungen. Spute dich nun! Ich höre das Donnern der Kupfertore, an die die dreißig Tempeldiener ihre Schultern stemmen, um sie in Bewegung zu setzen.“

Aber die ganze Nacht lag der kleine Knabe im Zelte wach, und er sah nichts andres vor sich als die Pforte der Gerechtigkeit und die Paradiesesbrücke und die Stimme des Weltenfürsten. Von so wunderbaren Dingen hatte er nie zuvor gehört. Und er konnte sie sich nicht aus dem Kopfe schlagen.

Und am Morgen des nächsten Tages erging es ihm ebenso. Er konnte an nichts andres denken. An diesem Morgen sollten sie die Heimreise antreten. Die Eltern hatten viel zu tun, bis sie das Zelt abgebrochen und einem großen Kamel aufgeladen hatten, und bis alles andere in Ordnung kam. Sie sollten nicht allein fahren, sondern in Gesellschaft von vielen Verwandten und Nachbarn, und da soviel Leute fortziehen sollten, ging das Einpacken natürlich sehr langsam vonstatten.

Der kleine Knabe half nicht bei der Arbeit mit, sondern mitten in dem Hasten und Eilen saß er still da und dachte an die drei wunderbaren Dinge.

Plötzlich fiel ihm ein, daß er noch Zeit hatte, in den

Tempel zu gehen und sie noch einmal anzusehen. Da war noch viel, was aufgeladen werden mußte. Er könnte wohl noch vor dem Aufbruch vom Tempel zurückkommen.

Er eilte von dannen, ohne jemand zu sagen, wohin er sich begab. Er glaubte nicht, daß dies nötig sei. Er wollte ja bald wieder da sein.

Es währte nicht lange, so erreichte er den Tempel und trat in die Säulenhalle, wo die zwei schwarzen Geschwistersäulen aufgestellt waren.

Sowie er sie erblickte, begannen seine Augen vor Freude zu leuchten. Er setzte sich auf den Boden neben sie und starrte zu ihnen empor. Wenn er daran dachte, daß, wer sich zwischen diesen zwei Säulen durchdrängen könnte, gerecht vor Gott wäre und niemals eine Sünde begangen hätte, da deuchte es ihn, daß er niemals etwas so Wunderbares geschaut hätte.

Er dachte, wie herrlich es sein müsse, sich zwischen diesen zwei Säulen durchdrängen zu können, aber sie standen so nah nebeneinander, daß es unmöglich war, es auch nur zu versuchen. So saß er wohl eine Stunde regungslos vor den Säulen, aber davon wußte er nichts. Er glaubte, daß er sie nur ein paar Augenblicke betrachtet hätte.

Aber es begab sich, daß in der prächtigen Säulenhalle, in der der Knabe saß, die Richter des Hohen Rats versammelt waren, um dem Volke bei seinen Zwistigkeiten zurechtzuhelfen. Der ganze Portikus war voller Menschen, die wegen Grenzmarken klagten, die man verschoben hatte, über Schafe, die aus der Herde geraubt und mit falschen Zeichen versehen worden waren, über Schuldner, die ihre Schulden nicht bezahlen wollten.

Unter allen den andern kam auch ein reicher Mann, der in schleppende Purpurgewänder gekleidet war und eine arme Witwe vor den Richterstuhl führte, die ihm einige Sekel Silber schuldig sein sollte. Die arme Witwe jammerte und sagte, daß der Reiche unrecht an ihr handele. Sie hätte ihm schon einmal ihre Schuld bezahlt, nun wolle er sie zwingen, es noch einmal zu tun, aber das vermöge sie nicht. Sie wäre so arm, daß sie, wenn die Richter sie verurteilten, zu bezahlen, gezwungen wäre, dem Reichen ihre Töchter als Sklavinnen zu geben.

Der zuhöchst auf dem Richterstuhle saß, wendete sich an den reichen Mann und sprach zu ihm: „Wagst du einen Eid darauf zu leisten, daß diese arme Frau dir das Geld noch nicht bezahlt hat?"

Da antwortete der Reiche: „Herr, ich bin ein reicher Mann. Sollte ich mir die Mühe machen, mein Geld von dieser armen Witwe zu fordern, wenn ich nicht das Recht dazu hätte? Ich schwöre dir, so gewiß niemand je durch die Pforte der Gerechtigkeit wandern wird, so gewiß ist mir diese Frau die Summe schuldig, die ich begehre."

Als die Richter diesen Eid vernahmen, glaubten sie seinen Worten und fällten den Spruch, daß die arme Witwe ihre Töchter als Sklavinnen hingeben solle.

Aber der kleine Knabe saß dicht daneben und hörte das alles. Er dachte bei sich selbst: Wie gut wäre es doch, wenn jemand sich durch die Pforte der Gerechtigkeit drängen könnte! Dieser Reiche hat sicherlich nicht die Wahrheit gesprochen. Wie jammert mich die alte Frau, die ihre Töchter als Sklavinnen hingeben muß.

Er sprang auf das Fußgestell, von dem die beiden Säulen in die Höhe strebten, und blickte durch die Spalte.

Ach, daß es doch nicht so ganz unmöglich wäre! dachte er.

Er war so betrübt um der armen Frau willen. Nun dachte er gar nicht daran, daß, wer sich durch dieses Tor zu drängen vermöchte, gerecht und ohne Sünde wäre. Er wollte nur um des armen Weibes willen hindurchkommen.

Er stemmte seine Schulter in die Vertiefung zwischen den Säulen, gleichsam, um sich einen Weg zu bahnen.

In diesem Augenblicke sahen alle Menschen, die in der Säulenhalle standen, zur Pforte der Gerechtigkeit hin. Denn es donnerte in den Gewölben, und es rauschte in den alten Säulen, und sie schoben sich zur Seite, eine nach rechts und eine nach links, und ließen einen so großen Raum frei, daß der schlanke Körper des Knaben zwischen ihnen durchschlüpfen konnte.

Da entstand großes Staunen und Aufsehen. Im ersten Augenblick wußte niemand, was er sagen sollte. Die Leute standen nur und starrten den kleinen Knaben

an, der ein so großes Wunder vollbracht hatte. Der erste, der seine Fassung wieder erlangte, war der älteste unter den Richtern. Er rief, man solle den reichen Kaufmann ergreifen und ihn vor den Richterstuhl führen. Und er verurteilte ihn, sein ganzes Hab und Gut der armen Witwe zu geben, weil er falsch geschworen hatte in Gottes Tempel.

Als dies abgetan war, fragte der Richter nach dem Knaben, der die Pforte der Gerechtigkeit durchschritten hatte, aber da die Menschen sich nach ihm umsahen, war er verschwunden. Denn in demselben Augenblick, wo die Säulen auseinanderglitten, war er wie aus einem Traum erwacht, und er hatte sich an seine Eltern und die Heimreise erinnert. Jetzt muß ich von hier forteilen, damit meine Eltern nicht auf mich warten, dachte er.

Aber er wußte gar nicht, daß er eine volle Stunde vor der Pforte der Gerechtigkeit zugebracht hatte, sondern er wähnte, nur ein paar Minuten dort verweilt zu haben, darum meinte er, daß er wohl noch Zeit hätte, einen Blick auf die Paradiesesbrücke zu werfen, ehe er den Tempel verließe.

Und auf leichten Füßen glitt er durch die Volksmenge und kam auf die Paradiesesbrücke, die in einem ganz andern Teile des großen Tempels gelegen war.

Aber als er die scharfe Stahlklinge sah, die sich über die Kluft spannte, und daran dachte, daß der Mensch, der über diese Brücke wandern könnte, gewiß wäre, ins Paradies zu kommen, da deuchte es ihn, daß dies das Merkwürdigste wäre, was er je geschaut hätte, und er setzte sich an den Rand der Kluft, um die Stahlklinge zu betrachten.

Da saß er und dachte, wie lieblich es sein müßte, ins Paradies zu kommen, und wie gern er über diese Brücke gehen wolle. Aber zugleich sah er, daß es ganz unmöglich war, dies auch nur zu versuchen.

So saß er zwei Stunden und grübelte, aber er wußte nicht, daß soviel Zeit vergangen war. Er saß nur und dachte an das Paradies.

Aber es war so, daß auf dem Hofe, wo die tiefe Kluft sich befand, ein großer Opferaltar stand, und um ihn herum gingen weißgekleidete Priester, die das Feuer auf

dem Altar hüteten und Opfergaben in Empfang nahmen. Auf dem Hofe standen auch viele, die opferten, und eine große Menge, die dem Gottesdienste nur zusah.

Kam da auch ein armer, alter Mann gegangen, der ein Lämmchen trug, das sehr klein und mager war und obendrein noch von einem Hunde gebissen worden war, so daß es eine große Wunde hatte.

Der Mann ging mit diesem Lamme zu den Priestern und bat sie, es opfern zu dürfen, aber sie schlugen es ihm ab. Sie sagten ihm, eine so armselige Gabe könne er dem Herrn nicht darbringen. Der Alte bat, sie möchten doch um der Barmherzigkeit willen das Lamm annehmen, denn sein Sohn liege krank auf den Tod, und er besitze nichts andres, was er Gott für seine Genesung opfern könnte. „Ihr müßt es mich opfern lassen," sagte er, „sonst kommt mein Gebet nicht vor Gottes Angesicht, und mein Sohn stirbt."

„Du kannst mir glauben, daß ich Mitleid mit dir habe," sagte der Priester, „aber das Gesetz verbietet uns, ein verletztes Tier zu opfern. Es ist ebenso unmöglich, deiner Bitte zu willfahren, wie es unmöglich ist, die Paradiesesbrücke zu überschreiten."

Der kleine Knabe saß so nah, daß er das alles hörte. Er dachte gleich, wie schade es doch wäre, daß niemand die Brücke zu überschreiten vermochte. Vielleicht könnte der Arme seinen Sohn behalten, wenn das Lamm geopfert würde.

Der alte Mann ging betrübt vom Tempelhofe fort, aber der Knabe erhob sich, schritt auf die zitternde Brücke zu und setzte seinen Fuß darauf.

Er dachte gar nicht daran, hinübergehen zu wollen, um des Paradieses gewiß zu sein. Seine Gedanken weilten bei dem Armen, dem er zu helfen wünschte.

Aber er zog den Fuß wieder zurück, denn er dachte: es ist unmöglich. Sie ist gar zu alt und rostig, sie könnte mich nicht einmal tragen.

Aber noch einmal schweiften seine Gedanken zu dem Armen, dessen Sohn krank auf den Tod lag. Wieder setzte er den Fuß auf die Schwertklinge.

Da merkte er, daß sie zu zittern aufhörte und sich unter seinem Fuße breit und fest anfühlte.

Und als er den nächsten Schritt darauf machte, fühlte er, daß die Luft rings umher ihn unterstützte, so daß er nicht fallen konnte. Sie trug ihn, als wenn er ein Vogel wäre und Flügel hätte.

Aber aus der gespannten Klinge löste sich zitternd ein holder Ton, wie der Knabe darüber hinschritt, und einer von denen, die auf dem Hofe standen, wendete sich um, da er den Ton vernahm. Er stieß einen Ruf aus, und jetzt wendeten sich auch alle die andern, und sie gewahrten den kleinen Knaben, der über die Stahlklinge geschritten kam.

Da gerieten alle, die da standen, in große Verwunderung und Bestürzung. Die ersten, die sich faßten, waren die Priester. Sie sendeten sogleich einen Boten nach dem Armen, und als dieser zurückkam, sagten sie zu ihm: „Gott hat ein Wunder getan, um uns zu zeigen, daß er deine Gabe empfangen will. Gib dein Lamm her, wir wollen es opfern!"

Als dies geschehen war, fragten sie nach dem kleinen Knaben, der über die Kluft gewandert war. Aber als sie sich nach ihm umsahen, konnten sie ihn nicht finden.

Denn gerade, als der Knabe die Kluft überschritten hatte, hatte er an die Heimreise und die Eltern denken müssen. Er wußte nicht, daß der Morgen und der Vormittag schon verstrichen waren, sondern er dachte: Ich muß mich jetzt sputen, heimzukommen, damit sie nicht zu warten brauchen. Ich will nur erst noch forteilen und einen Blick auf die Stimme des Weltenfürsten werfen.

Und er schlich sich zwischen dem Volke durch und eilte auf leichten Sohlen nach dem halbdunkeln Säulengang, wo das Kupferhorn an die Wand gelehnt stand.

Als er es sah und bedachte, daß wer ihm einen Ton entlocken konnte, alle Völker der Erde unter seiner Herrschaft versammeln würde, da deuchte es ihn, daß er niemals etwas so Merkwürdiges gesehen hätte, und er setzte sich daneben nieder und betrachtete es.

Er dachte, wie groß es sein müßte, alle Menschen der Erde zu gewinnen, und wie sehnlich er sich wünschte, in das alte Horn blasen zu können. Aber er sah ein, daß dies unmöglich wäre, und so wagte er nicht einmal den Versuch.

So saß er mehrere Stunden, aber er wußte nicht, daß die Zeit verstrich. Er dachte nur daran, was für ein Gefühl es sein müßte, alle Menschen der Erde unter seiner Herrschaft zu sammeln.

Aber es war so, daß in diesem kühlen Säulengang ein heiliger Mann saß und seine Schüler unterwies. Und er wendete sich jetzt an einen der Jünglinge, die zu seinen Füßen saßen, und sagte ihm, daß er ein Betrüger sei. Der Geist hätte ihm verraten, sagte der Heilige, daß dieser Jüngling ein Fremder sei und kein Israelit. Und nun fragte ihn der Heilige, warum er sich unter einem falschen Namen unter seine Jünger eingeschlichen hätte.

Da erhob sich der fremde Jüngling und sagte, er sei durch Wüsten gepilgert und über große Meere gezogen, um die wahre Weisheit und die Lehre des einzigen Gottes verkünden zu hören. „Meine Seele verschmachtet vor Sehnsucht," sagte er zu dem Heiligen. „Aber ich wußte, daß du mich nicht unterrichten würdest, wenn ich nicht sagte, daß ich ein Israelit sei. Darum belog ich dich, auf daß meine Sehnsucht gestillt würde. Und ich bitte dich, laß mich bei dir bleiben."

Aber der Heilige stand auf und streckte die Arme zum Himmel empor. „Ebensowenig sollst du bei mir bleiben, als jemand auferstehen wird und auf dem großen Kupferhorn blasen, das wir die Stimme des Weltenfürsten nennen. Es ist dir nicht einmal gestattet, diese Stelle des Tempels zu betreten, weil du ein Heide bist. Eile von hinnen, sonst werden meine andern Schüler sich auf dich stürzen und dich in Stücke reißen, denn deine Gegenwart schändet den Tempel."

Aber der Jüngling stand still und sprach: „Ich will nirgends hingehen, wo meine Seele keine Nahrung findet. Lieber will ich hier zu deinen Füßen sterben."

Kaum hatte er dies gesagt, als die Schüler des Heiligen aufsprangen, um ihn zu vertreiben. Und als er sich zur Wehr setzte, warfen sie ihn zu Boden und wollten ihn töten.

Aber der Knabe saß ganz nahe, so daß er alles sah und hörte, und er dachte, dies ist eine große Hartherzigkeit. Ach, könnte ich doch in das Kupferhorn blasen, dann wäre ihm geholfen.

22*

Er stand auf und legte seine Hand auf das Horn. In diesem Augenblick wünschte er nicht mehr, es an seine Lippen heben zu können, weil, wer dies vermöchte, ein großer Herrscher werden würde, sondern weil er hoffte, einem beistehen zu können, dessen Leben in Gefahr war.

Und er umklammerte das Kupferhorn mit seinen kleinen Händchen und versuchte es zu heben.

Da fühlte er, daß das ungeheure Horn sich von selbst zu seinen Lippen hob. Und wie er nur atmete, drang ein starker klingender Ton aus dem Horn und schallte durch den ganzen großen Tempelraum.

Da wandten alle ihre Blicke hin, und sie sahen, daß es ein kleiner Knabe war, der mit dem Horn an seinen Lippen dastand und ihm Töne entlockte, die Wölbungen und Säulen erzittern ließen.

Alsogleich senkten sich da alle Hände, die sich erhoben hatten, um den fremden Jüngling zu schlagen, und der heilige Lehrer sprach zu ihm:

„Komm und setz dich hier zu meinen Füßen, wo du früher gesessen hast! Gott hat ein Wunder getan, um mir zu zeigen, daß es sein Wunsch ist, daß du in seine Anbetung eingeweiht werdest.“

* *
*

Als der Tag zur Neige ging, wanderten ein Mann und ein Weib mit eiligen Schritten auf Jerusalem zu. Sie sahen erschrocken und unruhig aus, und sie riefen jedem, den sie trafen, zu: „Wir haben unseren Sohn verloren. Wir glaubten, er sei mit unsern Verwandten und Nachbarn gegangen, aber keiner von ihnen hat ihn gesehen. Ist jemand von euch unterwegs an einem einsamen Kinde vorbeigekommen?“

Die Leute, die von Jerusalem kamen, antworteten ihnen: „Nein, euern Sohn haben wir nicht gesehen, aber im Tempel haben wir das schönste Kind geschaut. Es war ein Engel des Himmels, und es ist durch die Pforte der Gerechtigkeit gewandelt.“

Sie hätten gern dies alles haarklein erzählt, doch die Eltern hatten nicht Zeit, ihnen zuzuhören.

Als sie ein Stück weit gegangen waren, trafen sie andre Menschen und befragten diese.

Aber die von Jerusalem kamen, wollten nur von dem allerschönsten Kinde erzählen, das aussehe, als wäre es vom Himmel herabgestiegen, und das die Paradiesesbrücke überschritten hätte.

Sie wären gern stehen geblieben und hätten bis zum späten Abend davon gesprochen, allein der Mann und die Frau hatten nicht Zeit, ihnen zu lauschen, sondern sie eilten in die Stadt.

Sie gingen straßauf und straßab, ohne das Kind zu finden. Endlich kamen sie zum Tempel.

Als sie dort vorbeigingen, sagte die Frau: „Da wir nun hier sind, so laß uns doch eintreten und sehen, was für ein Kind das ist, von dem sie sagen, es sei vom Himmel herabgestiegen!“ Sie traten ein und fragten, wo sie das Kind sehen könnten.

„Geht geradeaus, dorthin, wo die heiligen Lehrer mit ihren Schülern sitzen. Dort ist das Kind. Die alten Männer haben ihn in ihre Mitte gesetzt, sie fragen ihn, und er fragt sie, und sie verwundern sich alle über ihn. Aber alles Volk steht unten auf dem Tempelhofe, um nur einen Schimmer dessen zu sehen, der die Stimme des Weltenfürsten an seine Lippen geführt hat.“

Der Mann und die Frau bahnten sich einen Weg durch den Volkshaufen, und sie sahen, daß das Kind, das unter den weisen Lehrern saß, ihr Sohn war.

Aber sowie die Frau das Kind wiedererkannte, fing sie zu weinen an.

Und der Knabe, der unter den weisen Männern saß, hörte, daß jemand weinte, und er erkannte, daß es seine Mutter war. Da stand er auf und kam zu seiner Mutter, und Vater und Mutter nahmen ihn in ihre Mitte und wanderten mit ihm aus dem Tempel fort.

Aber die ganze Zeit hörte die Mutter nicht auf zu weinen, und das Kind fragte sie: „Warum weinest du? Ich kam ja zu dir, wie ich nur deine Stimme hörte.“

„Wie sollte ich nicht weinen?“ sagte die Mutter. „Ich glaubte, du seist für mich verloren.“

Sie gingen aus der Stadt, und die Dunkelheit brach an, und noch immer weinte die Mutter.

„Warum weinst du?“ sagte das Kind. „Ich wußte nichts davon, daß der Tag verstrichen war. Ich glaubte, es sei noch Morgen, und ich kam zu dir, wie ich nur deine Stimme hörte.“

„Wie sollte ich nicht weinen?“ sagte die Mutter. „Ich habe dich den ganzen Tag gesucht. Ich glaubte, du seist für mich verloren.“

Sie wanderten die ganze Nacht, und immer weinte die Mutter.

Da der Morgen zu grauen begann, sagte das Kind: „Warum weinst du? Ich habe nicht nach eignem Ruhm getrachtet, aber Gott hat mich das Wunder vollbringen lassen, weil er diesen drei armen Menschen helfen wollte. Und wie ich nur deine Stimme hörte, kam ich wieder zu dir.“

„Mein Sohn,“ antwortete die Mutter, „ich weine, weil du gleichwohl für mich verloren bist. Du wirst mir nie mehr angehören. Von Stund an wird deines Daseins Streben Gerechtigkeit sein, und deine Sehnsucht das Paradies, und deine Liebe wird alle die armen Menschen umfassen, die die Erde erfüllen.“

Das Schweißtuch der heiligen Veronika

1

In einem der letzten Jahre der Regierung des Kaisers Tiberius begab es sich, daß ein armer Winzer und sein Weib sich in einer einsamen Hütte hoch oben in den Sabiner Bergen niederließen. Sie waren Fremdlinge und lebten in der größten Einsamkeit, ohne je den Besuch eines Menschen zu empfangen. Aber eines Morgens, als der Arbeiter seine Türe öffnete, fand er zu seinem Staunen, daß eine alte Frau zusammengekauert auf der Schwelle saß. Sie war in einen schlichten, grauen Mantel gehüllt und sah aus, als wäre sie sehr arm. Und dennoch erschien sie ihm, als sie sich erhob und ihm entgegentrat, so ehrfurchtgebietend, daß er daran denken mußte, was die Sagen von Göttinnen erzählten, die in der Gestalt einer alten Frau die Menschen heimsuchen.

„Mein Freund," sagte die Alte zu dem Winzer, „wundere dich nicht darüber, daß ich heute nacht auf deiner Schwelle geschlafen habe. Meine Eltern haben in dieser Hütte gewohnt, und hier wurde ich vor fast neunzig Jahren geboren. Ich hatte erwartet, sie leer und verlassen zu finden. Ich wußte nicht, daß aufs neue Menschen Besitz davon ergriffen hatten."

„Ich wundre mich nicht, daß du glaubtest, daß eine Hütte, die so hoch zwischen diesen einsamen Felsen liegt, leer und verlassen stehen würde," sagte der Winzer. „Aber ich und mein Weib, wir sind aus einem fernen Lande, und wir armen Fremdlinge haben keine bessere Wohnstätte finden können. Und dir, die nach der langen Wandrung, die du in deinem hohen Alter unternommen hast, müde und hungrig sein muß, dürfte es willkommener sein, daß die Hütte von Menschen bewohnt ist, anstatt von den Wölfen der Sabiner Berge. Du findest jetzt doch ein Bett drinnen, um darauf zu ruhen, sowie eine Schale Ziegenmilch und einen Laib Brot, wenn du damit vorlieb nehmen willst."

Die Alte lächelte ein wenig, aber dieses Lächeln war so flüchtig, daß es den Ausdruck schweren Kummers nicht zu zerstreuen vermochte, der auf ihrem Gesicht ruhte. „Ich habe meine ganze Jugend hier oben in den Bergen verlebt," sagte sie. „Ich habe die Kunst noch nicht verlernt, einen Wolf aus seiner Höhle zu vertreiben."

Und sie sah wirklich so stark und kräftig aus, daß der Arbeiter nicht daran zweifelte, daß sie trotz ihres hohen Alters noch Stärke genug besäße, um es mit den wilden Tieren des Waldes aufzunehmen.

Er wiederholte jedoch sein Anerbieten, und die Alte trat in die Hütte ein. Sie ließ sich zu der Mahlzeit der armen Leute nieder und nahm ohne Zögern daran teil. Aber obgleich sie sehr zufrieden damit schien, grobes in Milch aufgeweichtes Brot essen zu dürfen, dachten doch der Mann und die Frau: Woher kann diese alte Wanderin kommen? Sie hat gewiß öfter Fasane von Silberschüsseln gespeist, als Ziegenmilch aus irdnen Schalen getrunken.

Zuweilen erhob sie die Augen vom Tische und sah sich um, als wolle sie versuchen, sich wieder in der Hütte zu-

rechtzufinden. Die dürftige Behausung mit den nackten Lehmwänden und dem gestampften Boden war sicherlich nicht sehr verändert. Sie zeigte sogar ihren Wirtsleuten, daß an der Wand noch ein paar Spuren von Hunden und Hirschen sichtbar waren, die ihr Vater dorthin gezeichnet hatte, um seinen kleinen Kindern eine Freude zu machen. Und hoch oben auf einem Brett glaubte sie die Scherben eines Tongefäßes zu sehen, in das sie selbst einst Milch zu melken pflegte.

Aber der Mann und sein Weib dachten bei sich selbst: Es mag freilich wahr sein, daß sie in dieser Hütte geboren ist, aber sie hat doch im Leben so manches andre zu bestellen gehabt als Ziegen melken und Butter und Käse bereiten.

Sie merkten auch, daß sie oft mit ihren Gedanken weit weg war, und daß sie jedesmal, wenn sie wieder zu sich selbst zurückkam, schwer und kummervoll seufzte.

Endlich erhob sie sich von der Mahlzeit. Sie dankte freundlich für die Gastfreundschaft, die sie genossen hatte, und ging auf die Tür zu.

Aber da deuchte sie den Winzer so beklagenswert einsam und arm, daß er ausrief: „Wenn ich mich nicht irre, war es keineswegs deine Absicht, als du gestern nacht heraufstiegst, diese Hütte so bald zu verlassen. Wenn du wirklich so arm bist, wie es den Anschein hat, dann wird es wohl deine Meinung gewesen sein, alle die Jahre, die du noch zu leben hast, hierzubleiben. Aber jetzt willst du gehen, weil wir, mein Weib und ich, schon von der Hütte Besitz genommen haben.“

Die Alte leugnete nicht, daß er richtig geraten hatte. „Aber diese Hütte, die so viele Jahre verlassen gestanden hat, gehört dir ebensogut wie mir,“ sagte sie. „Ich habe kein Recht, dich von hier zu vertreiben.“

„Es ist aber doch deiner Eltern Hütte,“ sagte der Winzer, „und du hast sicherlich mehr Anspruch darauf als ich. Wir sind überdies jung, und du bist alt. Darum sollst du bleiben, und wir werden gehen.“

Als die Alte diese Worte hörte, war sie ganz erstaunt. Sie wendete sich auf der Schwelle um und starrte den Mann an, als wenn sie nicht verstünde, was er mit seinen Worten meinte.

Aber nun mischte sich das junge Weib ins Gespräch.

„Wenn ich mitzureden hätte," sagte sie zu dem Manne, „würde ich dich bitten, diese alte Frau zu fragen, ob sie uns nicht als ihre Kinder ansehen und uns erlauben will, bei ihr zu bleiben und sie zu pflegen. Welchen Nutzen hätte sie davon, wenn wir ihr diese elende Hütte schenkten und sie dann allein ließen? Es wäre furchtbar für sie, einsam in der Wildnis zu hausen. Und wovon sollte sie leben? Es wäre dasselbe, als wollten wir sie dem Hungertode preisgeben."

Aber die Alte trat auf den Mann und die Frau zu und betrachtete sie prüfend. „Warum sprecht ihr so?" fragte sie. „Warum beweist ihr mir Barmherzigkeit? Ihr seid doch Fremde."

Da antwortete ihr die junge Frau: „Darum, weil uns selbst einmal die große Barmherzigkeit begegnet ist."

2

So kam es, daß die alte Frau in der Hütte des Winzers wohnte, und sie faßte große Freundschaft für die jungen Menschen. Aber dennoch sagte sie ihnen niemals, woher sie kam oder wer sie war, und sie begriffen, daß sie es nicht gut aufgenommen hätte, wenn sie sie danach gefragt hätten.

Aber eines Abends, als die Arbeit getan war und sie alle drei auf der großen, flachen Felsplatte saßen, die vor dem Eingang lag, und ihr Abendbrot verzehrten, erblickten sie einen alten Mann, der den Pfad heranstieg.

Es war ein hoher, kräftig gebauter Mann mit so breiten Schultern wie ein Ringer. Sein Gesicht trug einen düstern, herben Ausdruck. Die Stirn ragte über den tiefliegenden Augen vor, und die Linien des Mundes drückten Bitterkeit und Verachtung aus. Er ging in gerader Haltung und mit raschen Bewegungen.

Der Mann trug ein schlichtes Gewand, und der Winzer dachte, sobald er ihn erblickt hatte: Das ist ein alter Legionär, einer, der seinen Abschied aus dem Dienste bekommen hat und nun auf der Wanderung nach seiner Heimat begriffen ist.

Als der Fremde an die Essenden herangekommen war, blieb er wie unschlüssig stehen. Der Arbeiter, der wußte, daß der Weg ein kleines Stück oberhalb der Hütte ein Ende hatte, legte den Löffel nieder und rief ihm zu: „Hast du dich verirrt, Fremdling, daß du hierher zu dieser Hütte kommst? Niemand pflegt sich die Mühe zu machen, hier heraufzuklettern, es sei denn, er hätte eine Botschaft an einen von uns, die wir hier wohnen."

Während er so fragte, trat der Fremdling näher. „Ja, es ist so, wie du sagst," antwortete er, „ich habe den Weg verloren, und jetzt weiß ich nicht, wohin ich meine Schritte lenken soll. Wenn du mich hier ein Weilchen ruhen läßt und mir dann sagst, welchen Weg ich gehen muß, um zu einem Landgut zu kommen, will ich dir dankbar sein."

Mit diesen Worten ließ er sich auf einem der Steine nieder, die vor der Hütte lagen. Die junge Frau fragte ihn, ob er nicht an ihrer Mahlzeit teilnehmen wolle, doch dies lehnte er mit einem Lächeln ab. Hingegen zeigte es sich, daß er sehr geneigt war, mit ihnen zu plaudern, indes sie aßen. Er fragte die jungen Menschen nach ihrer Lebensweise und ihrer Arbeit, und sie antworteten ihm fröhlich und rückhaltlos.

Aber auf einmal wendete sich der Arbeiter an den Fremden und begann ihn auszufragen: „Du siehst, wie abgeschieden und einsam wir leben," sagte er. Es ist wohl schon ein Jahr her, seit ich mit andern als Hirten und Winzern gesprochen habe. Kannst du, der ja wohl aus irgendeinem Feldlager kommt, uns nicht ein wenig von Rom und vom Kaiser erzählen?"

Kaum hatte der Mann dies gesagt, als die junge Frau merkte, wie die Alte ihm einen warnenden Blick zuwarf und mit der Hand das Zeichen machte, das bedeutet, man möge wohl auf seiner Hut sein mit dem, was man sage.

Der Fremdling antwortete dann aber ganz freundlich: „Ich sehe, daß du mich für einen Legionär hältst, und du hast wirklich nicht so ganz unrecht, obgleich ich schon vor langer Zeit den Dienst verlassen habe. Unter der Regierung des Tiberius hat es nicht viel Arbeit für uns Kriegsleute gegeben. Und er war doch einmal ein großer Feld-

herr. Das war die Zeit seines Glückes. Jetzt hat er nichts andres im Sinn, als sich vor Verschwörungen zu hüten. In Rom sprechen alle Menschen davon, daß er vorige Woche, nur auf den allerleisesten Verdacht hin, den Senator Titius greifen und hinrichten ließ."

„Der arme Kaiser, er weiß nicht mehr, was er tut," rief die junge Frau. Sie rang die Hände und schüttelte bedauernd und staunend das Haupt.

„Du hast wirklich recht," sagte der Fremdling, während ein Zug tiefster Düsterkeit über sein Gesicht ging. „Tiberius weiß, daß alle Menschen ihn hassen, und dies treibt ihn noch zum Wahnsinn."

„Was sagst du da?" rief die Frau. „Warum sollten wir ihn hassen? Wir beklagen ja nur, daß er nicht mehr ein so großer Kaiser ist wie am Anfang seiner Regierung."

„Du irrst dich," sagte der Fremde. „Alle Menschen verachten und hassen Tiberius. Warum sollten sie es nicht? Er ist ja nur ein grausamer, schonungsloser Tyrann. Und in Rom glaubt man, daß er in Zukunft noch unverbesserlicher sein wird als bisher."

„Hat sich denn etwas ereignet, was ihn zu einem noch ärgern Ungeheuer machen könnte, als er schon ist?" fragte der Mann.

Als er dies sagte, merkte die Frau, daß die Alte ihm abermals ein warnendes Zeichen machte, aber so verstohlen, daß er es nicht sehen konnte.

Der Fremdling antwortete freundlich, aber gleichzeitig huschte ein eigentümliches Lächeln um seine Lippen.

„Du hast vielleicht gehört, daß Tiberius bis jetzt in seiner Umgebung einen Freund gehabt hatte, dem er vertrauen konnte und der ihm immer die Wahrheit sagte. Alle andern, die an seinem Hofe leben, sind Glücksjäger und Heuchler, die seine bösen und hinterlistigen Handlungen ebenso preisen wie seine guten und vortrefflichen. Es hat aber doch, wie gesagt, ein Wesen gegeben, das niemals fürchtete, ihn wissen zu lassen, was seine Handlungen wert waren. Dieser Mensch, der mutiger war als Senatoren und Feldherrn, war des Kaisers alte Amme, Faustina."

„Jawohl, ich habe von ihr reden hören," sagte der

Arbeiter. „Man sagte mir, daß der Kaiser ihr immer große Freundschaft bewiesen habe."

„Ja, Tiberius wußte ihre Ergebenheit und Treue zu schätzen. Er hat diese arme Bäuerin, die einst aus einer elenden Hütte in den Sabinerbergen kam, wie seine zweite Mutter behandelt. Solange er selbst in Rom weilte, ließ er sie in einem Hause auf dem Palatin wohnen, um sie immer in seiner Nähe zu haben. Keiner von Roms vornehmen Matronen ist es besser ergangen als ihr. Sie wurde in einer Sänfte über die Straße getragen, und ihre Kleidung war die einer Kaiserin. Als der Kaiser nach Capreae übersiedelte, mußte sie ihn begleiten, und er ließ ihr dort ein Landhaus voll Sklaven und kostbarem Hausrat kaufen."

„Sie hat es wahrlich gut gehabt," sagte der Mann.

Er war es nun, der das Gespräch mit dem Fremden allein weiterführte. Die Frau saß stumm und beobachtete staunend die Veränderung, die mit der Alten vorgegangen war. Seit dem Kommen des Fremden hatte sie kein Wort gesprochen. Sie hatte ihr sanftes und freundliches Aussehen ganz verloren. Die Schüssel hatte sie von sich geschoben und saß jetzt starr und aufrecht, an den Türpfosten gelehnt, und blickte mit strengem, versteinertem Gesicht gerade vor sich hin.

„Es ist des Kaisers Wille gewesen, daß sie ein glückliches Leben genieße," sagte der Fremdling. „Aber trotz aller seiner Wohltaten hat nun auch sie ihn verlassen."

Die alte Frau zuckte bei diesen Worten zusammen, doch die junge legte beschwichtigend die Hand auf ihren Arm. Dann begann sie mit ihrer warmen, milden Stimme zu sprechen. „Ich kann doch nicht glauben, daß die alte Faustina am Hofe so glücklich gewesen ist, wie du sagst," sagte sie, indem sie sich an den Fremdling wendete. „Ich bin gewiß, daß sie Tiberius so geliebt hat, als wenn er ihr eigner Sohn wäre. Ich kann mir denken, wie stolz sie auf seine edle Jugend gewesen ist, und ich kann auch begreifen, welch ein Kummer es für sie war, daß er sich in seinem Alter dem Mißtrauen und der Grausamkeit überließ. Sie hat ihn sicherlich jeden Tag ermahnt und gewarnt. Es ist furchtbar für sie gewesen, immer vergeblich zu bitten. Schließlich hat sie es nicht mehr er-

tragen können, ihn immer tiefer und tiefer sinken zu sehen."

Der Fremdling beugte sich überrascht ein wenig vor, als er diese Worte vernahm. Aber das junge Weib sah nicht zu ihm auf. Sie hielt die Augen niedergeschlagen und sprach sehr leise und demütig.

„Du hast vielleicht recht mit dem, was du von der alten Frau sagst," antwortete er. „Faustina ist am Hofe wirklich nicht glücklich gewesen. Aber es scheint doch seltsam, daß sie den Kaiser in seinem hohen Alter verließ, nachdem sie ein ganzes Menschenleben bei ihm ausgeharrt hatte."

„Was sagst du da?" rief der Mann. „Hat die alte Faustina den Kaiser verlassen?"

„Sie hat sich, ohne daß jemand darum wußte, von Capreae weggeschlichen," sagte der Fremde. „Sie ist ebenso arm gegangen, wie sie gekommen war. Sie hat nichts von allen ihren Schätzen mitgenommen."

„Und weiß der Kaiser wirklich nicht, wohin sie gegangen ist?" fragte die junge Frau mit ihrer sanften Stimme.

„Nein, niemand weiß mit Bestimmtheit, welchen Weg die Alte eingeschlagen hat. Man hält es jedoch für wahrscheinlich, daß sie ihre Zuflucht in ihren heimatlichen Bergen gesucht habe."

„Und der Kaiser weiß auch nicht, warum sie von ihm fortgegangen ist?" fragte die junge Frau.

„Nein, der Kaiser weiß nichts darüber. Er kann doch nicht glauben, daß sie ihn verlassen hat, weil er einmal zu ihr sagte, sie diene ihm, um Lohn und Gaben zu empfangen, sie, wie alle andern. Sie weiß doch, daß er niemals an ihrer Uneigennützigkeit gezweifelt hat. Er hoffte immer noch, daß sie freiwillig zu ihm zurückkehren würde, denn niemand weiß besser als sie, daß er jetzt ganz ohne Freunde ist."

„Ich kenne sie nicht," sagte das junge Weib, „aber ich glaube doch, daß ich dir sagen kann, warum sie den Kaiser verlassen hat. Diese alte Frau ist hier in diesen Bergen zu Einfachheit und Frömmigkeit erzogen worden, und sie hat sich immer hierher zurückgesehnt. Sicherlich hätte sie dennoch den Kaiser nie verlassen, wenn er sie

nicht beleidigt hätte. Aber ich begreife, daß sie nun hiernach, da ihre Lebenstage bald zu Ende gehen müssen, das Recht zu haben meinte, an sich selbst zu denken. Wenn ich eine arme Frau aus den Bergen wäre, hätte ich vermutlich ebenso gehandelt wie sie. Ich hätte mir gedacht, daß ich genug getan hätte, wenn ich meinem Herrn ein ganzes Leben lang gedient habe. Ich wäre schließlich von Wohlleben und Kaisergunst fortgegangen, um meine Seele Ehre und Gerechtigkeit kosten zu lassen, ehe sie sich von mir scheidet, um die lange Fahrt anzutreten."

Der Fremdling blickte die junge Frau trüb und schwermütig an. „Du bedenkst nicht, daß des Kaisers Treiben jetzt schrecklicher werden wird denn je. Jetzt gibt es keinen mehr, der ihn beruhigen könnte, wenn Mißtrauen und Menschenverachtung sich seiner bemächtigen. Denke dir dies," fuhr er fort und bohrte seine düstern Blicke tief in die des jungen Weibes, „in der ganzen Welt gibt es jetzt keinen, den er nicht haßte, keinen, den er nicht verachtete, keinen."

Als er diese Worte bitterer Verzweiflung aussprach, machte die Alte eine hastige Bewegung und wendete sich ihm zu, aber die Junge sah ihm fest in die Augen und antwortete: „Tiberius weiß, daß Faustina wieder zu ihm kommt, wann immer er es wünscht. Aber zuerst muß sie wissen, daß ihre alten Augen nicht mehr Laster und Schändlichkeit an seinem Hofe schauen müssen."

Sie hatten sich bei diesen Worten alle erhoben, aber der Winzer und seine Frau stellten sich vor die Alte, gleichsam um sie zu schützen.

Der Fremdling sprach keine Silbe mehr, aber er betrachtete die Alte mit fragenden Blicken. Ist das auch dein letztes Wort? schien er sagen zu wollen. Die Lippen der Alten zitterten, und die Worte wollten sich nicht von ihnen lösen.

„Wenn der Kaiser seine alte Dienerin geliebt hat, so möge er ihr auch die Ruhe ihrer letzten Tage gönnen," sagte die junge Frau.

Der Fremde zögerte noch, aber plötzlich erhellte sich sein düsteres Gesicht. „Meine Freunde," sagte er, „was man auch von Tiberius sagen mag, es gibt doch eines, was er besser gelernt hat, als andre, und das ist: ver-

zichten. Ich habe euch nur noch eines zu sagen: Wenn diese alte Frau, von der wir gesprochen haben, diese Hütte aufsuchen sollte, so nehmet sie gut auf! Des Kaisers Gunst ruht über jedem, der ihr beisteht."

Er hüllte sich in seinen Mantel und entfernte sich auf demselben Wege, den er gekommen war.

3

Nach diesem Vorfall sprachen der Winzer und sein Weib nie mehr mit der alten Frau vom Kaiser. Untereinander wunderten sie sich darüber, daß sie in ihrem hohen Alter die Kraft gehabt hatte, allem dem Reichtum und der Macht zu entsagen, an die sie gewohnt war. Ob sie nicht doch bald zu Tiberius zurückkehren wird? fragten sie sich. Sie liebt ihn sicherlich noch. In der Hoffnung, daß dies ihn zur Besinnung bringen und ihn bewegen werde, sich von seiner bösen Handlungsweise zu bekehren, hat sie ihn verlassen.

„Ein so alter Mann wie der Kaiser wird niemals mehr ein neues Leben beginnen," sagte der Arbeiter. „Wie willst du seine große Verachtung der Menschen von ihm nehmen? Wer könnte vor ihn hintreten und ihn lehren, sie zu lieben? Bevor dies geschieht, kann er nicht von seinem Argwohn und seiner Grausamkeit geheilt werden."

„Du weißt, daß es einen gibt, der dies in Wahrheit vermöchte," sagte die Frau. „Ich denke oft daran, wie es wäre, wenn diese beiden sich begegneten. Aber Gottes Wege sind nicht unsre Wege."

Die alte Frau schien ihr früheres Leben gar nicht zu entbehren. Nach einiger Zeit gebar das junge Weib ein Kind, und als die Alte nun dieses zu pflegen hatte, schien sie so zufrieden zu sein, daß man glauben konnte, sie hätte alle ihre Sorgen vergessen.

Jedes halbe Jahr einmal pflegte sie sich in den langen grauen Mantel zu hüllen und nach Rom hinunterzuwandern. Aber dort suchte sie keine Menschenseele auf, sondern ging geradewegs zum Forum. Hier blieb sie vor einem kleinen Tempel stehen, der sich auf der einen Seite des herrlich geschmückten Platzes erhob.

Dieser Tempel bestand eigentlich nur aus einem außergewöhnlich großen Altar, der unter offnem Himmel auf einem marmorgepflasterten Hofe stand. Auf der Höhe des Altars thronte Fortuna, die Göttin des Glücks, und an seinem Fuße sah man eine Bildsäule des Tiberius. Rund um den Hof erhoben sich Gebäude für die Priester, Vorratskammern für Brennholz und Ställe für die Opfertiere.

Die Wanderung der alten Faustina erstreckte sich niemals weiter als bis zu diesem Tempel, den die aufzusuchen pflegten, die um Glück für Tiberius beten wollten. Wenn sie einen Blick hineingeworfen und gesehen hatte, daß die Göttin und die Kaiserstatue mit Blumen bekränzt waren, daß das Opferfeuer loderte und Scharen ehrfürchtiger Anbeter vor dem Altare versammelt waren, und wenn sie vernommen hatte, daß die leisen Hymnen der Priester ringsumher erklangen, dann kehrte sie um und begab sich wieder in die Berge.

So erfuhr sie, ohne einen Menschen fragen zu müssen, daß Tiberius noch unter den Lebenden weilte und daß es ihm wohl erging.

Als sie diese Wanderung zum drittenmal antrat, harrte ihrer eine Überraschung. Als sie sich dem kleinen Tempel näherte, fand sie ihn verödet und leer. Kein Feuer flammte vor dem Bilde, und kein einziger Anbeter war davor zu sehen. Ein paar trockne Kränze hingen noch an der einen Seite des Altars, aber dies war alles, was von seiner früheren Herrlichkeit zeugte. Die Priester waren verschwunden, und die Kaiserstatue, die ohne Hüter dastand, war beschädigt und mit Schmutz beworfen.

Die alte Frau wendete sich an den ersten besten, der vorüberging. „Was hat dies zu bedeuten?“ fragte sie. „Ist Tiberius tot? Haben wir einen andern Kaiser?“

„Nein,“ antwortete der Römer, „Tiberius ist noch Kaiser, aber wir haben aufgehört, für ihn zu beten. Unsere Gebete können ihm nicht mehr frommen.“

„Mein Freund,“ sagte die Alte, „ich wohne weit von hier in den Bergen, wo man nichts davon erfährt, was sich draußen in der Welt zuträgt. Willst du mir nicht sagen, welches Unglück den Kaiser getroffen hat?“

„Das furchtbarste Unglück,“ erwiderte der Mann. „Er

ist von einer Krankheit befallen worden, die bisher in Italien unbekannt war, die aber im Morgenlande häufig sein soll. Seit diese Seuche über den Kaiser gekommen ist, hat sich sein Gesicht verwandelt, seine Stimme ist wie die Stimme eines grunzenden Tiers, und seine Zehen und Finger werden zerfressen. Und gegen diese Krankheit soll es kein Mittel geben. Man glaubt, daß er in ein paar Wochen tot sein wird, wenn er aber nicht stirbt, so muß man ihn absetzen, denn ein so kranker, elender Mann kann nicht weiter regieren. Du begreifst also, daß sein Schicksal besiegelt ist. Es nützt nichts, die Götter um Glück für ihn anzuflehen. Und es lohnt sich auch nicht," fügte er mit leisem Lächeln hinzu. „Niemand hat von ihm noch etwas zu fürchten oder zu hoffen. Warum sollten wir uns also um seinetwillen Mühe machen?"

Er grüßte und ging, doch die Alte blieb wie betäubt stehen.

Zum erstenmal in ihrem Leben brach sie zusammen und sah aus wie eine, die das Alter besiegt hat. Sie stand mit gebeugtem Rücken und zitterndem Kopfe da, und mit Händen, die kraftlos in der Luft tasteten.

Sie sehnte sich, von dieser Stelle fortzukommen, aber sie hob die Füße nur langsam und bewegte sich strauchelnd vorwärts. Sie sah sich um, um etwas zu finden, was sie als Stab gebrauchen könnte.

Nach einigen Augenblicken gelang es ihr doch, mit ungeheurer Willensanstrengung die Mattigkeit zurückzudrängen. Sie richtete sich wieder empor und zwang sich, mit festen Schritten durch die menschenerfüllten Gassen zu gehen.

4

Eine Woche später wanderte die alte Faustina die steilen Abhänge der Insel Capreae hinan. Es war ein heißer Tag, und das furchtbare Gefühl des Alters und der Mattigkeit überkam sie wieder, während sie die geschlängelten Pfade und die in die Felsen gehauenen Stufen erklomm, die zu der Villa des Tiberius führten.

Dieses Gefühl steigerte sich noch, als sie zu merken anfing, wie sehr sich alles während der Zeit, die sie fern gewesen war, verändert hatte. Früher waren immer große Scharen von Menschen diese Treppen hinauf und heruntergeeilt. Es hatte hier von Senatoren gewimmelt, die sich von riesigen Lybiern tragen ließen; von Sendboten aus den Provinzen, die von langen Sklavenzügen geleitet ankamen; von Stellensuchenden und von vornehmen Männern, die eingeladen waren, an den Festen des Kaisers teilzunehmen.

Aber heute waren diese Treppen und Gänge ganz verödet. Die graugrünen Eidechsen waren die einzigen lebenden Wesen, die die alte Frau auf ihrem Wege bemerkte.

Sie staunte, daß alles bereits zu verfallen schien. Die Krankheit des Kaisers konnte höchstens ein paar Monate gedauert haben, und doch war schon Unkraut in den Spalten zwischen den Marmorfliesen emporgewuchert. Edle Gewächse in schönen Vasen waren schon vertrocknet, und mutwillige Zerstörer, denen niemand Einhalt getan hatte, hatten an ein paar Stellen die Balustrade niedergebrochen.

Aber am allerseltsamsten deuchte sie doch die völlige Menschenleere. Wenn es auch Fremdlingen verboten war, sich auf der Insel sehen zu lassen, so mußten sie doch wohl noch da sein, diese unendlichen Scharen von Kriegsknechten und Sklaven, von Tänzerinnen und Musikanten, von Köchen und Tafeldeckern, von Palastwachen und Gartenarbeitern, die zum Haushalt des Kaisers gehörten.

Erst als Faustina die oberste Terrasse erreichte, erblickte sie ein paar alte Sklaven, die auf den Treppenstufen vor der Villa saßen. Als sie sich ihnen näherte, erhoben sie sich und neigten sich vor ihr.

„Sei gegrüßt, Faustina," sagte der eine. „Ein Gott schickt dich, um unser Unglück zu lindern."

„Was ist dies, Milo?" fragte Faustina. „Warum ist es hier so öde? Man hat mir doch gesagt, daß Tiberius noch auf Capreae weile?"

„Der Kaiser hat alle seine Sklaven vertrieben, weil er den Verdacht hegt, einer von uns habe ihm vergifteten Wein zu trinken gegeben, und dies habe die Krankheit hervorgerufen. Er hätte auch mich und Tito fortgejagt,

wenn wir uns nicht geweigert hätten, ihm zu gehorchen. Und du weißt doch, daß wir unser ganzes Leben lang dem Kaiser und seiner Mutter gedient haben."

„Ich frage nicht nur nach Sklaven," sagte Faustina. „Wo sind die Senatoren und Feldherrn? Wo sind des Kaisers Vertraute und alle schmeichelnden Speichellecker?"

„Tiberius will sich nicht mehr vor Fremden zeigen," sagte der Sklave. „Der Senator Lucius und Macro, der Anführer der Leibwache, kommen jeden Tag her und nehmen seine Befehle entgegen. Sonst darf sich ihm niemand nahen."

Faustina hatte die Treppe erstiegen, um in das Landhaus einzutreten. Der Sklave schritt ihr voran, und im Gehen fragte sie ihn:

„Was sagen die Ärzte über Tiberii Krankheit?"

„Keiner von ihnen versteht diese Krankheit zu behandeln. Sie wissen nicht einmal, ob sie rasch oder langsam tötet. Aber eins kann ich dir sagen, Faustina, daß Tiberius sterben muß, wenn er sich weiter weigert, Nahrung zu sich zu nehmen, aus Furcht, daß sie vergiftet sein könnte. Und ich weiß, daß ein kranker Mann es nicht aushalten kann, Tag und Nacht zu wachen, wie der Kaiser tut, aus Angst, im Schlafe ermordet zu werden. Wenn er dir vertrauen will wie in frühern Tagen, wird es dir vielleicht gelingen, ihn zum Essen und Schlafen zu bewegen. Damit kannst du sein Leben um viele Tage verlängern."

Der Sklave führte Faustina durch mehrere Gänge und Höfe zu einer Terrasse, auf der Tiberius sich aufzuhalten pflegte, um die Aussicht über die schönen Meeresbuchten und den stolzen Vesuv zu genießen.

Als Faustina die Terrasse betrat, sah sie dort ein grausiges Wesen mit aufgeschwollenem Gesicht und tierischen Zügen. Seine Hände und Füße waren mit weißen Binden umwickelt, aber aus den Binden kamen halb abgefressene Finger und Zehen hervor. Und die Kleider dieses Menschen waren staubig und besudelt. Man sah, daß er nicht imstande war, aufrecht zu gehen, sondern über die Terrasse hatte kriechen müssen. Er lag mit geschlossenen Augen am äußersten Ende der Balustrade und regte sich

nicht, als der Sklave und Faustina herankamen. Doch Faustina flüsterte dem Sklaven, der ihr voranschritt, zu: „Aber, Milo, wie kann sich ein solcher Mensch hier auf der Kaiserterrasse aufhalten? Eile dich, ihn von hier fortzuschaffen!"

Aber kaum hatte sie dies gesagt, als sie sah, wie der Sklave sich vor dem liegenden, elenden Menschen tief zur Erde neigte.

„Cäsar Tiberius," sagte er, „endlich habe ich dir frohe Kunde zu bringen."

Zugleich wendete sich der Sklave an Faustina, prallte aber betroffen zurück und konnte kein Wort mehr hervorbringen.

Er sah nicht mehr die stolze Matrone, die so stark ausgesehen hatte, daß man erwarten konnte, ihr Alter werde dem einer Sibylle gleichkommen. In diesem Augenblick war sie in kraftloser Greisenhaftigkeit zusammengesunken, und der Sklave sah ein gebeugtes Mütterchen mit trübem Blick und tastenden Händen vor sich.

Denn wohl hatte man Faustina gesagt, daß der Kaiser furchtbar verändert sei, aber sie hatte doch keinen Augenblick aufgehört, sich ihn als den kräftigen Mann zu denken, der er gewesen war, als sie ihn das letzte Mal gesehen hatte. Sie hatte auch jemand sagen hören, daß diese Krankheit langsam wirke, und daß sie Jahre brauche, um einen Menschen zu verwandeln. Aber hier war sie mit solcher Heftigkeit vorgeschritten, daß sie den Kaiser in wenigen Monden schon unkenntlich gemacht hatte.

Sie wankte auf den Kaiser zu. Sie vermochte nicht zu sprechen, sondern stand stumm neben ihm und weinte.

„Bist du endlich gekommen, Faustina?" sagte er, ohne die Augen zu öffnen. „Ich lag da und wähnte, du stündest hier und weintest über mich. Ich wage nicht aufzublicken, aus Furcht, daß dies nur ein Trugbild gewesen sein könnte."

Da setzte sich die Alte neben ihn. Sie hob seinen Kopf und bettete ihn in ihren Schoß.

Aber Tiberius blieb still liegen, ohne sie anzusehen. Ein Gefühl süßen Friedens erfüllte ihn, und im nächsten Augenblicke versank er in ruhigen Schlummer.

5

Einige Wochen später wanderte einer der Sklaven des Kaisers der einsamen Hütte in den Sabiner Bergen zu. Der Abend brach an, und der Winzer und seine Frau standen in ihrer Tür und sahen die Sonne im fernen Westen sinken. Der Sklave bog vom Wege ab und kam heran und grüßte sie. Dann zog er einen schweren Beutel hervor, der ihm im Gürtel stak und legte ihn dem Manne in die Hand.

„Dieses schickt dir Faustina, die alte Frau, der du Barmherzigkeit erwiesen hast," sagte der Sklave. „Sie läßt dir sagen, du mögest dir für dieses Geld einen eignen Weinberg kaufen und dir eine Wohnung erbauen, die nicht so hoch oben in den Lüften liegt, wie die Horste der Adler."

„Die alte Faustina lebt also wirklich noch?" sagte der Mann. „Wir haben sie in Klüften und Sümpfen gesucht. Als sie nicht zu uns zurückkehrte, glaubte ich, sie hätte in diesen elenden Bergen den Tod gefunden."

„Erinnerst du dich nicht," fiel die Frau ein, „daß ich nicht glauben wollte, daß sie tot sei? Habe ich dir nicht gesagt, sie würde zum Kaiser zurückgekehrt sein?"

„Ja," gab der Mann zu, „so sagtest du wirklich, und ich freue mich, daß du recht behalten hast, nicht nur, weil Faustina dadurch reich genug geworden ist, um uns aus unsrer Armut zu retten, sondern auch um des armen Kaisers willen."

Der Sklave wollte nun sogleich Abschied nehmen, um bewohnte Gegenden zu erreichen, bevor die Dunkelheit anbräche, aber dies ließen die beiden Eheleute nicht zu. „Du mußt bis zum Morgen bei uns bleiben," sagten sie, „wir können dich nicht ziehen lassen, ehe du uns alles erzählt hast, was Faustina widerfahren ist. Warum ist sie zum Kaiser zurückgekehrt? Wie war ihre Begegnung? Sind sie nun glücklich, daß sie wieder vereint sind?"

Der Sklave gab ihren Bitten nach. Er trat mit ihnen in die Hütte, und beim Abendbrot erzählte er von der Krankheit des Kaisers und Faustinas Rückkehr.

Als der Sklave seine Erzählung beendet hatte, sah er, wie der Mann und die Frau regungslos und staunend

sitzen blieben. Ihre Blicke waren zu Boden geschlagen, gleichsam, um die Erregung nicht zu verraten, die sich ihrer bemächtigt hatte.

Endlich sah der Mann auf und sagte zu seinem Weibe: „Glaubst du nicht, daß dies eine Fügung Gottes ist?“

„Ja,“ sagte die Frau, „sicherlich hat uns der Herr um dessentwillen über das Meer in diese Hütte gesendet. Gewiß war dies seine Absicht, als er die alte Frau an unsre Tür führte.“

Sowie die Frau diese Worte gesprochen hatte, wendete sich der Winzer wieder an den Sklaven.

„Freund,“ sagte er zu ihm. „Du sollst Faustina eine Botschaft von mir bringen! Sag ihr dies, Wort für Wort! Solches kündet dir dein Freund, der Winzer aus den Sabiner Bergen. Du hast die junge Frau gesehen, die mein Weib ist. Schien sie dir nicht hold in Schönheit und blühend in Gesundheit? Und doch hat diese junge Frau einmal an derselben Krankheit gelitten, die nun Tiberius befallen hat.“

Der Sklave machte eine Bewegung des Staunens, aber der Winzer fuhr mit immer größerm Nachdruck fort.

„Wenn Faustina sich weigert, meinen Worten Glauben zu schenken, so sag ihr, daß meine Frau und ich aus Palästina in Asien stammen, einem Lande, wo diese Krankheit häufig vorkommt. Und dort ist ein Gesetz, daß die Aussätzigen aus Städten und Dörfern vertrieben werden und auf öden Plätzen wohnen und ihre Zuflucht in Gräbern und Felsenhöhlen suchen müssen. Sage Faustina, daß mein Weib von kranken Eltern stammt und in einer Felsenhöhle geboren wurde. Und solange sie noch ein Kind war, war sie gesund, aber als sie zur Jungfrau heranwuchs, wurde sie von der Krankheit befallen.“

Als der Winzer dies gesagt hatte, neigte der Sklave freundlich lächelnd das Haupt und sagte zu ihm: „Wie willst du, daß Faustina dies glaube? Sie hat ja deine Frau in ihrer Gesundheit und Blüte gesehen? Und sie weiß ja, daß es kein Heilmittel gegen diese Krankheit gibt.“

Doch der Mann erwiderte: „Es wäre das beste für sie, wenn sie mir glauben wollte. Aber ich bin auch nicht ohne

Zeugen. Sie möge Kundschafter hinüber nach Nazareth in Galiläa senden. Da wird jeder Mensch meine Aussage bestätigen!"

„Ist deine Frau vielleicht durch das Wunderwerk irgendeines Gottes geheilt worden?" fragte der Sklave.

„Ja," antwortete der Arbeiter, „wie du sagst, so ist es. Eines Tages verbreitete sich ein Gerücht unter den Kranken, die in der Wildnis wohnten: ‚Sehet, es ist ein großer Prophet erstanden, in der Stadt Nazareth in Galiläa. Er ist voll der Kraft von Gottes Geist, und er kann eure Krankheit heilen, wenn er nur seine Hand auf eure Stirn legt.' Aber die Kranken, die in ihrem Elend lagen, wollten nicht glauben, daß dieses Gerücht Wahrheit sei. ‚Uns kann niemand heilen,' sagten sie. ‚Seit den Tagen der großen Propheten hat niemand einen von uns aus seinem Unglück retten können.'

Aber es war eine unter ihnen, die glaubte, und diese eine war eine Jungfrau. Sie ging von den andern fort, um den Weg in die Stadt Nazareth zu suchen, wo der Prophet weilte. Und eines Tages, als sie über weite Ebnen wanderte, begegnete sie einem Manne, der hochgewachsen war und ein bleiches Gesicht hatte, und dessen Haar in blanken, schwarzen Locken lag. Seine dunkeln Augen leuchteten gleich Sternen und zogen sie zu ihm hin. Aber bevor sie sich noch begegneten, rief sie ihm zu: ‚Komm mir nicht nahe, denn ich bin eine Unreine, aber sage mir, wo kann ich den Propheten aus Nazareth finden?' Aber der Mann fuhr fort, ihr entgegenzugehen, und als er dicht vor ihr stand, sagte er: — ‚Warum suchest du den Propheten aus Nazareth?' — ‚Ich suche ihn, auf daß er seine Hand auf meine Stirn lege und mich von meiner Krankheit heile.' Da trat der Mann heran und legte seine Hand auf ihre Stirn. — Aber sie sprach zu ihm: ‚Was frommt es mir, daß du deine Hand auf meine Stirn legst? Du bist doch kein Prophet?' — Da lächelte er ihr zu und sagte: ‚Gehe jetzt zur Stadt, die dort auf dem Bergesabhang liegt und zeige dich den Priestern.'

Die Kranke dachte bei sich selbst: Er treibt seinen Spott mit mir, weil ich glaube, daß ich geheilt werden kann. Von ihm kann ich nicht erfahren, was ich wissen

will. Und sie ging weiter. Gleich darauf sah sie einen Mann, der zur Jagd auszog, über das weite Feld reiten. Als er ihr so nah gekommen war, daß er sie hören konnte, rief sie ihm zu: ‚Komme nicht zu mir her, denn ich bin eine Unreine, aber sage mir, wo ich den Propheten aus Nazareth finden kann?‘ — ‚Was willst du von dem Propheten?‘ fragte sie der Mann und ritt langsam auf sie zu. — ‚Ich will nur, daß er seine Hand auf meine Stirn lege und mich gesund mache von meiner Krankheit.‘ Aber der Mann ritt noch näher. — ‚Von welcher Krankheit willst du geheilt werden?‘ sagte er. ‚Du bedarfst doch keines Arztes.‘ — ‚Siehst du nicht, daß ich eine Unreine bin?‘ sagte sie. ‚Ich stamme von kranken Eltern und bin in einer Felsenhöhle geboren.‘ Aber der Mann ließ sich nicht abhalten, auf sie zuzureiten, denn sie war hold und lieblich, wie eine eben erblühte Blume. — ‚Du bist die schönste Jungfrau im Lande Juda,‘ rief er. — ‚Treibe nicht auch du deinen Spott mit mir,‘ sagte sie. ‚Ich weiß, daß meine Züge zerfressen sind und meine Stimme wie das Heulen eines wilden Tieres klingt.‘ Aber er sah ihr tief in die Augen und sprach zu ihr: ‚Deine Stimme ist klingend wie die Stimme des Frühlingsbächleins, wenn es über Kieselsteine rieselt, und dein Gesicht ist glatt wie ein Tuch aus weicher Seide.‘

Zugleich ritt er so nahe an sie heran, daß sie ihr Gesicht in den blanken Beschlägen sehen konnte, die seinen Sattel zierten. ‚Du sollst dich hier spiegeln,‘ sagte er. Sie tat es, und sie sah ein Gesicht, das zart und weich war, wie ein eben entfalteter Schmetterlingsflügel. — ‚Was ist dies, was ich sehe?‘ sagte sie. ‚Das ist nicht mein Gesicht.‘ — ‚Doch, es ist dein Gesicht,‘ sagte der Reiter. — ‚Aber meine Stimme, klingt sie nicht röchelnd? Klingt sie nicht, wie wenn Wagen über einen steinigen Weg gezogen werden?‘ — ‚Nein, sie klingt wie die süßesten Weisen eines Harfenspielers,‘ sagte der Reiter.

Sie wendete sich und wies über den Weg. ‚Weißt du, wer der Mann ist, der eben jetzt zwischen den zwei Eichen verschwindet?‘ fragte sie den Reiter. — ‚Er ist es, nach dem du vorhin fragtest, der Prophet aus Nazareth,‘ sagte der Mann. Da schlug sie staunend die Hände zusammen, und ihre Augen füllten sich mit Tränen. ‚O, du Heiliger!

O, du Träger von Gottes Macht!' rief sie. ‚Du hast mich geheilt!'

Aber der Reiter hob sie in den Sattel und führte sie zu der Stadt auf dem Bergesabhang und ging mit ihr zu den Ältesten und Priestern und berichtete ihnen, wie er sie gefunden hatte. Sie befragten ihn genau nach allem, aber als sie hörten, daß die Jungfrau in der Wildnis von kranken Eltern geboren war, da wollten sie nicht glauben, daß sie geheilt sei. ‚Gehe dorthin zurück, von wannen du gekommen bist,' sagten sie. ‚Wenn du krank warst, mußt du es dein ganzes Leben lang bleiben. Du sollst nicht hierher in die Stadt kommen, um uns andre mit deiner Krankheit anzustecken!'

Sie sagte zu ihnen: ‚Ich weiß, daß ich gesund bin, denn der Prophet aus Nazareth hat seine Hand auf meine Stirn gelegt.'

Als sie dies hörten, riefen sie: ‚Wer ist er, daß er die Unreinen rein machen könnte? Alles dies ist ein Blendwerk böser Geister. Kehre zurück zu den Deinen, auf daß du nicht uns alle ins Verderben stürzest!'

Sie wollten sie nicht für geheilt erklären, und sie verboten ihr, in der Stadt zu verweilen. Sie verordneten, daß jeglicher, der ihr Schutz gewähre, gleichfalls als unrein erklärt werde.

Als die Priester dieses Urteil gefällt hatten, sagte die junge Jungfrau zu dem Manne, der sie draußen auf dem Felde gefunden hatte: ‚Wohin soll ich mich wenden? Muß ich zurück in die Wildnis zu den Kranken gehen?'

Aber der Mann hob sie wieder auf sein Pferd und sprach zu ihr: ‚Nein wahrlich, du sollst nicht zu den Kranken in ihre Felshöhlen gehen, sondern wir beide wollen fortziehen, über das Meer in ein andres Land, wo es nicht Gesetze gibt für Reine und Unreine.' Und sie — —"

Aber als der Winzer in seiner Erzählung so weit gekommen war, erhob sich der Sklave und fiel ihm in die Rede. „Du brauchst mir nichts mehr zu erzählen," sagte er. „Stehe lieber auf und führe mich ein Stuck Weges, du, der die Berge kennt, damit ich noch in dieser Nacht meine Heimfahrt antreten kann und nicht bis zum Morgen zu warten brauche. Der Kaiser und Faustina können deine Nachrichten nicht einen Augenblick zu früh erfahren."

Als der Winzer dem Sklaven das Geleit gegeben hatte und wieder in die Hütte heimkam, fand er seine Frau noch wach.

„Ich kann nicht schlafen," sagte sie, „ich denke daran, daß diese beiden sich begegnen werden. Er, der alle Menschen liebt, und er, der sie haßt. Es ist, als müßte diese Begegnung die Welt aus ihrer Bahn schleudern."

6

Die alte Faustina war in dem fernen Palästina, auf dem Wege nach Jerusalem. Sie hatte nicht gewollt, daß der Auftrag, den Propheten zu suchen und ihn zum Kaiser zu führen, einem andern als ihr anvertraut werde. Sicherlich hatte sie bei sich selbst gedacht: Was wir von diesem fremden Manne verlangen, ist etwas, was wir ihm weder durch Gewalt noch durch Gaben entlocken können. Aber vielleicht gewährt er es uns, wenn jemand ihm zu Füßen fällt und ihm sagt, in welcher Not sich der Kaiser befindet. Und wer kann die rechte Fürbitte für Tiberius tun, wenn nicht die, die unter seinem Unglück ebenso schwer leidet wie er selbst.

Die Hoffnung, Tiberius vielleicht retten zu können, hatte die alte Frau verjüngt. Ohne Schwierigkeit hatte sie die lange Seereise noch Joppe überstanden, und auf der Fahrt nach Jerusalem bediente sie sich nicht eines Tragsessels, sondern sie ritt. Sie schien die beschwerliche Reise ebenso leicht zu ertragen, wie die edeln Römer, die Krieger und die Sklaven, die ihr Gefolge bildeten.

Diese Fahrt von Joppe nach Jerusalem erfüllte das Herz der alten Frau mit Freude und lichter Hoffnung. Es war die Zeit des Frühlings, und die Ebne von Saron, die sie auf der ersten Tagesreise durchritten hatten, war ein einziger leuchtender Blumenteppich gewesen. Auch auf der Fahrt des zweiten Tages, als sie in die Berge von Judäa eindrangen, verließen die Blumen sie nicht. Alle die vielförmigen Hügel, zwischen denen der Weg sich durchschlängelte, waren mit Obstbäumen bepflanzt, die in reichster Blüte standen. Und wenn die Reisenden es müde wurden, die weißrosigen Blüten der Aprikosen und

Pfirsichbäume zu betrachten, konnten sie ihre Augen erquicken, indem sie sie auf dem jungen Weinlaub ruhen ließen, das aus den schwarzbraunen Reben hervorquoll, und dessen Wachstum so rasch war, daß man es mit den Augen verfolgen zu können meinte.

Aber nicht nur Blumen und Frühlingsgrün machten die Wanderung lieblich. Der größte Reiz wurde ihr von allen den Menschenscharen verliehen, die an diesem Morgen auf dem Wege nach Jerusalem waren. Von allen Wegen und Stegen, von einsamen Höhen und aus den fernsten Winkeln der Ebene kamen Wandrer. Wenn sie die Straße nach Jerusalem erreicht hatten, schlossen sich die einzelnen Reisenden zu großen Scharen zusammen und zogen unter frohem Jubel dahin. Rings um einen alten Mann, der auf einem schaukelnden Kamele ritt, gingen seine Söhne und Töchter, seine Eidame und Schwiegertöchter, und alle seine Enkelkinder. Es war ein so großes Geschlecht, daß es ein ganz kleines Heer bildete. Eine alte Mutter, die zu schwach war, um zu gehen, hatten die Söhne auf ihre Arme gehoben, und sie ließ sich stolz durch die ehrfürchtig zur Seite weichenden Scharen tragen.

Das war in Wahrheit ein Morgen, der selbst den Betrübtesten mit Freude erfüllen konnte. Der Himmel war freilich nicht klar, sondern mit einer dünnen weißgrauen Wolkenschicht überzogen, aber keinem der Wandrer kam es in den Sinn, sich zu beklagen, daß der harte Glanz der Sonne gedämpft war. Unter diesem verschleierten Himmel strömten die Wohlgerüche der blühenden Bäume und des jungen Laubes nicht so rasch wie sonst in den weiten Raum, sondern sie verweilten über Wegen und Fluren. Und dieser schöne Tag, der mit seinem schwachen Licht und seinen reglosen Winden an die Ruhe und den Frieden der Nacht gemahnte, schien allen den vorwärtseilenden Menschenscharen etwas von seinem Wesen mitzuteilen, so daß sie fröhlich, aber doch weihevoll weiterzogen, mit gedämpfter Stimme uralte Hymnen singend, oder auf seltsamen, altertümlichen Instrumenten spielend, aus denen Töne kamen, die gleich dem Summen der Mücken oder dem Zirpen der Heimchen waren.

Wie die alte Faustina zwischen allen diesen Menschen

dahinritt, wurde auch sie von ihrem Eifer und ihrer Freude mitgerissen. Sie trieb ihren Zelter zu größerer Eile, während sie zu einem jungen Römer, der sich an ihrer Seite hielt, sagte: „Mir träumte heute nacht, daß ich Tiberius sähe und er mich bäte, die Reise ja nicht aufzuschieben, sondern gerade heute nach Jerusalem zu ziehen. Mich dünkt, die Götter wollten mir eine Mahnung schikken, es nicht zu verabsäumen, an diesem schönen Morgen hinzuwandern."

Als sie diese Worte sprach, hatten sie gerade die höchste Höhe eines langgestreckten Bergrückens erreicht, und dort hielt sie unwillkürlich an. Vor ihr lag ein großer, tiefer Talkessel, von schönen Anhöhen umkränzt, und aus der dunkeln, schattigen Tiefe dieses Tales hob sich der gewaltige Fels, der auf seinem Gipfel die Stadt Jerusalem trug.

Aber das enge Bergstädtchen, das mit seinen Mauern und Türmen einem krönenden Geschmeide gleich auf der flachen Höhe des Felsens lag, war an diesem Tage tausendfältig vergrößert. Alle die rings um das Tal ansteigenden Höhen waren von bunten Zelten und einem Gewühl von Menschen bedeckt.

Es wurde Faustina klar, daß die ganze Bevölkerung des Landes sich in Jerusalem sammelte, um irgendein großes Fest zu feiern. Die entfernter Wohnenden waren schon angelangt und hatten ihre Zelte aufgeschlagen. Die hingegen in der Nachbarschaft der Stadt wohnten, waren noch im Anzuge. Alle die lichten Bergeshöhen hinunter sah man sie kommen, gleich einem ununterbrochenen Strome von weißen Gewändern, Gesängen und Festesfreude.

Lange überschaute die alte Frau diese heranströmenden Menschenmengen und die langen Zeltreihen. Dann sagte sie zu dem jungen Römer, der an ihrer Seite ritt:

„Wahrlich, Sulpicius, das ganze Volk muß nach Jerusalem gekommen sein."

„Es ist in Wirklichkeit so," antwortete der Römer, der von Tiberius ausersehen worden war, Faustina zu geleiten, weil er mehrere Jahre lang in Judäa gelebt hatte. „Sie feiern jetzt das große Frühlingsfest, und da ziehen alle Menschen, jung und alt, nach Jerusalem."

Faustina besann sich einen Augenblick. „Ich freue mich, daß wir an dem Tage in diese Stadt gekommen sind, wo das Volk seinen Feiertag begeht,“ sagte sie. „Dies kann nichts andres bedeuten, als daß die Götter unsere Fahrt beschützen. Hältst du es nicht für wahrscheinlich, daß er, den wir suchen, der Prophet aus Nazareth, auch nach Jerusalem gekommen ist, um an dem Feste teilzunehmen?“

„Du hast wirklich recht, Faustina,“ sagte der Römer. „Er ist vermutlich hier in Jerusalem. Dies ist in Wahrheit eine Fügung der Götter. So stark und kräftig du auch bist, du kannst dich doch glücklich preisen, wenn du nicht die lange, beschwerliche Reise nach Galiläa hinauf machen mußt.“

Er ritt sogleich auf ein paar Wandrer zu, die eben vorbeizogen und fragte sie, ob sie glaubten, daß der Prophet aus Nazareth sich in Jerusalem befinde.

„Wir haben ihn jedes Jahr um diese Zeit dort gesehen,“ antwortete einer der Wandersleute. „Sicherlich ist er auch dieses Jahr gekommen, denn er ist ein frommer und gerechter Mann.“

Eine Frau streckte die Hand aus und wies auf eine Höhe, die östlich von der Stadt lag. „Siehst du diesen Bergabhang, der mit Olivenbäumen bewachsen ist?“ sagte sie. „Dort pflegen die Galiläer ihre Zelte aufzuschlagen, und da erhältst du die sichersten Nachrichten über den, den du suchst.“

Sie zogen weiter, einen geschlängelten Pfad bis in die Tiefe des Tales hinunter und begannen dann, den Berg Zion emporzureiten, um die Stadt auf seinem Gipfel zu erreichen.

Der steil ansteigende Weg war hier von niedrigen Mauern umsäumt, und auf ihnen saßen und lagen eine unzählige Menge Bettler und Krüppel, die die Barmherzigkeit der Reisenden anriefen.

Während der langsamen Fahrt kam eine der jüdischen Frauen auf Faustina zu. „Sieh dort,“ sagte sie und wies auf einen Bettler, der auf der Mauer saß, „dies ist ein galiläischer Mann. Ich erinnere mich, ihn unter den Jüngern des Propheten gesehen zu haben. Er kann dir sagen, wo der zu finden ist, den du suchst.“

Faustina ritt mit Sulpicius auf den Mann zu, den man ihr gezeigt hatte. Es war ein armer alter Mann mit großem, graugesprenkeltem Barte. Sein Gesicht war von Hitze und Sonnenschein gebräunt, und seine Hände waren schwielig von der Arbeit. Er begehrte keine Almosen, sondern schien im Gegenteil so tief in kummervolle Gedanken versunken zu sein, daß er nicht einmal zu den Vorüberziehenden aufsah.

Er hörte auch nicht, daß Sulpicius ihn ansprach, sondern dieser mußte seine Frage ein paarmal wiederholen.

„Mein Freund, man hat mir gesagt, daß du ein Galiläer seist. Ich bitte dich, sage mir, wo kann ich den Propheten aus Nazareth finden?"

Der Galiläer fuhr heftig zusammen und sah sich verwirrt um. Aber als er endlich begriff, was man von ihm verlangte, geriet er in einen Zorn, in den sich Entsetzen mischte. „Was sagst du da?" brach er los. „Warum fragst du mich nach dem Manne? Ich weiß nichts von ihm. Ich bin kein Galiläer."

Die jüdische Frau mischte sich jetzt ins Gespräch. „Ich habe dich doch mit ihm gesehen," fiel sie ein. „Hege keine Furcht, sondern sage dieser vornehmen Römerin, die die Freundin des Kaisers ist, wo sie ihn schnell finden kann."

Aber der erschrockene Jünger wurde immer erbitterter. „Sind heute alle Menschen wahnsinnig geworden?" rief er. „Sind sie von einem bösen Geiste besessen, da sie einer um den andern kommen und mich nach diesem Manne fragen? Warum will mir niemand glauben, wenn ich sage, daß ich den Propheten nicht kenne? Ich bin nicht aus seinem Lande gekommen. Ich habe ihn niemals gesehen."

Seine Heftigkeit zog die Aufmerksamkeit auf ihn, und ein paar Bettler, die neben ihm auf der Mauer saßen, begannen gleichfalls seine Worte zu bestreiten.

„Freilich hast du zu seinen Jüngern gehört," sagten sie. „Wir wissen alle, daß du mit ihm aus Galiläa gekommen bist."

Aber der Mann streckte beide Arme zum Himmel empor und rief: „Ich habe es heute in Jerusalem nicht aushalten können um dieses Mannes willen, und jetzt lassen

sie mich nicht einmal hier draußen unter den Bettlern in Frieden. Warum wollt ihr mir nicht glauben, wenn ich euch sage, daß ich ihn nie gesehen habe?"

Faustina wendete sich mit einem Achselzucken ab. „Laß uns weiterziehen," sagte sie. „Dieser Mann ist ja wahnsinnig. Von ihm können wir nichts erfahren."

Sie zogen weiter, den Bergeshang hinauf. Faustina war nicht mehr als zwei Schritte vom Stadttor entfernt, als die israelitische Frau, die ihr hatte helfen wollen, den Propheten zu finden, ihr zurief, sie solle sich in acht nehmen. Sie zog die Zügel an und sah, daß dicht vor den Füßen der Pferde ein Mann auf dem Wege lag. Wie er da im Staube ausgestreckt lag, gerade da, wo das Gedränge am lebhaftesten wogte, mußte man es ein Wunder nennen, daß er nicht schon von Tieren oder Menschen niedergetreten war.

Der Mann lag auf dem Rücken und starrte mit erloschenen, glanzlosen Blicken empor. Er regte sich nicht, obgleich die Kamele ihre schweren Füße dicht neben ihm niedersetzten. Er war ärmlich gekleidet und überdies mit Staub und Erde besudelt. Ja, er hatte so viel Sand über sich geschüttet, daß es aussah, als suche er sich zu verbergen, um leichter überritten oder niedergetreten zu werden.

„Was ist dies? Warum liegt dieser Mann hier auf dem Wege?" fragte Faustina.

In demselben Augenblicke begann der Liegende die Vorübergehenden anzurufen. „Bei eurer Barmherzigkeit, Brüder und Schwestern, führet eure Pferde und Lasttiere über mich hin! Weichet mir nicht aus! Zertretet mich zu Staub! Ich habe unschuldig Blut verraten. Zertretet mich zu Staub!"

Sulpicius faßte Faustinas Pferd am Zügel und führte es zur Seite. „Das ist ein Sünder, der Buße tun will," sagte er. „Lasse dich dadurch nicht aufhalten. Diese Leute sind wunderlich, und man muß sie ihre eignen Wege gehen lassen."

Der Mann auf dem Wege fuhr fort zu rufen: „Setzet eure Fersen auf mein Herz! Lasset die Kamele meine Brust zertreten und den Esel seine Hufe in meine Augen versenken!"

Aber Faustina brachte es nicht über sich, an diesem Elenden vorbeizureiten, ohne zu versuchen, ob sie ihn nicht bewegen könnte, aufzusehen. Sie hielt noch immer neben ihm.

Die israelitische Frau, die ihr schon einmal hatte dienen wollen, drängte sich jetzt wieder an sie heran. „Dieser Mann hat auch zu den Jüngern des Propheten gehört," sagte sie. „Willst du, daß ich ihn nach seinem Meister frage?"

Faustina nickte, und die Frau beugte sich über den Liegenden.

„Was habt ihr Galiläer an diesem Tage mit euerm Meister gemacht?" fragte sie. „Ich treffe euch zerstreut auf Wegen und Stegen, aber ihn sehe ich nirgends."

Aber als sie so fragte, richtete sich der Mann, der im Straßenstaube lag, auf seine Knie empor. „Was für ein böser Geist hat dir eingegeben, mich nach ihm zu fragen?" sagte er mit einer Stimme, die voll Verzweiflung war. „Du siehst ja, daß ich mich in den Straßenstaub geworfen habe, um zertreten zu werden. Ist dir das nicht genug? Mußt du noch kommen und mich fragen, was ich mit ihm angefangen habe?"

„Ich verstehe nicht, was du mir vorwirfst," sagte die Frau. „Ich wollte ja nur wissen, wo dein Meister ist."

Als sie die Frage wiederholte, sprang der Mann auf und steckte beide Zeigefinger in die Ohren.

„Wehe dir, daß du mich nicht in Frieden sterben lassen kannst," rief er. Er bahnte sich einen Weg durch das Volk, das sich vor dem Tore drängte, und stürzte, vor Entsetzen brüllend, von dannen, während seine zerfetzten Kleider ihn gleich dunkeln Flügeln umflatterten.

„Es will mich bedünken, daß wir zu einem Volke von Narren gekommen sind," sagte Faustina, als sie den Mann fliehen sah. Sie war durch den Anblick der Schüler des Propheten ganz niedergeschlagen. Konnte ein Mann, der solche Tollhäusler zu seinen Begleitern zählte, imstande sein, etwas für den Kaiser zu tun?

Auch die israelitische Frau schaute betrübt drein, und sie sprach mit großem Ernste zu Faustina: „Herrscherin, zögere nicht, den aufzusuchen, den du finden willst. Ich fürchte, es ist ihm etwas Böses zugestoßen, da seine

Jünger so von Sinnen sind und es nicht ertragen, von ihm reden zu hören."

Faustina und ihr Gefolge ritten endlich durch die Torwölbung und kamen in enge, dunkle Gassen, die von Menschen wimmelten. Es erschien beinahe unmöglich, durch die Stadt zu kommen. Einmal ums andere mußten die Reiter Halt machen. Vergebens suchten Sklaven und Kriegsknechte einen Weg zu bahnen. Die Menschen hörten nicht auf, sich in einem dichten und unaufhaltsamen Strome vorbeizuwälzen.

„Wahrlich," sagte die alte Frau zu Sulpicius, „Roms Straßen sind stille Lustgärten im Vergleiche zu diesen Gassen."

Sulpicius sah bald, daß fast unübersteigliche Schwierigkeiten ihrer harrten.

„In diesen überfüllten Gassen ist es beinahe leichter zu gehen als zu reiten," sagte er. „Wenn du nicht allzu müde bist, würde ich dir raten, zu Fuße zum Palaste des Landpflegers zu gehen. Er liegt freilich weit weg, aber wenn wir hin reiten wollen, kommen wir sicherlich nicht vor Mitternacht ans Ziel."

Faustina ging sogleich auf den Vorschlag ein. Sie stieg vom Pferde und überließ es der Obhut eines Sklaven. Dann begannen die reisenden Römer die Stadt zu Fuß zu durchwandern.

Dies gelang ihnen weit besser. Sie drangen ziemlich rasch bis zum Herzen der Stadt vor, und Sulpicius zeigte Faustina gerade eine halbwegs breite Straße, die sie bald erreichen mußten.

„Sieh dort, Faustina," sagte er, „wenn wir erst in dieser Straße sind, sind wir bald am Ziele. Sie führt uns geradeswegs zu unserer Herberge."

Aber als sie eben in diese Straße einbiegen wollten, begegnete ihnen das größte Hindernis.

Es begab sich, daß in demselben Augenblick, wo Faustina die Straße erreichte, die sich vom Palaste des Landpflegers zur Pforte der Gerechtigkeit und nach Golgatha erstreckte, ein Gefangener vorbeigeführt wurde, der gekreuzigt werden sollte.

Ihm voran eilte eine Schar junger, wilder Menschen, die die Hinrichtung mit ansehen wollten. Sie jagten in

ungestümem Laufe durch die Straße, streckten die Arme verzückt in die Höhe und stießen ein unverständliches Geheul aus, in ihrer Freude, etwas zu schauen, was sie nicht alle Tage zu sehen bekamen.

Nach ihnen kamen Scharen von Menschen in schleppenden Gewändern, die zu den Ersten und Vornehmsten der Stadt zu gehören schienen. Hinter denen wanderten Frauen, von denen viele tränenüberströmte Gesichter hatten. Eine Anzahl Arme und Krüppel schritten vorbei und stießen Schreie aus, die in die Ohren gellten.

„O Gott!" riefen sie, „rette ihn! Sende deinen Engel und rette ihn! Schicke einen Helfer in seiner äußersten Not!"

Endlich kamen ein paar römische Kriegsknechte auf großen Pferden. Sie wachten darüber, daß niemand aus dem Volke zu dem Gefangenen hinstürze oder ihn zu befreien versuche.

Gleich hinter ihnen schritten die Henkersknechte, die den Mann, der gekreuzigt werden sollte, zu führen hatten. Sie hatten ihm ein großes, schweres Kreuz aus Holz über die Schulter gelegt, aber er war zu schwach für diese Bürde. Sie drückte ihn, daß sein Körper ganz zu Boden gebeugt wurde. Er hielt den Kopf so tief gesenkt, daß niemand sein Gesicht sehen konnte.

Faustina stand in der Mündung des kleinen Nebengäßchens und sah die schwere Wanderung des Todgeweihten an. Mit Staunen gewahrte sie, daß er einen Purpurmantel trug und daß eine Dornenkrone auf sein Haupt gedrückt war.

„Wer ist dieser Mann?" fragte sie.

Einer der Umstehenden erwiderte: „Das ist einer, der sich zum Kaiser machen wollte."

„Dann muß er den Tod um einer Sache willen leiden, die wenig erstrebenswert ist," sagte die alte Frau wehmütig.

Der Verurteilte wankte unter dem Kreuze. Immer langsamer schritt er vorwärts. Die Henkersknechte hatten einen Strick um seinen Leib geschlungen, und sie begannen daran zu ziehen, um ihn zu größerer Eile anzutreiben. Aber als sie an dem Stricke zogen, fiel der Mann hin und blieb mit dem Kreuze über sich liegen.

Da entstand ein großer Aufruhr. Die römischen Reiter hatten die größte Mühe, das Volk zurückzuhalten. Sie zückten ihre Schwerter gegen ein paar Frauen, die herbeieilten und den Gefallenen aufzurichten bemüht waren. Die Henkersknechte suchten ihn durch Schläge und Stöße zu zwingen, daß er aufstehe, allein er vermochte es nicht, wegen des Kreuzes. Endlich ergriffen ein paar von ihnen das Kreuz, um es fortzuheben.

Da richtete er das Haupt empor, und die alte Faustina konnte sein Gesicht sehen. Die Wangen trugen Striemen von Schlägen, und von seiner Stirn, die die Dornenkrone verwundet hatte, perlten ein paar Bluttropfen. Das Haar hing in wirren Büscheln, klebrig von Schweiß und Blut. Sein Mund war hart geschlossen, aber seine Lippen zitterten, als kämpften sie, um einen Schrei zurückzudrängen. Die Augen starrten tränenvoll und beinahe erloschen vor Qual und Mattigkeit.

Aber hinter dem Gesichte dieses halbtoten Menschen sah die Alte gleichsam in einer Vision ein schönes und bleiches Gesicht mit herrlichen, majestätischen Augen und milden Zügen, und sie ward plötzlich von Trauer und Rührung über das Unglück und die Erniedrigung dieses fremden Mannes ergriffen.

„O du armer Mensch, was hat man dir getan?" rief sie und trat ihm einen Schritt entgegen, während ihre Augen sich mit Tränen füllten. Sie vergaß ihre eigene Sorge und Unruhe über dieses gequälten Menschen Not. Ihr war, als müßte ihr Herz vor Mitleid zerspringen. Sie wollte gleich den andern Frauen hineilen, um ihn den Schergen zu entreißen.

Der Gefangene sah, wie sie auf ihn zukam, und er kroch näher an sie heran. Es war, als erwarte er bei ihr Schutz gegen alle zu finden, die ihn verfolgten und quälten. Er umfaßte ihre Knie. Er schmiegte sich an sie wie ein Kind, das sich zu seiner Mutter rettet.

Die Alte beugte sich über ihn, und während ihre Tränen strömten, fühlte sie die seligste Freude darüber, daß er gekommen war und bei ihr Schutz gesucht hatte. Sie legte ihren einen Arm um seinen Hals, und so wie eine Mutter zu allererst die Tränen aus den Augen des Kindes trocknet, so legte sie ihr Schweißtuch aus kühlem, feinem

24*

Linnen auf sein Gesicht, um die Tränen und das Blut fortzuwischen.

Aber in diesem Augenblick waren die Henkersknechte mit dem Heben des Kreuzes fertig. Sie kamen und rissen den Gefangenen mit sich. Ungeduldig wegen des Aufenthalts, schleppten sie ihn in wilder Hast fort. Der Todgeweihte stöhnte auf, als er von der Freistatt fortgeführt wurde, die er gefunden hatte; aber er leistete keinen Widerstand.

Jedoch Faustina umklammerte ihn, um ihn zurückzuhalten, und als ihre schwachen, alten Hände nichts vermochten und sie ihn fortführen sah, war es ihr, als hätte ihr jemand ihr eignes Kind entrissen, und sie rief: „Nein, nein! Nehmt ihn mir nicht! Er darf nicht sterben! Er darf nicht!"

Sie empfand den furchtbarsten Schmerz und Groll, weil man ihn fortführte. Sie wollte ihm nacheilen. Sie wollte mit den Schergen kämpfen und ihn ihnen entreißen.

Aber bei dem ersten Schritte, den sie machte, wurde sie von Schwindel und Ohnmacht befallen. Sulpicius beeilte sich, seinen Arm um sie zu legen, um sie vor dem Fallen zu bewahren.

Auf der einen Seite der Gasse sah er einen kleinen, dunkeln Laden, und dort hinein trug er sie. Da war weder Stuhl noch Bank, aber der Kaufmann war ein barmherziger Mann. Er schleppte eine Matte herbei und bereitete der Alten ein Lager auf dem Steinboden.

Sie war nicht besinnungslos, aber ein so starker Schwindel hatte sie befallen, daß sie sich nicht aufrecht halten konnte, sondern sich niederlegen mußte.

„Sie hat heute eine lange Wanderung hinter sich, und der Lärm und das Gedränge in der Stadt sind ihr zu viel geworden," sagte Sulpicius zu dem Kaufmanne. „Sie ist sehr alt, und keiner ist so stark, daß das Alter ihn nicht schließlich niederwerfen könnte."

„Dies ist auch für jemand, der nicht alt ist, ein schwerer Tag," sagte der Kaufmann. „Die Luft ist fast zu drückend beim Atmen. Es sollte mich nicht Wunder nehmen, wenn wir ein schweres Unwetter bekämen."

Sulpicius beugte sich über die Alte. Sie war einge-

schlummert und schlief, mit ruhigen, regelmäßigen Atemzügen nach der Ermüdung und der Gemütsbewegung.

Er ging und stellte sich in die Ladentür, um die Volksmenge zu beobachten, während er auf ihr Erwachen wartete.

7

Der römische Landpfleger in Jerusalem hatte eine junge Frau, und in der Nacht vor dem Tage, an dem Faustina in die Stadt einzog, lag die und träumte.

Sie träumte, daß sie auf dem Dache ihres Hauses stünde und auf den großen, schönen Hofplan niedersähe, der nach der Sitte des Morgenlandes mit Marmor ausgelegt und mit edeln Gewächsen bepflanzt war.

Aber auf dem Hofe sah sie alle Kranken und Blinden und Lahmen versammelt, die es auf der Welt gab. Sie sah die Pestkranken vor sich, mit beulengeschwollenen Körpern, die Aussätzigen mit zerfressenen Gesichtern, die Lahmen, die sich nicht zu rühren vermochten, sondern hilflos auf der Erde lagen, und alle Elenden, die sich in Qualen und Schmerzen krümmten.

Und sie drängten sich alle zum Eingange, um in das Haus zu kommen, und einige der Vordersten klopften mit harten Schlägen an die Tür des Palastes.

Endlich sah sie, daß ein Sklave die Türe öffnete und auf die Schwelle trat, und sie hörte, wie er fragte, was sie wollten.

Da antworteten sie ihm und sprachen: „Wir suchen den großen Propheten, den Gott auf die Erde gesandt hat. Wo ist der Prophet aus Nazareth, er, der aller Qualen Herr ist? Wo ist er, der uns von allen unsern Leiden erlösen kann?“

Da antwortete der Sklave in stolzem, gleichgültigem Tone, so wie Palastdiener zu tun pflegen, wenn sie arme Fremdlinge abweisen.

„Es hilft euch nichts, nach dem großen Propheten zu suchen. Pilatus hat ihn getötet.“

Da erhob sich unter allen den Kranken ein Trauern und Jammern und Zähneknirschen, so daß sie nicht er-

tragen konnte, es zu hören. Ihr Herz wurde von Mitleid zerrissen, und Tränen strömten aus ihren Augen. Aber wie sie so zu weinen anfing, war sie erwacht.

Wieder war sie eingeschlummert, und wieder träumte sie, daß sie auf dem Dache ihres Hauses stünde und auf den großen Hof hinabsähe, der so weit war wie ein Marktplatz.

Und siehe da, der Hof war voll von allen Menschen, die wahnsinnig und toll waren und von bösen Geistern besessen. Und sie sah solche, die nackt waren, und solche, die sich in ihr langes Haar hüllten, und solche, die sich Kronen aus Stroh geflochten hatten und Mäntel aus Gras, und sich für Könige hielten, und solche, die auf dem Boden krochen und Tiere zu sein wähnten, und solche, die beständig über einen Kummer weinten, den sie nicht zu nennen vermochten, und solche, die schwere Steine heranschleppten, die sie für Gold ausgaben, und solche, die glaubten, daß die bösen Dämonen aus ihrem Munde sprächen.

Sie sah, wie alle diese Leute sich zum Tore des Palastes drängten; und die zuvorderst standen, klopften und pochten, um Einlaß zu finden.

Endlich tat sich die Tür auf, und ein Sklave trat auf die Schwelle und fragte sie: „Was ist euer Begehr?"

Da begannen sie alle zu rufen und zu sagen: „Wo ist der große Prophet aus Nazareth, er, der von Gott gesandt ist und der uns unsre Seele und unsre Vernunft wiedergeben soll?"

Sie hörte, wie der Sklave ihnen im gleichgültigsten Tone antwortete:

„Es führt zu nichts, daß ihr nach dem großen Propheten sucht. Pilatus hat ihn getötet."

Als dies Wort gesprochen war, stießen alle die Wahnsinnigen einen Schrei aus, der dem Brüllen wilder Tiere gleich war, und in ihrer Verzweiflung begannen sie, sich selbst zu zerfleischen, daß das Blut auf die Steine floß. Und da sie, die träumte, all ihr Elend sah, begann sie die Hände zu ringen und zu jammern. Und ihr eigener Jammer hatte sie aufgeweckt.

Aber wieder war sie eingeschlummert, und wieder befand sie sich im Traume auf dem Dache ihres Hauses.

Und rings um sie her saßen ihre Sklavinnen, die ihr auf der Zimpel und der Laute vorspielten, und die Mandelbäume streuten ihre weißen Blütenblätter über sie hin, und die Blumen der Blätterrosen dufteten.

Während sie da saß, sprach eine Stimme zu ihr: „Geh zu der Balustrade, die dein Dach umgibt, und sieh hinunter auf deinen Hof.“

Aber im Traume weigerte sie sich und sagte: „Ich will nicht noch mehr von jenen sehen, die sich heute nacht auf meinem Hofe drängen.“

In demselben Augenblick hörte sie von dort ein Rasseln von Ketten und ein Pochen schwerer Hämmer und ein Klopfen von Holz, das gegen Holz schlug. Ihre Sklavinnen hörten zu singen und zu spielen auf und eilten zum Dachgeländer und sahen hinab. Und auch sie konnte nicht still sitzen bleiben, sondern sie ging hin und sah auf den Hof hinunter.

Da sah sie, daß der Hof ihres Hauses von allen armen Gefangenen erfüllt war, die es auf der Welt gab. Sie sah die Leute, die sonst in dunkeln Kerkerlöchern mit schweren Eisenketten gefesselt lagen. Sie sah die Leute, die in den dunkeln Gruben arbeiteten, ihre Hämmer schleppend, herankommen, und die, die Ruderer auf den Kriegsfahrzeugen waren, kamen mit ihren schweren, eisengeschmiedeten Rudern. Und die, die verurteilt waren, gekreuzigt zu werden, kamen und schleppten ihre Kreuze, und die, die geköpft werden sollten, kamen mit ihren Beilen. Sie sah die, die als Sklaven nach fremden Ländern geführt worden waren und deren Augen vor Heimweh brannten. Sie sah alle elenden Sklaven, die gleich Lasttieren arbeiten mußten und deren Rücken blutig waren von Geißelhieben.

Alle diese unglücklichen Menschen riefen wie aus einem einzigen Munde und sprachen: „Öffne, öffne!“

Da trat der Sklave, der den Eingang bewachte, zur Tür hinaus, und er fragte sie: „Was ist euer Begehr?“

Und sie antworteten wie die andern: „Wir suchen den großen Propheten aus Nazareth, der auf die Erde gekommen ist, um den Gefangenen ihre Freiheit und den Sklaven ihr Glück wiederzugeben.“

Der Sklave antwortete ihnen in müdem und gleich-

gültigem Tone: „Ihr könnt ihn hier nicht finden. Pilatus hat ihn getötet.“

Als dies Wort gesprochen war, deuchte es sie, die träumte, daß sich unter allen diesen Unglücklichen ein solcher Ausbruch der Lästerung und des Hohnes erhebe, daß sie vernahm, wie Erde und Himmel erzitterten. Sie selbst war starr vor Schrecken, und ein solches Beben durchfuhr ihren Körper, daß sie erwachte.

Als sie ganz wach war, setzte sie sich im Bette auf und sagte zu sich selbst: Ich will nicht mehr träumen. Jetzt will ich mich die ganze Nacht wach halten, um nichts mehr von diesem Entsetzlichen sehen zu müssen.

Aber beinahe in demselben Augenblick, wo sie dies gedacht hatte, hatte der Schlummer sie aufs neue überwältigt, und sie hatte ihren Kopf auf das Kissen gelegt und war eingeschlummert.

Wieder träumte sie, daß sie auf dem Dache ihres Hauses säße, und ihr kleines Söhnlein liefe dort oben auf und ab und spielte Ball.

Da hörte sie eine Stimme, die zu ihr sprach: „Geh zur Balustrade, die das Dach umgibt, und sieh, wer die sind, die auf dem Hofe stehen und warten.“

Aber sie, die träumte, sagte zu sich selbst: „Ich habe in dieser Nacht genug Elend gesehen. Mehr kann ich nicht ertragen. Ich will bleiben, wo ich bin.“

In demselben Augenblick warf ihr Söhnlein seinen Ball so, daß er über die Balustrade fiel, und das Kind eilte hin und kletterte auf das Gitterwerk. Da erschrak sie und lief hinzu und erfaßte das Kind.

Aber dabei warf sie einen Blick hinunter, und noch einmal sah sie, daß der Hof voller Menschen war.

Aber dort in dem Hofe waren alle Menschen der Erde, die im Kriege verwundet worden waren. Sie kamen mit verstümmelten Körpern, mit abgehauenen Gliedern und großen, offnen Wunden, aus denen das Blut strömte, so daß der ganze Hof davon überschwemmt wurde.

Und neben ihnen drängten sich dort alle Menschen der Erde, die ihre Lieben auf dem Schlachtfelde verloren hatten. Es waren die Vaterlosen, die ihre Verteidiger betrauerten, und die jungen Frauen, die nach ihren Ge-

liebten riefen, und die Alten, die nach ihren Söhnen seufzten.

Die vordersten von ihnen drängten zur Tür, und der Türsteher kam wie früher und öffnete.

Er fragte alle diese Leute, die in Fehden und Kämpfen verwundet worden waren: „Was sucht ihr in diesem Hause?"

Und sie antworteten: „Wir suchen den großen Propheten aus Nazareth, der Krieg und Streit verbieten und Frieden auf Erden bringen wird. Wir suchen ihn, der die Lanzen zu Sensen machen wird und die Schwerter zu Rebenmessern."

Da antwortete der Sklave ein wenig ungeduldig: „Kommt doch nicht mehr, um mich zu quälen! Ich habe es schon oft genug gesagt. Der große Prophet ist nicht hier. Pilatus hat ihn getötet."

Damit schloß er das Tor. Aber sie, die träumte, dachte an allen den Jammer, der nun ausbrechen mußte. „Ich will ihn nicht hören," sagte sie und stürzte von der Balustrade fort. In demselben Augenblicke war sie erwacht. Und da hatte sie gesehen, daß sie in ihrer Angst aus dem Bette gesprungen war, hinunter auf den kalten Steinboden.

Wieder hatte sie gedacht, daß sie in dieser Nacht nicht mehr träumen wollte, und wieder hatte der Schlummer sie überwältigt, so daß sie die Augen schloß und zu träumen begann.

Noch einmal saß sie auf dem Dache ihres Hauses, und neben ihr stand ihr Mann. Und sie erzählte ihm von ihren Träumen, und er trieb seinen Spott mit ihr. Da hörte sie wieder eine Stimme, die zu ihr sagte: „Geh und sieh die Menschen, die auf deinem Hofe warten."

Aber sie dachte: Ich will sie nicht schauen. Ich habe heute nacht genug Unglückliche gesehen.

In demselben Augenblick hörte sie drei harte Schläge an das Tor, und ihr Mann ging zur Balustrade, um zu sehen, wer es wäre, der Einlaß in sein Haus begehrte.

Aber kaum hatte er sich über das Geländer gebeugt, als er auch schon seiner Frau winkte, sie solle zu ihm kommen.

„Kennst du diesen Mann nicht?“ sagte er und wies hinunter.

Als sie in den Hof hinuntersah, fand sie, daß er von Reitern und Pferden erfüllt war. Sklaven waren damit beschäftigt, Eseln und Kamelen ihre Bürden abzuladen. Es sah aus, als wäre ein vornehmer Reisender angekommen.

An der Eingangstür stand der Fremde. Es war ein hochgewachsener alter Mann mit breiten Schultern und trüber, düstrer Miene.

Die Träumerin erkannte den Fremdling sogleich, und sie flüsterte ihrem Manne zu: „Das ist Cäsar Tiberius, der nach Jerusalem gekommen ist. Es kann kein andrer sein.“

„Auch ich glaube ihn zu erkennen,“ sagte ihr Mann und legte gleichzeitig den Finger auf den Mund, zum Zeichen, daß sie stillschweigen und darauf horchen solle, was unten auf dem Hofe gesprochen würde.

Sie sahen, daß der Türhüter herauskam und den Fremden fragte: „Wer ist es, den du suchst?“

Und der Reisende antwortete: „Ich suche den großen Propheten aus Nazareth, der mit Gottes wundertätiger Kraft begabt ist. Kaiser Tiberius ruft ihn, auf daß er ihn von einer entsetzlichen Krankheit befreie, die kein anderer Arzt zu heilen vermag.“

Als er ausgesprochen hatte, neigte sich der Sklave sehr demütig, und sagte: „Herr zürne nicht, aber dein Wunsch kann nicht erfüllt werden.“

Da wendete sich der Kaiser an seine Sklaven, die unten im Hofe warteten, und gab ihnen einen Befehl.

Da eilten die Sklaven herbei, einige hatten die Hände voll Geschmeide, andre hielten Schalen voll Perlen, wieder andre schleppten Säcke mit Goldmünzen.

Der Kaiser wendete sich an den Sklaven, der die Pforte bewachte und sagte: „Dies alles soll ihm gehören, wenn er Tiberius beisteht. Damit kann er allen Armen der Erde Reichtum schenken.“

Aber der Türhüter neigte sich noch tiefer denn zuvor und sagte: „Herr, zürne deinem Diener nicht, aber dein Verlangen kann nicht erfüllt werden.“

Da winkte der Kaiser noch einmal seinen Sklaven,

und ein paar von ihnen eilten mit einem reich bestickten Gewande herbei, auf dem ein Brustschild aus Juwelen erglänzte.

Und der Kaiser sprach zu dem Sklaven: „Sieh hier: was ich ihm biete, ist die Macht über das Judenland. Er soll sein Volk als der höchste Richter lenken. Möge er mir nur zuerst folgen und Tiberius heilen.“

Aber der Sklave neigte sich noch tiefer zur Erde und sagte: „Herr, es steht nicht in meiner Macht, dir zu helfen!“

Da winkte der Kaiser noch einmal, und seine Sklaven eilten mit einem goldenen Stirnreif und einem Purpurmantel herbei.

„Sieh,“ sagte er, „dies ist des Kaisers Wille: er gelobt, ihn zu seinem Erben zu ernennen und ihm die Herrschaft über die Welt zu geben. Er soll die Macht haben, die ganze Erde nach dem Willen seines Gottes zu regieren. Möge er zuerst nur seine Hand ausstrecken und Tiberius heilen!“

Da warf sich der Sklave vor den Füßen des Kaisers zu Boden und sagte mit wehklagender Stimme: „Herr, es steht nicht in meiner Macht, dir zu gehorchen. Er, den du suchst, ist nicht mehr. Pilatus hat ihn getötet.“

8

Als die junge Frau erwachte, war es schon voller, klarer Tag, und ihre Sklavinnen standen da und warteten, um ihr beim Ankleiden behilflich zu sein.

Sie war sehr schweigsam, während sie sich anziehen ließ, aber endlich fragte sie die Sklavin, die ihr Haar strählte, ob ihr Mann schon aufgestanden sei. Da erfuhr sie, daß er gerufen worden war, um über einen Verbrecher zu Gericht zu sitzen.

„Ich würde gern mit ihm sprechen,“ sagte die junge Frau.

„Herrin,“ sagte die Sklavin, „dies wird sich mitten in der Untersuchung schwer bewerkstelligen lassen. Wir werden dir Nachricht geben, sowie sie beendigt ist.“

Sie saß nun schweigend, bis sie fertig angekleidet war.

Dann fragte sie: „Hat jemand von euch von dem Propheten aus Nazareth sprechen hören?“

„Der Prophet aus Nazareth, das ist ein jüdischer Wundertäter,“ antwortete eine der Sklavinnen sogleich.

„Es ist seltsam, Gebieterin, daß du gerade heute nach ihm fragst,“ sagte eine andere der Sklavinnen. „Er ist es eben, den die Juden hierher in den Palast geführt haben, damit der Landpfleger ihn verhöre.“

Sie bat sie, alsogleich zu gehen und sich zu erkundigen, wessen er angeklagt werde, und eine der Sklavinnen entfernte sich. Als sie zurückkehrte, sagte sie: „Sie beschuldigen ihn, daß er sich zum König über dieses Land machen wolle, und sie rufen den Landpfleger an, er möge ihn kreuzigen lassen.“

Aber als des Landpflegers Frau dies hörte, erschrak sie gar sehr und sagte: „Ich muß mit meinem Manne sprechen, sonst geschieht heute hier ein furchtbares Unglück.“

Als die Sklavinnen ihr noch einmal sagten, daß dies unmöglich sei, da begann sie zu zittern und zu weinen. Und eine von ihnen wurde gerührt und sagte: „Wenn du dem Landpfleger eine geschriebne Botschaft senden willst, so will ich versuchen, sie ihm zu überbringen.“

Da nahm sie alsogleich einen Stift und schrieb einige Worte auf ein Wachstäfelchen, und dieses wurde dem Pilatus gegeben.

Aber ihn selber traf sie den ganzen Tag über nicht allein, denn als er die Juden fortgeschickt hatte und sie den Verurteilten zum Richtplatz führten, war die Stunde für die Mahlzeit angebrochen, und zu dieser hatte Pilatus einige von den Römern eingeladen, die sich zu dieser Zeit in Jerusalem aufhielten. Es waren der Anführer der Truppen und ein junger Lehrer der Beredsamkeit und noch einige andere.

Dieses Mahl war nicht sehr fröhlich, denn die Frau des Landpflegers saß die ganze Zeit über stumm und niedergeschlagen, ohne an dem Gespräche teilzunehmen.

Als die Tischgäste fragten, ob sie krank oder betrübt sei, erzählte der Landpfleger lachend von der Botschaft, die sie ihm am Morgen gesandt hatte. Und er neckte sie, weil sie geglaubt hatte, ein römischer Landpfleger würde

sich in seinen Urteilen von den Träumen eines Weibes lenken lassen.

Sie antwortete still und traurig: „Wahrlich, dies war kein Traum, sondern eine Warnung, die von den Göttern kam. Du hättest den Mann wenigstens diesen einen Tag noch leben lassen sollen."

Sie sahen, daß sie ernstlich betrübt war. Sie wollte sich nicht trösten lassen, wie sehr sich die Tafelgäste auch bemühten, sie durch ein unterhaltendes Gespräch diese leeren Hirngespinste vergessen zu lassen.

Aber nach einer Weile erhob einer von ihnen den Kopf und sagte: „Was ist dies? Haben wir so lange bei Tisch gesessen, daß der Tag schon zur Neige gegangen ist?"

Alle sahen nun auf, und sie merkten, daß eine schwache Dämmerung sich über die Natur senkte. Es war vor allem seltsam zu sehen, wie das ganze bunte Farbenspiel, das über allen Dingen und Wesen gebreitet liegt, sacht erlosch, so daß alles einfarbig grau erschien.

Gleich allem andern verloren auch ihre eigenen Gesichter die Farbe. „Wir sehen wirklich wie Tote aus," sagte der junge Schönredner mit einem Schauer. „Unsre Wangen sind ja grau und unsre Lippen schwarz."

Während diese Dunkelheit immer tiefer wurde, nahm auch das Entsetzen der jungen Frau zu. „Ach, mein Freund," rief sie schließlich, „erkennst du auch jetzt nicht, daß die Unsterblichen dich warnen wollen? Sie zürnen, weil du einen heiligen und unschuldigen Mann zum Tode verurteilt hast. Ich denke mir, wenn er jetzt auch schon ans Kreuz geschlagen sein muß, kann er doch sicherlich noch nicht verblichen sein. Laß ihn vom Kreuze nehmen! Ich will mit meinen eignen Händen seiner Wunden pflegen. Erlaube nur, daß er ins Leben zurückgerufen werde."

Aber Pilatus antwortete lachend: „Sicherlich hast du recht damit, daß dies ein Zeichen der Götter ist. Aber keineswegs lassen sie die Sonne ihren Schein verlieren, weil ein jüdischer Irrlehrer zum Kreuzestode verurteilt ist. Vielmehr können wir erwarten, daß wichtige Ereignisse eintreten werden, die das ganze Reich betreffen. Wer kann wissen, wie lange der alte Tiberius — — —"

Er vollendete den Satz nicht, denn die Dunkelheit war so tief geworden, daß er nicht einmal den Weinbecher sehen konnte, der vor ihm stand. Er unterbrach sich daher, um den Sklaven zu befehlen, eiligst ein paar Lampen hereinzubringen.

Als es so hell geworden war, daß er die Gesichter seiner Gäste sehen konnte, mußte er die Verstimmung bemerken, die sich ihrer bemächtigt hatte.

„Sieh doch,“ sagte er ein wenig unmutig zu seiner Gattin, „nun scheint es dir wirklich gelungen zu sein, die Tafelfreude mit deinen Träumen zu verscheuchen. Aber wenn es schon durchaus so sein muß, daß du heute an nichts andres denken kannst, dann laß uns lieber hören, was du geträumt hast. Erzähl es uns, und wir wollen versuchen, den Sinn zu deuten!“

Dazu war die junge Frau sofort bereit. Und während sie Traumgesicht auf Traumgesicht erzählte, wurden die Gäste immer ernster. Sie hörten auf, ihre Becher zu leeren, und ihre Stirnen zogen sich kraus. Der einzige, der noch immer lachte und alles einen Wahnwitz nannte, war der Landpfleger selbst.

Als die Erzählung zu Ende war, sagte der junge Rhetor: „Wahrlich, das ist doch mehr als ein Traum, denn ich sah heute zwar nicht den Kaiser, aber seine alte Freundin Faustina in die Stadt einziehen. Es nimmt mich nur wunder, daß sie sich nicht schon im Palaste des Landpflegers gezeigt hat.“

„Es geht ja wirklich das Gerücht, daß der Kaiser von einer entsetzlichen Krankheit befallen sei,“ bemerkte der Anführer der Truppen. „Es scheint auch mir möglich, daß der Traum deiner Gattin eine Warnung von den Göttern sein kann.“

„Es liegt nichts Unglaubliches darin, daß Tiberius einen Boten nach dem Propheten ausgesandt hat, um ihn an sein Krankenlager zu rufen,“ stimmte der junge Rhetor ein.

Der Anführer wendete sich mit tiefem Ernst an Pilatus: „Wenn der Kaiser wirklich den Einfall gehabt hat, diesen Wundertäter zu sich rufen zu lassen, dann wäre es besser für dich und für uns alle, wenn er ihn lebend träfe.“

Pilatus antwortete halb zürnend: „Ist es diese Dunkelheit, die euch zu Kindern gemacht hat? Man könnte glauben, ihr wäret alle in Traumdeuter und Propheten verwandelt."

Aber der Hauptmann ließ nicht ab, in ihn zu dringen: „Es wäre vielleicht nicht so unmöglich, das Leben des Mannes zu retten, wenn du einen eiligen Boten abschicktest."

„Ihr wollt mich wohl zum Gespött der Leute machen," antwortete der Landpfleger. „Sagt selbst, was sollte in diesem Lande aus Recht und Ordnung werden, wenn man erführe, daß der Landpfleger einen Verbrecher begnadigt, weil seine Frau einen bösen Traum geträumt hat?"

„Es ist doch Wahrheit und kein Traum, daß ich Faustina in Jerusalem gesehen habe," sagte der junge Rhetor.

„Ich nehme es auf mich, mein Vergehen vor dem Kaiser zu verantworten," sagte Pilatus. „Er wird begreifen, daß dieser Schwärmer, der sich widerstandslos von meinen Knechten mißhandeln ließ, nicht die Macht gehabt hätte, ihm zu helfen."

In demselben Augenblick, wo diese Worte ausgesprochen wurden, wurde das Haus von einem Getöse erschüttert, das wie heftig grollender Donner klang, und ein Erdbeben ließ den Boden erzittern. Der Palast des Landpflegers blieb unversehrt stehen, aber unmittelbar nach dem Erdbeben vernahm man von allen Seiten das entsetzeneinflößende Krachen von einstürzenden Häusern und fallenden Säulen.

Sowie eine Menschenstimme sich Gehör verschaffen konnte, rief der Landpfleger einen Sklaven zu sich.

„Eile zum Richtplatz und befiehl in meinem Namen, daß der Prophet aus Nazareth vom Kreuze genommen werde!"

Der Sklave eilte von dannen. Die Tischgesellschaft begab sich vom Speisesaale in das Peristyl, um unter offnem Himmel zu sein, falls das Erdbeben sich wiederholen sollte. Niemand wagte ein Wort zu sagen, während sie der Rückkehr des Sklaven harrten.

Dieser kam sehr bald wieder. Er blieb vor dem Landpfleger stehen.

„Du hast ihn am Leben gefunden?“ fragte dieser.

„Herr, er war verschieden, und in demselben Augenblick, wo er seinen Geist aufgab, geschah das Erdbeben.“

Kaum hatte er dies gesagt, als ein paar harte Schläge am äußeren Tor ertönten. Als sie diese Schläge hörten, zuckten alle zusammen und sprangen empor, als wäre wieder ein Erdbeben losgebrochen.

Gleich darauf erschien ein Sklave.

„Es sind die edle Faustina und Sulpicius, des Kaisers Verwandter. Sie sind gekommen, um dich zu bitten, du mögest ihnen helfen, den Propheten aus Nazareth zu finden.“

Ein leises Gemurmel ging durch das Peristyl, und leichte Schritte wurden hörbar. Als der Landpfleger sich umsah, merkte er, daß seine Freunde von ihm zurückgewichen waren, wie von einem, der dem Unglück verfallen ist.

9

Die alte Faustina war in Capreae ans Land gestiegen und hatte den Kaiser aufgesucht. Sie erzählte ihm ihre Geschichte, und während sie sprach, wagte sie kaum ihn anzusehen. Während ihrer Abwesenheit hatte die Krankheit furchtbare Fortschritte gemacht, und sie dachte bei sich selbst: Wenn bei den Himmlischen Barmherzigkeit wäre, so hätten sie mich sterben lassen, bevor ich diesem armen, gequälten Menschen sagen mußte, daß alle Hoffnung vorüber ist.

Zu ihrem Staunen hörte ihr Tiberius aber mit der größten Gleichgültigkeit zu. Als sie ihm erzählte, daß der große Wundertäter am selben Tage gekreuzigt worden war, an dem sie in Jerusalem anlangte, und wie nahe sie daran gewesen war, ihn zu retten, da begann sie unter der Schwere ihrer Enttäuschung zu weinen. Aber Tiberius sagte nur: „Du grämst dich also wirklich darüber. Ach, Faustina, ein ganzes Leben in Rom hat dir also den Glauben an Zauberer und Wundertäter nicht benommen, den du in deiner Kindheit in den Sabinerbergen eingesogen hast.“

Da sah die Alte ein, daß Tiberius nie Hilfe von dem Propheten aus Nazareth erwartet hatte.

„Warum ließest du mich dann diese Fahrt in das ferne Land machen, wenn du sie die ganze Zeit über für fruchtlos hieltest?"

„Du bist mein einziger Freund," sagte der Kaiser. „Warum sollte ich dir eine Bitte abschlagen, solange es noch in meiner Macht steht, sie zu gewähren?"

Aber die Alte wollte sich nicht darein schicken, daß der Kaiser sie zum besten gehalten hatte.

„Siehst du, das ist deine alte Hinterlist," sagte sie aufbrausend. „Das ist es eben, was ich am wenigsten an dir leiden kann."

„Du hättest nicht zu mir zurückkehren sollen," sagte Tiberius. „Du hättest in deinen Bergen bleiben müssen."

Für einen Augenblick sah es aus, als würden die beiden, die so oft aneinandergeraten waren, wieder in ein Wortgefecht geraten, aber der Groll der Alten verflog sogleich. Die Zeiten waren vorüber, wo sie ernstlich mit dem Kaiser hatte hadern können. Sie senkte die Stimme wieder. Doch konnte sie nicht ganz und gar von jedem Versuche, recht zu behalten, abstehen.

„Aber dieser Mann war wirklich ein Prophet," sagte sie. „Ich habe ihn gesehen. Als seine Augen den meinen begegneten, glaubte ich, er sei ein Gott. Ich war wahnsinnig, daß ich ihn in den Tod gehen ließ."

„Ich bin froh, daß du ihn sterben ließest," sagte Tiberius. „Er war ein Majestätsverbrecher und Aufrührer."

Faustina war wieder nahe daran, in Zorn zu geraten.

„Ich habe mit vielen seiner Freunde in Jerusalem über ihn gesprochen," sagte sie. „Er hat die Verbrechen nicht begangen, deren er bezichtigt wurde."

„Wenn er auch nicht gerade diese Verbrechen begangen hat, so war er doch darum gewiß nicht besser als irgendein andrer," sagte der Kaiser müde. „Wo ist der Mensch, der in seinem Leben nicht tausendmal den Tod verdient hätte?"

Aber diese Worte des Kaisers bestimmten Faustina, etwas zu tun, weswegen sie bis dahin unschlüssig gewesen war. „Ich will dir doch eine Probe seiner Macht

geben," sagte sie. „Ich sagte dir vorhin, daß ich mein Schweißtuch auf sein Gesicht legte. Es ist dasselbe Tuch, das ich jetzt in meiner Hand halte. Willst du es einen Augenblick betrachten?"

Sie breitete das Schweißtuch vor dem Kaiser aus, und er sah darauf den schattenhaften Umriß eines Menschengesichtes abgezeichnet.

Die Stimme der Alten zitterte vor Rührung, als sie fortfuhr: „Dieser Mann sah, daß ich ihn liebte. Ich weiß nicht, durch welche Macht er imstande war, mir sein Bild zu hinterlassen. Aber meine Augen füllen sich mit Tränen, da ich es sehe."

Der Kaiser beugte sich vor und betrachtete dieses Bild, das aus Blut und Tränen und den schwarzen Schatten des Schmerzes gemacht schien. So allmählich trat das ganze Gesicht vor ihm hervor, wie es in das Schweißtuch eingedrückt war. Er sah die Bluttropfen auf der Stirn, die stechende Dornenkrone, das Haar, das klebrig von Blut war, und den Mund, dessen Lippen in Leid zu beben schienen.

Er beugte sich immer tiefer zu dem Bilde hinunter. Immer klarer trat das Gesicht hervor. Aus den schattenhaften Linien sah er mit einem Male die Augen gleichsam in verborgenem Leben strahlen. Und während sie zu ihm von dem furchtbarsten Leid sprachen, zeigten sie ihm zugleich eine Reinheit und Hoheit, wie er sie nie zuvor geschaut hatte.

Er lag auf seiner Ruhebank und sog dieses Bild mit den Augen ein. „Ist dies ein Mensch?" fragte er sacht und leise. „Ist dies ein Mensch?"

Wieder lag er still und betrachtete das Bild. Die Tränen begannen über seine Wangen zu strömen. „Ich traure über deinen Tod, du Unbekannter," flüsterte er.

„Faustina," rief er endlich, „warum ließest du diesen Mann sterben? Er hätte mich geheilt."

Und wieder versank er in die Betrachtung des Bildes.

„Du Mensch," sagte er nach einer Weile. „Wenn ich nicht mein Heil von dir empfangen kann, so kann ich dich doch rächen. Meine Hand wird schwer auf denen ruhen, die dich mir gestohlen haben."

Wieder lag er lange Zeit schweigend, dann aber ließ

er sich zu Boden gleiten und sank vor dem Bilde auf die Knie.

„Du bist der Mensch,“ sagte er. „Du bist, was ich nie zu sehen gehofft habe.“ Und er deutete auf sich selbst, sein zerstörtes Gesicht und seine zerfressenen Hände. „Ich und alle andern, wir sind wilde Tiere und Ungeheuer, aber du bist der Mensch.“

Er neigte den Kopf so tief vor dem Bilde, daß er die Erde berührte. „Erbarme dich meiner, du Unbekannter!“ sagte er, und seine Tränen benetzten die Steine.

„Wenn du am Leben geblieben wärest, so hätte dein bloßer Anblick mich geheilt,“ sagte er.

Die arme alte Frau erschrak darüber, was sie getan hatte. Es wäre klüger gewesen, dem Kaiser das Bild nicht zu zeigen, dachte sie. Sie hatte von Anfang an gefürchtet, daß sein Schmerz allzu groß sein würde, wenn er es sähe.

Und in ihrer Verzweiflung über den Kummer des Kaisers riß sie das Bild an sich, gleichsam, um es seinem Blick zu entziehen.

Da sah der Kaiser auf. Und siehe da, seine Gesichtszüge waren verwandelt, und er war, wie er vor der Krankheit gewesen war. Es war, als hätte diese ihre Wurzel und Nahrung in dem Hasse und der Menschenverachtung gehabt, die in seinem Herzen gewohnt hatten; und sie hatte in demselben Augenblick entfliehen müssen, in dem er Liebe und Mitleid gefühlt hatte.

* *
*

Aber am nächsten Tage sendete Tiberius drei Boten aus.

Der erste Bote ging nach Rom und befahl, daß der Senat eine Untersuchung anstelle, wie der Landpfleger in Palästina sein Amt verwalte, und ihn bestrafe, wenn es sich erweisen solle, daß er das Volk unterdrücke und Unschuldige zum Tode verurteile.

Der zweite Bote wurde zu dem Winzer und seiner Frau geschickt, um ihnen zu danken und sie für den Rat zu belohnen, den sie dem Kaiser gegeben hatten, und um

25*

ihnen zugleich zu sagen, wie alles abgelaufen war. Als sie alles bis zu Ende gehört hatten, weinten sie still, und der Mann sagte: „Ich weiß, daß ich meiner Lebtag darüber nachgrübeln werde, was geschehen wäre, wenn diese beiden sich begegnet wären.“ Aber die Frau erwiderte: „Es konnte nicht anders kommen. Es war ein zu großer Gedanke, daß diese beiden sich begegnen sollten. Gott der Herr wußte, daß die Welt ihn nicht zu ertragen vermochte.“

Der dritte Bote ging nach Palästina und brachte von dort einige von Jesu Jüngern nach Capreae, und diese begannen hier die Lehre zu verkünden, die der Gekreuzigte gepredigt hatte.

Als diese Lehrer in Capreae anlangten, lag die alte Faustina auf dem Totenbette. Aber sie konnten sie noch vor ihrem Tode zu der Jüngerin des großen Propheten machen und sie taufen. Und in der Taufe wurde sie Veronika genannt, weil es ihr beschieden gewesen war, den Menschen das wahre Bild ihres Erlösers zu bringen.

Das Rotkehlchen

Es war zu der Zeit, als unser Herr die Welt erschuf, da er nicht nur Himmel und Erde schuf, sondern auch alle Tiere und Pflanzen, und ihnen zugleich ihren Namen gab.

Es gibt viele Geschichten aus jener Zeit; und wüßte man sie alle, so wüßte man auch die Erklärung für alles in der Welt, was man jetzt nicht verstehen kann.

Damals war es, daß es sich eines Tages begab, als unser Herr im Paradiese saß und die Vögel malte, daß die Farbe in unsers Herrn Farbenschalen ausging, so daß der Stieglitz ohne Farbe geblieben wäre, wenn unser Herr nicht alle Pinsel an seinen Federn abgewischt hätte.

Und damals geschah es, daß der Esel seine langen Ohren bekam, weil er sich nicht merkte, welchen Namen er bekommen hatte. Er vergaß es, sowie er nur ein paar Schritte auf den Fluren des Paradieses gemacht hatte, und dreimal kam er zurück und fragte, wie er heiße,

bis unser Herr ein klein wenig ungeduldig wurde, ihn bei beiden Ohren nahm und sagte: „Dein Name ist Esel, Esel, Esel."

Und während er so sprach, zog er seine Ohren lang, damit er ein besseres Gehör bekäme und sich merke, was man ihm sagte.

An demselben Tage geschah es auch, daß die Biene bestraft wurde. Denn als die Biene erschaffen war, begann sie sogleich Honig zu sammeln, und Tiere und Menschen, die merkten, wie süß der Honig duftete, kamen und wollten ihn kosten. Aber die Biene wollte alles für sich behalten und jagte mit ihren giftigen Stichen alle fort, die sich der Honigwabe näherten. Dies sah unser Herr und alsogleich rief er die Biene zu sich und strafte sie. „Ich verlieh dir die Gabe, Honig zu sammeln, der das Süßeste in der Schöpfung ist," sagte unser Herr, „aber damit gab ich dir nicht das Recht, hart gegen deinen Nächsten zu sein. Merke dir nun, jedesmal, wenn du jemand stichst, der deinen Honig kosten will, mußt du sterben!"

Ach ja, damals geschah es, daß die Grille blind wurde und die Ameise ihre Flügel verlor; es begab sich so viel Wunderliches an diesem Tage.

Unser Herr saß den ganzen Tag groß und mild da und schuf und erweckte zum Leben, und gegen Abend kam es ihm in den Sinn, einen kleinen grauen Vogel zu erschaffen.

„Merke dir, daß dein Name Rotkehlchen ist!" sagte unser Herr zu dem Vogel, als er fertig war. Und er setzte ihn auf seine flache Hand und ließ ihn fliegen.

Aber als der Vogel ein Weilchen umhergeflogen war und sich die schöne Erde besehen hatte, auf der er leben sollte, bekam er auch Lust, sich selbst zu betrachten. Da sah er, daß er ganz grau war, und seine Kehle war ebenso grau wie alles andre. Das Rotkehlchen wendete und drehte sich und spiegelte sich im Wasser, aber es konnte keine einzige rote Feder entdecken.

Da flog der Vogel zu unserm Herrn zurück.

Unser Herr thronte gut und milde, aus seinen Händen gingen Schmetterlinge hervor, die um sein Haupt flatterten, Tauben gurrten auf seinen Schultern, und

aus dem Boden rings um ihn sproßten die Rose, die Lilie und das Tausendschönchen.

Das Herz des kleinen Vogels pochte heftig vor Bangigkeit, aber in leichtem Bogen flog er doch immer näher und näher zu unserm Herrn, und schließlich ließ er sich auf seiner Hand nieder.

Da fragte unser Herr, was sein Begehr wäre.

„Ich möchte dich nur um eines fragen," sagte der kleine Vogel.

„Was willst du denn wissen?" fragte unser Herr.

„Warum soll ich Rotkehlchen heißen, wenn ich doch ganz grau bin vom Schnabel bis zum Schwanze? Warum werde ich Rotkehlchen genannt, wenn ich keine einzige rote Feder mein eigen nenne?"

Und der Vogel sah unsern Herrn mit seinen kleinen schwarzen Äuglein flehend an und wendete das Köpfchen. Ringsum sah er Fasanen, ganz rot unter einem leichten Goldstaub, Papageien mit reichen roten Halskragen, Hähne mit roten Kämmen, ganz zu schweigen von den Schmetterlingen, den Goldfischen und den Rosen. Und natürlich dachte er sich, wie wenig vonnöten wäre, nur ein einziger kleiner Tropfen Farbe auf seiner Brust, und er wäre ein schöner Vogel, und sein Name schicke sich für ihn.

„Warum soll ich Rotkehlchen heißen, wenn ich ganz grau bin?" fragte der Vogel abermals und wartete, daß unser Herr sagen würde:

„Ach, Freundchen, ich sehe, ich habe ganz vergessen, deine Brustfedern rot zu malen, aber wart nur einen Augenblick, dann wird es geschehen."

Aber unser Herr lächelte nur still und sagte:

„Ich hab dich Rotkehlchen genannt, und Rotkehlchen sollst du heißen, aber du mußt selbst zusehen, daß du dir deine roten Brustfedern verdienst."

Und damit erhob unser Herr die Hand und ließ den Vogel aufs neue in die Welt hinausfliegen.

Der Vogel flog sehr nachdenklich ins Paradies hinunter. Was sollte wohl ein kleiner Vogel, wie er, tun können, um sich rote Federn zu verschaffen?

Das einzige, was ihm einfiel, war, daß er sein Nest in einen Dornenbusch baute. Er nistete zwischen den Sta=

cheln in dem dichten Dornengestrüpp. Es war, als erwarte er, daß ein Rosenblatt an seiner Kehle haften bliebe und ihr seine Farbe gäbe.

* *
*

Eine unendliche Menge von Jahren war seit diesem Tage verflossen, der der fröhlichste der Erde war. Seit dieser Zeit hatten sowohl die Tiere als auch die Menschen das Paradies verlassen und sich über die Erde verbreitet. Und die Menschen hatten es soweit gebracht, daß sie gelernt hatten, den Boden zu bebauen und das Meer zu befahren, sie hatten sich Kleider und Zierat geschaffen, ja, sie hatten längst gelernt, große Tempel und mächtige Städte zu bauen, wie Theben, Rom und Jerusalem.

Da brach ein neuer Tag an, der auch in der Geschichte der Erde lange nicht vergessen werden sollte, und am Morgen dieses Tages saß das Rotkehlchen auf einem kleinen nackten Hügel vor den Mauern Jerusalems und sang seinen Jungen vor, die in dem kleinen Nest in einem niedrigen Dornenbusch lagen.

Das Rotkehlchen erzählte seinen Kleinen von dem wunderbaren Schöpfungstage und von der Namengebung, wie jedes Rotkehlchen es seinen Kindern erzählt hatte, von dem ersten an, das Gottes Wort gehört hatte und aus Gottes Hand hervorgegangen war.

„Und seht nun,“ schloß es betrübt, „so viele Jahre sind seit dem Schöpfungstage verflossen, so viele Rosen haben geblüht, so viele junge Vögel sind aus ihren Eiern gekrochen, so viele, daß sie keiner zählen kann, aber das Rotkehlchen ist noch immer ein kleiner, grauer Vogel, es ist ihm noch nicht gelungen, die roten Brustfedern zu erringen.“

Die kleinen Jungen rissen ihre Schnäbel weit auf und fragten, ob ihre Vorfahren nicht versucht hätten irgend eine Großtat zu vollbringen, um die unschätzbare rote Farbe zu erringen.

„Wir haben alle getan, was wir konnten,“ sagte der kleine Vogel, „aber es ist uns allen mißlungen. Schon das erste Rotkehlchen traf einmal einen andern Vogel,

der ihm völlig glich, und es begann sogleich, ihn mit so heftiger Liebe zu lieben, daß es seine Brust erglühen fühlte. Ach, dachte es da, nun verstehe ich es: der liebe Gott will, daß ich so heiß liebe, daß meine Brustfedern sich von der Liebesglut, die in meinem Herzen wohnt, rot färben. Aber es mißlang ihm, wie es allen nach ihm mißlungen ist, und wie es auch euch mißlingen wird."

Die kleinen Jungen zwitscherten betrübt, sie begannen schon darüber zu trauern, daß die rote Farbe ihre kleine flaumige Kehle nicht schmücken sollte.

„Wir hofften auch auf den Gesang," sagte der alte Vogel, in langgezognen Tönen sprechend. „Schon das erste Rotkehlchen sang so, daß seine Brust vor Begeisterung schwoll, und es wagte wieder zu hoffen. Ach, dachte es, die Sangesglut, die in meiner Seele wohnt, wird meine Brustfedern rot färben. Aber es täuschte sich, wie alle nach ihm sich getäuscht haben, und wie auch ihr euch täuschen werdet."

Wieder hörte man ein trübseliges Piepsen aus den halbnackten Kehlen der Jungen.

„Wir hofften auch auf unsern Mut und unsre Tapferkeit," sagte der Vogel. „Schon das erste Rotkehlchen kämpfte tapfer mit andern Vögeln, und seine Brust glühte vor Kampflust. Ach, dachte es, meine Brustfedern werden sich rot färben von der Kampflust, die in meinem Herzen flammt. Aber es scheiterte, wie alle nach ihm scheiterten, und wie auch ihr scheitern werdet."

Die winzigen Jungen piepsten mutig, daß sie es doch versuchen wollten, den erstrebten Preis zu gewinnen, aber der alte Vogel antwortete ihnen betrübt, daß dies unmöglich sei. Was könnten sie hoffen, wenn so viele ausgezeichnete Vorfahren das Ziel nicht erreicht hätten? Was könnten sie mehr tun als lieben, singen und kämpfen? Was könnten — — —

Der Vogel hielt mitten im Satze inne, denn aus einem Tore Jerusalems kam eine Menschenmenge gezogen, und die ganze Schar eilte den Hügel hinan, wo der Vogel sein Nest hatte.

Da waren Reiter auf stolzen Rossen, Krieger mit langen Lanzen, Henkersknechte mit Nägeln und Hämmern, da waren würdig einherschreitende Priester und

Richter, weinende Frauen, und allen voran eine Menge wildumherlaufendes Volk, ein greuliches, heulendes Geleite von Landstreichern.

Der kleine graue Vogel saß zitternd auf dem Rande seines Nestes. Er fürchtete jeden Augenblick, daß der kleine Dornenbusch niedergetreten und seine kleinen Jungen getötet werden würden. „Nehmt euch in acht," rief er den kleinen schutzlosen Jungen zu, „kriecht dicht zusammen und verhaltet euch still! Hier kommt ein Pferd, das gerade über uns hingeht! Hier kommt ein Krieger mit eisenbeschlagenen Sandalen! Hier kommt die ganze wilde Schar herangestürmt!"

Mit einem Male hörte der Vogel mit seinen Warnungsrufen auf, er wurde still und stumm. Er vergaß beinahe die Gefahr, in der er schwebte.

Plötzlich hüpfte er in das Nest hinunter und breitete die Flügel über seine Jungen.

„Nein, das ist zu entsetzlich," sagte er. „Ich will nicht, daß ihr diesen Anblick seht — da sind drei Missetäter, die gekreuzigt werden sollen."

Und er breitete ängstlich die Flügel aus, so daß die Kleinen nichts sehen konnten. Sie vernahmen nur donnernde Hammerschläge, Klagerufe und das wilde Geschrei des Volkes.

Das Rotkehlchen folgte dem ganzen Schauspiel mit Augen, die sich vor Entsetzen weiteten. Es konnte die Blicke nicht von den drei Unglücklichen wenden.

„Wie grausam die Menschen sind!" sagte der Vogel nach einem Weilchen. „Es ist ihnen nicht genug, daß sie diese armen Wesen ans Kreuz nageln, nein, auf dem Kopfe des einen haben sie noch eine Krone aus stechenden Dornen befestigt."

„Ich sehe, daß die Dornen seine Stirn verwundet haben und das Blut fließt," fuhr es fort. „Und dieser Mann ist so schön und sieht mit so milden Blicken um sich, daß jeder ihn lieben müßte. Mir ist, als ginge eine Pfeilspitze durch mein Herz, wenn ich ihn leiden sehen."

Der kleine Vogel begann ein immer stärkeres Mitleid mit dem Dornengekrönten zu fühlen. „Wenn ich mein Bruder, der Adler, wäre," dachte er, „würde ich die

Nägel aus seinen Händen reißen und mit meinen starken Klauen alle die Leute verscheuchen, die ihn peinigen."

Es sah, wie das Blut auf die Stirn des Gekreuzigten tropfte, und da vermochte es nicht mehr still in seinem Neste zu bleiben.

„Wenn ich auch nur klein und schwach bin, so muß ich doch etwas für diesen armen Gequälten tun können," dachte der Vogel, und er verließ sein Nest und flog hinaus in die Luft, weite Kreise um den Gekreuzigten beschreibend.

Er umkreiste ihn mehrere Male, ohne daß er sich näherzukommen traute, denn er war ein scheuer kleiner Vogel, der es nie gewagt hatte, sich einem Menschen zu nähern. Aber allmählich faßte er Mut, flog ganz nah hinzu und zog mit seinem Schnabel einen Dorn aus, der in die Stirn des Gekreuzigten gedrungen war.

Aber während er dies tat, fiel ein Tropfen von dem Blute des Gekreuzigten auf die Kehle des Vogels. Der verbreitete sich rasch und färbte all die kleinen zarten Brustfedern.

Wie der Vogel wieder in sein Nest kam, riefen ihm seine kleinen Jungen zu:

„Deine Brust ist rot, deine Brustfedern sind roter als Rosen!"

„Es ist nur ein Bluttropfen von der Stirn des armen Mannes," sagte der Vogel. „Er verschwindet, sobald ich in einem Bach bade oder in einer klaren Quelle."

Aber soviel der kleine Vogel auch badete, die rote Farbe verschwand nicht von seiner Kehle, und als seine Kleinen herangewachsen waren, leuchtete die blutrote Farbe auch von ihren Brustfedern, wie sie auf jedes Rotkehlchens Brust und Kehle leuchtet, bis auf den heutigen Tag.

Unser Herr und der heilige Petrus

Es war um die Zeit, als unser Herr und der heilige Petrus eben ins Paradies gekommen waren, nachdem sie während vieler Jahre der Betrübnis auf Erden umhergewandert waren und manches erlitten hatten.

Man kann sich denken, daß dies eine Freude für Sankt Petrus war. Man kann denken, daß es ein ander Ding war, auf dem Berge des Paradieses zu sitzen und über die Welt hinaus zu sehen, denn als Bettler von Tür zu Tür zu wandern. Es war ein ander Ding, in den Lustgärten des Paradieses umherzuschlendern, als auf Erden einherzugehen und nicht zu wissen, ob man in stürmischer Nacht Obdach bekäme, oder ob man genötigt sein würde, draußen auf der Landstraße in Kälte und Dunkel weiterzuwandern.

Man muß nur bedenken, welche Freude es gewesen sein muß, nach solcher Reise endlich an den rechten Ort zu kommen. Er hatte wohl nicht immer so sicher sein können, daß alles ein gutes Ende nehmen würde. Er hatte es nicht lassen können, bisweilen zu zweifeln und unruhig zu sein, denn es war ja für Sankt Petrus, den Armen, beinahe unmöglich gewesen, zu begreifen, wozu es dienen solle, daß sie ein so schweres Dasein hatten, wenn unser Herr und Heiland der Herr der Welt war.

Und nun sollte nie mehr die Sehnsucht kommen und ihn quälen. Man darf wohl glauben, daß er froh darüber war.

Nun konnte er förmlich darüber lachen, wieviel Betrübnis er und unser Herr hatten erdulden, und mit wie wenig sie sich hatten begnügen müssen.

Einmal, als es ihnen so übel ergangen war, daß er gemeint hatte, es kaum länger ertragen zu können, hatte unser Herr ihn mit sich genommen und begonnen, einen hohen Berg hinanzusteigen, ohne ihm zu sagen, was sie dort oben zu tun hätten.

Sie waren an den Städten vorübergewandert, die am Fuße des Berges lagen, und an den Schlössern, die höher oben waren. Sie waren über die Bauernhöfe und Sennhütten hinausgekommen, und sie hatten die Steingrotte des letzten Holzhauers hinter sich gelassen.

Sie waren endlich dorthin gekommen, wo der Berg nackt, ohne Pflanzen und Bäume stand, und wo ein Eremit sich eine Hütte erbaut hatte, um in Not geratnen Wandersleuten beispringen zu können.

Dann waren sie über die Schneefelder gegangen, wo die Murmeltiere schlafen, und hinauf zu den wilden,

zusammengetürmten Eismassen gelangt, bis zu denen kaum ein Steinbock vordringen kann.

Dort oben hatte unser Herr einen kleinen Vogel mit roter Brust gefunden, der erfroren auf dem Eise lag, und er hatte den kleinen Dompfaffen aufgehoben und eingesteckt. Und Sankt Petrus erinnerte sich, daß er neugierig gewesen war, ob dieser Vogel ihr Mittagbrot sein würde.

Sie waren eine lange Strecke über die schlüpfrigen Eisstücke gewandert, und es wollte Sankt Peter bedünken, als wäre er dem Totenreiche nie so nah gewesen, denn ein todeskalter Wind und ein todesdunkler Nebel hüllten sie ein, und weit und breit fand sich nichts Lebendes. Und doch waren sie nicht höher gekommen, als bis zur Mitte des Berges. Da hatte er unsern Herrn gebeten, umkehren zu dürfen.

„Noch nicht," sagte unser Herr, „denn ich will dir etwas weisen, was dir den Mut geben wird, alle Sorgen zu tragen."

Und sie waren durch Nebel und Kälte weiter gewandert, bis sie eine unendlich hohe Mauer erreicht hatten, die sie nicht weiterkommen ließ.

„Diese Mauer geht rings um den Berg," sagte unser Herr, „und du kannst sie an keinem Punkt übersteigen. Auch kann kein Mensch etwas von dem erblicken, was dahinter liegt, denn hier ist es, wo das Paradies anfängt, und hier wohnen die seligen Toten den ganzen Berghang hinauf."

Da hatte der heilige Petrus es nicht lassen können, ein mißtrauisches Gesicht zu machen. „Dort drinnen ist nicht Dunkel und Kälte wie hier," sagte unser Herr, „sondern dort ist grüner Sommer und heller Schein von Sonnen und Sternen." Aber Sankt Petrus vermochte ihm nicht zu glauben.

Da nahm unser Herr den kleinen Vogel, den er vorhin auf dem Eisfelde gefunden hatte, und bog sich zurück und warf ihn über die Mauer, so daß er ins Paradies hineinfiel.

Und gleich darauf hörte der heilige Petrus ein jubelndes, fröhliches Zwitschern und erkannte den Gesang eines Dompfaffen und verwunderte sich höchlich.

Er wendete sich an unsern Herrn und sagte: „Laß uns wieder auf die Erde hinuntergehen und alles dulden, was erduldet werden muß, denn nun sehe ich, daß du wahr gesprochen hast, und daß es einen Ort gibt, wo das Leben den Tod überwindet.“

Und sie waren den Berg hinuntergestiegen und hatten ihre Wanderung aufs neue begonnen.

Dann hatte Sankt Petrus lange Jahre nichts mehr vom Paradiese gesehen, sondern war nur einhergegangen und hatte sich nach dem Lande hinter der Mauer gesehnt. Und jetzt war er endlich dort und brauchte sich nicht mehr zu sehnen, sondern konnte den ganzen Tag mit vollen Händen Freude aus niemals versiegenden Quellen schöpfen.

Aber der heilige Petrus war kaum vierzehn Tage im Paradiese, als es geschah, daß ein Engel zu unserm Herrn kam, der auf seinem Stuhle saß, sich siebenmal vor ihm neigte und ihm sagte, es müsse ein schweres Unglück über Sankt Petrus gekommen sein. Er wolle weder essen noch trinken, und seine Augen wären rotgerändert, als hätte er seit mehreren Nächten nicht geschlafen.

Sobald unser Herr dies vernahm, erhob er sich und ging und suchte Sankt Petrus auf.

Er fand ihn fern an der äußersten Grenze des Paradieses. Er lag auf dem Boden, als wäre er zu ermattet, um stehen zu können, und hatte seine Kleider zerrissen und Asche auf sein Haupt gestreut.

Als unser Herr ihn so betrübt sah, setzte er sich neben ihn auf den Boden und sprach zu ihm, wie er getan hätte, wenn sie noch in der Betrübnis dieser Welt umhergewandert wären.

„Was ist es, was dich so traurig macht, Sankt Petrus?“ fragte unser Herr. Aber der Schmerz übermannte Sankt Petrus so sehr, daß er nichts zu antworten vermochte.

„Was ist es, was dich so traurig macht, Sankt Petrus?“ fragte unser Herr abermals. Als unser Herr die Frage wiederholte, nahm Sankt Petrus seine Goldkrone vom Kopfe und warf sie unserm Herrn zu Füßen, als wollte er sagen, daß er fürderhin keinen Teil mehr haben wolle an seiner Ehre und Herrlichkeit.

Aber unser Herr begriff wohl, daß Sankt Petrus zu verzweifelt war, um zu wissen, was er tat, und so zeigte er ihm keinen Zorn. „Du mußt mir doch endlich sagen, was dich quält," sagte er ebenso sanftmütig wie zuvor und mit noch größerer Liebe in der Stimme.

Jetzt aber sprang Sankt Petrus auf, und da sah unser Herr, daß er nicht nur betrübt war, sondern auch zornig.

„Ich will Urlaub aus deinen Diensten haben," sagte Sankt Petrus. „Ich kann nicht einen Tag länger im Paradiese bleiben."

Aber unser Herr suchte ihn zu beschwichtigen, was er früher oft hatte tun müssen, wenn Sankt Petrus aufgebraust war.

„Ich will dich wahrlich nicht hindern, zu gehen," sagte er, „aber erst mußt du mir sagen, was dir hier nicht gefällt."

„Ich kann dir sagen, daß ich mir bessern Lohn versprach, als wir beide drunten auf Erden jede Art Elend erduldeten," sagte Sankt Petrus. Unser Herr sah, daß Sankt Petrus Seele von Bitterkeit erfüllt war, und er fühlte keinen Groll gegen ihn.

„Ich sage dir, daß du frei bist, zu ziehen, wohin du willst," sagte er, „wenn du mich nur wissen läßt, was dich betrübt."

Da endlich erzählte Sankt Petrus, warum er unglücklich war. „Ich hatte eine alte Mutter," sagte er, „und sie ist vor ein paar Tagen gestorben."

„Jetzt weiß ich, was dich quält," sagte unser Herr. „Du leidest, weil deine Mutter nicht hierher ins Paradies gekommen ist."

„So ist es," sagte Sankt Petrus, und zugleich überwältigte ihn der Schmerz so sehr, daß er zu jammern und zu schluchzen anfing.

„Ich meine doch, ich hätte es wohl verdient, daß sie herkommen dürfte," sagte er.

Als aber unser Herr erfahren hatte, was es war, worüber der heilige Petrus trauerte, wurde er gleichfalls betrübt. Denn Sankt Petrus Mutter war nicht so gewesen, daß sie ins Himmelreich hätte kommen können. Sie hatte nie an etwas andres gedacht, als Geld zu sammeln; und armen Leuten, die vor ihre Tür gekommen

waren, hatte sie niemals auch nur einen Groschen oder einen Bissen Brot gegeben. Aber unser Herr verstand es wohl: Sankt Petrus konnte es unmöglich wünschen, daß seine Mutter so geizig gewesen war, daß sie die Seligkeit nicht genießen konnte.

„Sankt Petrus," sagte er, „woher weißt du, daß deine Mutter sich bei uns glücklich fühlen würde?"

„Sieh, das sagst du nur, damit du mich nicht zu erhören brauchst," sagte Sankt Petrus. „Wer sollte sich im Paradiese nicht glücklich fühlen?"

„Wer nicht Freude über die Freude andrer fühlt, kann hier nicht glücklich sein," sagte unser Herr.

„Dann sind noch andre hier als meine Mutter, die nicht hereinpassen," sagte Sankt Petrus, und unser Herr merkte, daß er damit ihn im Sinne hatte.

Und er war tief betrübt, weil Sankt Petrus von einem so schweren Kummer getroffen war, daß er nicht mehr wußte, was er sagte. Er blieb eine Weile stehen und wartete, ob Sankt Petrus nicht bereute und einsähe, daß seine Mutter nicht ins Paradies gehörte, aber der wollte gar nicht zu Vernunft kommen.

Da rief unser Herr einen Engel zu sich und befahl ihm, zur Hölle hinunter zu fahren und die Mutter des heiligen Petrus ins Paradies heraufzuholen.

„Laß mich dann auch sehen, wie er sie heraufholt," sagte Sankt Petrus. Unser Herr nahm Sankt Petrus an der Hand und führte ihn auf einen Felsen hinaus, der auf der einen Seite kerzengerade und jäh abfiel. Und er zeigte ihm, daß er sich nur ein klein wenig über den Rand zu beugen brauchte, um gerade in die Hölle hinunter zu sehen.

Als Sankt Petrus hinunterschaute, konnte er im Anfang nicht mehr unterscheiden, als wenn er in einen Brunnen hinabgesehen hätte. Es war, als öffne sich ein unendlicher, schwarzer Schlund unter ihm. Das erste, was er undeutlich unterschied, war der Engel, der sich schon auf den Weg in den Abgrund gemacht hatte. Er sah, wie er ohne jede Furcht in das große Dunkel hinunter eilte und nur die Flügel ein wenig ausbreitete, um nicht zu heftig zu fallen.

Aber als Sankt Petrus seine Augen ein bißchen daran

gewöhnt hatte, fing er an, mehr und immer mehr zu sehen. Er begriff zunächst, daß das Paradies auf einem Ringberge lag, der eine weite Kluft einschloß, und in der Tiefe dieser Kluft hatten die Verdammten ihre Wohnstatt. Er sah, wie der Engel eine lange Weile fiel und fiel, ohne in die Tiefe hinunter zu kommen. Er war ganz erschrocken darüber, daß es ein so weiter Weg war.

„Möchte er doch nur wieder mit meiner Mutter heraufkommen können," sagte er.

Unser Heiland blickte nur mit großen, traurigen Augen auf Sankt Petrus. „Es gibt keine Last, die mein Engel nicht heben könnte," sagte er.

Es ging so tief hinein in den Abgrund, daß kein Sonnenstrahl dorthin dringen konnte, sondern schwarze Schatten dort herrschten. Aber nun war es, als hätte der Engel mit seinem Fluge ein wenig Klarheit und Licht hingebracht, so daß es Sankt Petrus möglich wurde, zu unterscheiden, wie es dort unten aussah.

Da war eine unendliche, schwarze Felsenwüste, scharfe, spitzige Klippen deckten den ganzen Grund, und zwischen ihnen blinkten Tümpel von schwarzem Wasser. Kein grünes Hälmchen, kein Baum, kein Zeichen des Lebens fand sich da.

Aber überall auf die scharfen Felsen waren die unseligen Toten hinaufgeklettert. Sie hingen über den Felsenspitzen, die sie in der Hoffnung erklettert hatten, sich aus der Kluft empor schwingen zu können, und als sie gesehen hatten, daß sie nirgend hinzukommen vermochten, waren sie dort oben verblieben, vor Verzweiflung versteinert.

Sankt Petrus sah einige von ihnen sitzen oder liegen, die Arme in ewiger Sehnsucht ausgestreckt, die Augen unverwandt nach oben gerichtet. Andre hatten die Hände vors Gesicht geschlagen, wie um das hoffnungslose Grauen um sich nicht sehen zu müssen. Sie waren alle reglos, keiner von ihnen bewegte sich. Manche lagen, ohne sich zu rühren, in den Wassertümpeln, ohne zu versuchen, herauszukommen.

Das Entsetzlichste war, daß ihrer eine solche Menge waren. Es war als bestünde der Grund der Kluft aus nichts anderm, als aus Leibern und Köpfen.

Und Sankt Petrus ward von einer neuen Unruhe gepackt. „Du wirst sehen, er findet sie nicht," sagte er zu unserm Herrn.

Unser Herr sah ihn nur mit demselben betrübten Blick an wie zuvor. Er wußte wohl, daß Sankt Petrus sich wegen des Engels nicht zu beunruhigen brauchte.

Aber für Sankt Petrus hatte es noch immer den Anschein, als ob der Engel seine Mutter unter der großen Menge von Unseligen nicht gleich finden könnte. Er breitete die Flügel aus und schwebte über dem Abgrund hin und her, indes er sie suchte.

Auf einmal gewahrte einer der unseligen Verdammten unten im Abgrunde den Engel. Und er sprang auf und streckte die Arme zu ihm empor und rief: „Nimm mich mit, nimm mich mit!"

Da kam auf einmal Leben in die ganze Schar. Alle Millionen und Millionen, die unten in der Hölle verschmachteten, sprangen in demselben Augenblick auf und hoben ihre Arme und riefen den Engel an, er möchte sie hinauf zu dem seligen Paradiese führen.

Ihre Schreie drangen bis zu unserm Herrn und Sankt Petrus hinauf, und ihre Herzen bebten vor Schmerz, als sie es hörten.

Der Engel hielt sich schwebend über den Verdammten, aber wie er hin und her glitt, um die zu entdecken, die er suchte, stürmten sie alle ihm nach, daß es aussah, als würden sie von einer Windsbraut dahingefegt.

Endlich hatte der Engel die erblickt, die er holen sollte. Er faltete die Flügel auf dem Rücken zusammen und schoß hinab wie ein Pfeil. Und Sankt Petrus schrie in frohem Erstaunen auf, als er ihn den Arm um seine Mutter schlingen und sie emporheben sah.

„Selig seist du, der mir die Mutter zuführt!" sagte er.

Unser Herr legte seine Hand warnend auf des heiligen Petrus Schultern, als wollte er ihn abhalten sich zu früh der Freude hinzugeben.

Aber Sankt Petrus war nahe daran, vor Glück zu weinen, weil seine Mutter gerettet war, und er konnte nicht verstehen, daß sie noch etwas trennen könnte. Und

noch größere Freude bereitete es ihm, zu sehen, daß einige der Verdammten, so hurtig der Engel auch gewesen war, als er seine Mutter emporhob, doch noch behender waren, so daß sie sich an sie, die erlöst werden sollte, hängten, um zugleich mit ihr ins Paradies geführt zu werden.

Es waren ihrer etwa ein Dutzend, die sich an die alte Frau gehängt hatten, und Sankt Petrus dachte, daß es eine große Ehre für seine Mutter wäre, so vielen Unglücklichen aus der Verdammnis zu helfen.

Der Engel tat auch nichts, um sie zu hindern. Er schien von der Bürde gar nicht beschwert, sondern stieg nur und stieg, und er regte die Schwingen nicht mühsamer, als wenn er ein totes Vögelchen zum Himmel getragen hätte.

Aber da sah Sankt Petrus, wie seine Mutter anfing, die Unseligen von sich loszureißen, die an ihr festhingen. Sie packte ihre Hände und löste deren Griff, so daß einer nach dem andern hinuntertaumelte in die Hölle.

Sankt Petrus konnte hören, wie sie baten und sie anflehten, aber die alte Frau schien es nicht dulden zu wollen, daß ein andrer außer ihr selbst selig werde. Sie machte sich von einem nach dem andern frei und ließ sie hinab ins Elend stürzen. Und wie sie stürzten, wurde der ganze Raum von Wehrufen und Verwünschungen erfüllt.

Da rief Sankt Petrus und bat seine Mutter, sie solle doch Barmherzigkeit zeigen, aber sie wollte nichts hören, sondern fuhr fort, wie sie begonnen hatte.

Und Sankt Petrus sah, wie der Engel immer langsamer und langsamer flog, je leichter seine Bürde wurde, und da wurde Sankt Petrus von solcher Angst gepackt, daß ihm seine Beine den Dienst versagten und er auf die Knie sinken mußte.

Endlich war nur eine einzige übrig, die sich an Sankt Petrus Mutter festhielt. Es war eine junge Frau, die ihr am Halse hing und dicht an ihrem Ohr flehte und bat, sie möchte sie mit in das gesegnete Paradies lassen. Da war der Engel mit seiner Bürde so weit gekommen, daß Sankt Petrus schon die Arme ausstreckte, um die Mutter zu empfangen. Es deuchte ihn, der Engel brauchte nur noch ein paar Flügelschläge zu machen, um oben auf dem Berge zu sein.

Aber da hielt der Engel auf einmal die Schwingen ganz still, und sein Gesicht wurde düster wie die Nacht.

Denn jetzt streckte die alte Frau die Hände nach rückwärts und ergriff die andre, die an ihrem Halse hing, bei den Armen und riß und zerrte, bis es ihr glückte, die verschlungenen Hände zu trennen, so daß sie auch von der letzten befreit wurde.

Als die Unselige fiel, sank der Engel mehrere Klafter tiefer, und es sah aus, als vermöchte er nicht mehr, die Schwingen zu heben.

Mit tief betrübten Blicken sah er auf die alte Frau hinunter, sein Griff um ihren Leib lockerte sich, und er ließ sie fallen, als sei sie eine allzuschwere Bürde für ihn, jetzt, da sie allein geblieben war.

Dann schwang er sich mit einem einzigen Flügelschlage ins Paradies hinauf.

Aber Sankt Petrus blieb lange auf derselben Stelle liegen und schluchzte, und unser Herr stand still neben ihm.

„Sankt Petrus," sagte unser Herr endlich, „nimmer hätte ich geglaubt, daß du so weinen würdest, nachdem du ins Paradies gekommen warst."

Da erhob Gottes alter Diener sein Haupt und antwortete: „Was ist das für ein Paradies, wo ich meiner Liebsten Jammer höre und meiner Mitmenschen Leiden sehe!"

Aber unsres Herrn Angesicht verdüsterte sich in tiefstem Schmerze. „Was wollte ich lieber, als euch allen ein Paradies von eitel hellem Glück bereiten?" sagte er. „Begreifst du nicht, daß ich um dessentwillen zu den Menschen hinunterging und sie lehrte, ihre Nächsten zu lieben wie sich selbst. Solange sie dies nicht tun, gibt es keine Freistatt, weder im Himmel noch auf Erden, wo Schmerz und Betrübnis sie nicht zu ereilen vermöchten."

Die Lichtflamme

1

Vor vielen, vielen Jahren, als die Stadt Florenz sich vor ganz kurzer Zeit zur Republik gemacht hatte, lebte dort ein Mann, der Raniero di Ranieri hieß. Er war der Sohn eines Waffenschmieds und hatte seines Vaters Gewerbe erlernt, aber er übte es nicht sonderlich gern aus.

Dieser Raniero war ein sehr starker Mann. Es hieß von ihm, daß er eine schwere Eisenrüstung ebenso leicht trüge wie ein andrer ein Seidenhemd. Er war ein noch junger Mann, aber er hatte schon viele Proben seiner Kraft gezeigt. Einmal war er in einem Hause gewesen, wo sie Korn auf den Dachboden gelegt hatten. Aber es war dort oben zu viel Korn aufgehäuft, und während Raniero sich in dem Hause befand, brach einer der Dachbalken, und das ganze Dach war im Begriff einzustürzen. Da waren alle fortgeeilt bis auf Raniero. Er hatte die Arme emporgereckt und sie gegen das Dach gestemmt, bis die Leute Balken und Pfähle geholt hatten, um es zu stützen.

Es hieß von Raniero auch, daß er der tapferste Mann wäre, den es jemals in Florenz gegeben hätte, und daß er am Kampfe niemals genug haben könnte. Sobald er von der Straße irgend einen Lärm hörte, stürzte er aus der Werkstatt, in der Hoffnung, daß eine Schlägerei entstanden sei, an der er teilnehmen könne. Wenn er nur vom Leder ziehen konnte, kämpfte er ebenso gern mit schlichten Landleuten, wie mit eisengepanzerten Rittern. Er stürzte sich wie ein Rasender in den Kampf, ohne seine Gegner zu zählen.

Nun war Florenz zu dieser Zeit nicht besonders mächtig. Die Bevölkerung bestand zum größten Teil aus Wollspinnern und Tuchwebern, und diese begehrten nichts andres, als in Frieden ihre Arbeit zu verrichten. Es gab tüchtige Kerle genug, aber sie waren nicht kampflustig, sondern setzten eine Ehre darein, daß in ihrer Stadt bessere Ordnung herrsche als anderswo. Ra=

niero klagte oft darüber, daß er nicht in einem Lande geboren war, wo ein König herrschte, der tapfere Männer um sich scharte, und er sagte, daß er in diesem Falle zu hohen Ehren und Würden gekommen wäre.

Raniero war großsprecherisch und laut, grausam gegen Tiere, hart gegen seine Frau; es war nicht gut mit ihm leben. Er wäre ein schöner Mann gewesen, wenn er nicht quer über das Gesicht mehrere tiefe Narben gehabt hätte, die ihn entstellten. Er war rasch von Entschlüssen, und seine Art zu handeln war groß, wenn auch oft gewaltsam.

Raniero war mit Francesca vermählt, die die Tochter Jacopo degli Ubertis war, eines weisen und mächtigen Mannes. Jacopo hatte sich nicht gern dazu verstanden, seine Tochter einem solchen Raufbold wie Raniero zu geben, sondern er hatte sich der Heirat so lange wie möglich widersetzt. Aber Francesca hatte ihn gezwungen, nachzugeben, indem sie sagte, sie würde niemals einen andern heiraten. Als Jacopo endlich seine Einwilligung gab, sagte er zu Raniero: „Ich glaube erfahren zu haben, daß Männer wie du die Liebe einer Frau leichter gewinnen als behalten, darum will ich dir ein Versprechen abnehmen: wenn meine Tochter bei dir ein so schweres Leben haben sollte, daß sie zu mir zurückkehren will, darfst du sie nicht daran hindern." Francesca sagte, es sei unnötig, ihm ein solches Versprechen abzunehmen, denn sie habe Raniero so lieb, daß nichts sie von ihm trennen könne. Aber Raniero gab das Versprechen sogleich. „Dessen kannst du sicher sein, Jacopo," sagte er, „daß ich nicht versuchen werde, ein Weib zurückzuhalten, das mir entfliehen will."

Francesca zog nun zu Raniero, und alles zwischen ihnen war gut. Als sie ein paar Wochen verheiratet waren, kam es Raniero in den Sinn, sich im Scheibenschießen zu üben. Er schoß ein paar Tage lang auf eine Tafel, die an einer Mauer hing. Er wurde bald sehr geschickt und traf jedesmal ins Schwarze. Schließlich wollte er jedoch versuchen, nach einem schwerern Ziel zu schießen. Er sah sich nach etwas Geeignetem um, entdeckte aber nichts außer einer Wachtel, die in einem Bauer über der Hoftür saß. Der Vogel gehörte Fran-

cesca, und sie hatte ihn sehr lieb, aber Raniero schickte gleichwohl einen Knecht hin, damit er den Käfig öffne, und schoß die Wachtel, als sie sich in die Luft schwang.

Dies deuchte ihn ein guter Schuß, und er rühmte sich seiner vor jedem, der es hören wollte.

Als Francesca erfuhr, daß Raniero ihren Vogel totgeschossen hatte, erblaßte sie und sah ihn groß an. Sie wunderte sich, daß er etwas hatte tun mögen, was ihr Schmerz verursachen mußte. Aber sie verzieh ihm sogleich und liebte ihn wie zuvor.

Wieder ging eine Zeitlang alles gut.

Ranieros Schwiegervater Jacopo war Leinenweber. Er hatte eine große Werkstatt, wo es viel zu tun gab. Raniero glaubte herausgefunden zu haben, daß in Jacopos Werkstatt Hanf in den Flachs gemischt werde, und behielt das nicht für sich, sondern sprach hier und dort in der ganzen Stadt davon. Endlich kam dieses Gerede auch Jacopo zu Ohren, und er suchte ihm sogleich ein Ende zu machen. Er ließ von mehreren andern Leinenwebern sein Garn und sein Gewebe untersuchen, und sie fanden, daß alles der feinste Flachs war. Nur in einem Packen, der außerhalb der Stadt Florenz verkauft werden sollte, fanden sie eine kleine Beimischung. Da sagte Jacopo, daß die Betrügerei ohne sein Wissen und seinen Willen von irgendeinem seiner Gesellen begangen worden sein müsse. Er sah jedoch selber ein, daß es ihm schwer fallen würde, die Leute zu bewegen, dies zu glauben. Er hatte immer im Rufe großer Redlichkeit gestanden und empfand es schwer, daß seine Ehre befleckt worden war.

Raniero hingegen brüstete sich, daß es ihm gelungen war, einen Betrug zu entlarven, und prahlte damit, auch wenn Francesca es hörte.

Sie fühlte großen Kummer und zugleich große Verwundrung, wie damals, als er den Vogel totschoß. Während sie noch daran dachte, war es ihr plötzlich, als sähe sie ihre Liebe vor sich, und sie war wie ein großes Stück leuchtenden Goldstoffes. Sie konnte sehen, wie groß die Liebe war und wie schimmernd. Aber aus der einen Ecke war ein Zipfelchen fortgeschnitten, so daß sie nicht mehr so groß und herrlich war, wie anfangs.

Immerhin war sie noch so wenig beschädigt, daß Fran-

cesca dachte: Sie wird schon so lange reichen, wie ich lebe. Sie ist so groß, daß sie nie ein Ende nehmen kann.

Wieder verging eine Zeit, in der sie und Raniero ebenso glücklich waren, wie zu Anfang.

Francesca hatte einen Bruder, der Taddeo hieß. Der war auf einer Geschäftsreise in Venedig gewesen, und dort hatte er sich Kleider aus Samt und Seide gekauft. Als er heimkam, ging er herum und prahlte damit, aber in Florenz war es nicht der Brauch, kostbar gekleidet zu gehen, so daß ihrer viele waren, die sich darüber lustig machten.

Eines Nachts waren Taddeo und Raniero in einer Weinschenke. Taddeo hatte einen grünen Mantel mit Zobelfutter und ein violettes Wams an. Raniero verlockte ihn nun, so viel Wein zu trinken, daß er einschlief, dann nahm er ihm seinen Mantel ab und hängte ihn einer Vogelscheuche um, die in einem Kohlbeet stand.

Als Francesca dies erfuhr, grollte sie Raniero wieder. Und zu gleicher Zeit sah sie das große Stück Goldstoff vor sich, das ihre Liebe war, und sie vermeinte zu sehen, wie es kleiner wurde, weil Raniero Stück für Stück abschnitt.

Danach wurde es zwischen ihnen wieder für eine Zeit gut, aber Francesca war nicht mehr so glücklich wie zuvor, weil sie immer erwartete, Raniero würde eine Tat begehen, die ihrer Liebe schaden könnte.

Das ließ auch nicht lange auf sich warten, denn Raniero konnte sich nicht lange ruhig verhalten. Er wollte, daß die Menschen immer von ihm sprächen und seinen Mut und seine Unerschrockenheit rühmten.

An der Domkirche, die damals in Florenz stand und die viel kleiner war als die jetzige, hing hoch oben auf dem einen Turm ein großer, schwerer Schild; der war von einem der Vorfahren Francescas dort aufgehängt worden. Es soll der schwerste Schild gewesen sein, den ein Mann in Florenz zu tragen vermochte, und das ganze Geschlecht der Uberti war stolz darauf, daß einer von den Ihren es vermocht hatte, den Turm zu erklettern und ihn dort aufzuhängen.

Aber nun klomm Raniero eines Tages zu dem Schilde

hinauf, hängte ihn sich auf den Rücken und kam damit herunter.

Als Francesca dies vernahm, sprach sie zum ersten Male mit Raniero darüber, was sie quälte, und bat ihn, er solle nicht versuchen, solchermaßen den Stamm zu demütigen, dem sie angehörte. Raniero, der erwartet hatte, daß sie ihn ob seiner Heldentat rühmen würde, wurde sehr zornig. Er sagte, er merke schon lange, daß sie sich seiner Erfolge nicht freue, sondern nur an ihr eignes Geschlecht denke. — „Ich denke an etwas andres," sagte Francesca, „das ist meine Liebe. Ich weiß nicht, wie es ihr ergehen soll, wenn du so fortfährst."

Von da ab wechselten sie oftmals böse Worte, denn es zeigte sich, daß Raniero fast immer gerade das tat, was Francesca am wenigsten ertragen konnte.

Es gab in Ranieros Werkstatt einen Gesellen, der klein und hinkend war. Dieser Bursche hatte Francesca geliebt, bevor sie sich verheiratete, und er fuhr auch nach ihrer Heirat fort, sie zu lieben. Raniero, der darum wußte, ließ es sich angelegen sein, ihn zu hänseln, zumal wenn sie bei Tische saßen. Es kam schließlich dazu, daß sich dieser Mann, der es nicht ertragen konnte, in Francescas Gegenwart zum Gespött gemacht zu werden, einmal auf Raniero stürzt und mit ihm kämpfen wollte. Aber Raniero hohnlachte nur und stieß ihn beiseite. Da wollte der Arme nicht länger leben, sondern ging hin und erhenkte sich.

Als dies geschah, waren Raniero und Francesca ungefähr ein Jahr verheiratet. Francesca deuchte es noch immer, daß sie ihre Liebe als ein schimmerndes Stück Stoff vor sich sah, aber auf allen Seiten waren große Stücke weggeschnitten, so daß es kaum halb so groß war, als es anfangs gewesen war.

Sie erschrak sehr, als sie dies sah, und dachte: Bleibe ich noch ein Jahr bei Raniero, so wird er meine Liebe zerstört haben. Ich werde ebenso arm sein, wie ich bisher reich gewesen bin.

Da entschloß sie sich, Ranieros Haus zu verlassen und zu ihrem Vater zu gehen und bei ihm zu leben. Auf daß nicht einmal der Tag käme, an dem sie Raniero ebensosehr haßte, wie sie ihn jetzt liebte!

Jacopo degli Uberti saß an seinem Webstuhl, und alle seine Gesellen arbeiteten um ihn her, als er sie kommen sah. Er sagte, nun sei das eingetroffen, was er schon lange erwartet hätte, und hieß sie willkommen. Er ließ seine Leute sogleich die Arbeit unterbrechen und befahl ihnen, sich zu bewaffnen und das Haus zu verschließen.

Dann begab sich Jacopo zu Raniero. Er traf ihn in der Werkstatt. „Meine Tochter ist heute zu mir zurückgekehrt und hat mich gebeten, wieder unter meinem Dache leben zu dürfen," sagte er zu seinem Eidam. „Und jetzt erwarte ich, daß du sie nicht zwingst, zu dir zurückzukehren, getreu dem Versprechen, das du mir gegeben hast."

Raniero schien das nicht sehr ernst zu nehmen, sondern antwortete gleichmütig: „Auch wenn ich dir kein Versprechen gegeben hätte, würde ich nicht verlangen, eine Frau zurückzubekommen, die mir nicht angehören will."

Er wußte, wie sehr Francesca ihn liebte, und sagte zu sich selbst: Ehe der Abend anbricht, ist sie wieder bei mir.

Sie ließ sich jedoch weder an diesem Tage noch am folgenden blicken.

Am dritten Tage zog Raniero aus und verfolgte ein paar Räuber, die die florentinischen Kaufleute seit lange beunruhigt hatten. Es gelang ihm, sie zu überwinden, und er brachte sie als Gefangene nach Florenz.

Ein paar Tage verhielt er sich still, bis er gewiß sein konnte, daß diese Heldentat in der ganzen Stadt bekannt wäre. Es kam aber nicht so, wie er erwartet hatte und auch dies führte Francesca nicht zu ihm zurück.

Raniero hätte nun die größte Lust gehabt, sie durch Gesetz und Recht zu zwingen, zu ihm zurückzukehren, aber er glaubte, daß er dies seines Versprechens wegen nicht tun könne. Es deuchte ihn aber unmöglich, in derselben Stadt mit einer Frau zu leben, die ihn verlassen hatte, und er zog von Florenz fort.

Er wurde zuerst Söldner, und gar bald machte er sich zum Anführer einer Freischar. Er war immer im Kriege und diente vielen Herren.

Er gewann viel Ehre als Krieger, wie er von jeher vorausgesagt hatte. Er wurde vom Kaiser zum Ritter geschlagen und wurde zu den mächtigen Männern gezählt.

Bevor er Florenz verließ, hatte er vor einem heiligen Madonnenbild in der Domkirche das Gelöbnis abgelegt, der heiligen Jungfrau das beste und vornehmste zu schenken, was er in jedem Kampf erbeuten würde. Vor diesem Bilde sah man immer kostbare Gaben, die von Raniero gespendet waren.

Raniero wußte also, daß alle seine Heldentaten in seiner Geburtsstadt bekannt waren. Er wunderte sich sehr, daß Francesca degli Uberti nicht zu ihm zurückkam, obgleich sie alle seine Erfolge kannte.

Um diese Zeit wurde zu einem Kreuzzug zur Befreiung des Heiligen Grabes gepredigt, und Raniero nahm das Kreuz und zog ins Morgenland. Denn einmal erwartete er, daß er dort Schlösser und Land gewinnen würde, um darüber zu regieren, und dann dachte er, daß er dadurch in die Lage käme, so glänzende Heldentaten zu vollbringen, daß sein Weib ihn wieder lieb gewänne und zu ihm zurückkehrte.

2

In der Nacht nach dem Tage, an dem Jerusalem erobert worden war, herrschte in dem Lager der Kreuzfahrer vor der Stadt große Freude. Fast in jedem Zelte wurden Trinkgelage abgehalten, und das Lachen und Lärmen wurde weit im Umkreise gehört.

Raniero di Ranieri saß mit einigen Kampfgenossen beim Weine, und bei ihm ging es fast noch wilder zu als sonst irgendwo. Die Knappen hatten die Becher kaum gefüllt, als sie auch schon wieder leer waren. Aber Raniero hatte auch die meiste Ursache, ein großes Fest zu feiern, denn er hatte an diesem Tage höhere Ehre gewonnen denn je zuvor. Am Morgen, als die Stadt gestürmt wurde, war er nächst Gottfried von Bouillon der erste gewesen, der die Mauern erstiegen hatte, und am Abend war er für seine Tapferkeit vor dem ganzen Heere geehrt worden.

Als das Plündern und Morden ein Ende genommen hatte und die Kreuzfahrer in Büßermänteln mit unentzündeten Wachskerzen in den Händen in die heilige Grabeskirche eingezogen waren, war ihm nämlich von

Gottfried verkündet worden, daß er der erste sein solle, der seine Kerze an den heiligen Flammen entzünden dürfe, die vor Christi Grab brennen. Es deuchte Raniero, daß Gottfried ihm damit zeigen wolle, daß er ihn für den Tapfersten im ganzen Heere ansehe; und er freute sich sehr über die Art, wie er für seine Heldentaten belohnt worden war.

Bei einbrechender Nacht, als Raniero und seine Gäste in bester Laune waren, kamen ein Narr und ein paar Spielleute, die überall im Lager umhergewandert waren und alle mit ihren Einfällen ergötzt hatten, in Ranieros Zelt, und der Narr bat um die Erlaubnis, ein spaßhaftes Abenteuer erzählen zu dürfen.

Raniero wußte, daß dieser Narr im Rufe großer Lustigkeit stand, und versprach seiner Erzählung Gehör zu schenken.

„Es begab sich einmal," sagte der Narr, „daß unser Herr und der heilige Petrus einen ganzen Tag auf dem höchsten Turme der Burg des Paradieses gesessen und auf die Erde hinuntergesehen hatten. Sie hatten so viel anzugucken gehabt, daß sie kaum Zeit gefunden hatten, ein Wort miteinander zu wechseln. Unser Herr hatte sich die ganze Zeit still verhalten, aber der heilige Petrus hatte bald vor Freude in die Hände geklascht und bald wieder den Kopf mit Abscheu abgewendet. Bald hatte er gelächelt und gejubelt, und bald hatte er geweint und gejammert. Endlich, als der Tag zur Neige ging und die Abenddämmerung sich auf das Paradies senkte, wendete sich unser Heiland an den heiligen Petrus und sagte, nun müsse er wohl froh und zufrieden sein. ‚Womit sollte ich wohl zufrieden sein?' fragte da Sankt Petrus in heftigem Tone. — ‚Je nun,' sagte unser Herr sanftmütig, ‚ich glaubte, du würdest mit dem, was du heute gesehen hast, zufrieden sein.' — Aber der heilige Petrus wollte sich nicht besänftigen lassen. — ‚Es ist ja wahr,' sagte er, ‚daß ich so manches liebe Jahr darüber geklagt habe, daß Jerusalem in der Gewalt der Ungläubigen ist, aber nach allem, was sich heute zugetragen hat, meine ich, daß es ebensogut hätte bleiben können, wie es war'."

Raniero begriff nun, daß der Narr davon sprach, was im Laufe des Tages geschehen war. Er und die andern

Ritter begannen nun mit größerer Teilnahme zuzuhören als im Anfang.

„Als der heilige Petrus dies gesagt hatte," fuhr der Narr fort, indem er einen pfiffigen Blick auf die Ritter warf, „beugte er sich über die Zinnen des Turmes und wies zur Erde hinunter. Er zeigte unserm Herrn eine Stadt, die auf einem großen einsamen Felsen lag, der aus einem Gebirgstal aufragte. ‚Siehst du diese Leichenhaufen?' sagte er, ‚und siehst du das Blut, das über die Straßen strömt, und siehst du die nackten elenden Gefangnen, die in der Nachtkälte jammern, und siehst du alle die rauchenden Brandstätten?' Unser Herr schien ihm nichts erwidern zu wollen, und der heilige Petrus fuhr mit seinem Gejammer fort. Er sagte, wohl habe er dieser Stadt oft gezürnt, aber so übel habe er ihr doch nicht gewollt, daß es dort einmal so aussehen solle. Da endlich antwortete unser Herr und versuchte einen Einwand. — ‚Du kannst doch nicht leugnen, daß die christlichen Ritter ihr Leben mit der größten Unerschrockenheit gewagt haben,' sagte er."

Hier wurde der Narr von Beifallsrufen unterbrochen, aber er beeilte sich fortzufahren.

„Nein, stört mich nicht," bat er. „Jetzt weiß ich nicht mehr, wo ich geblieben war. Ja, richtig, ich wollte eben sagen, daß der heilige Petrus sich ein paar Tränen wegwischte, die ihm in die Augen getreten waren und ihn am Sehen hinderten. ‚Nie hätte ich geglaubt, daß sie solche wilde Tiere sein würden,' sagte er. ‚Sie haben ja den ganzen Tag gemordet und geplündert. Ich verstehe gar nicht, daß du es dir beifallen lassen konntest, dich kreuzigen zu lassen, um dir solche Bekenner zu schaffen.'"

Die Ritter nahmen den Scherz gut auf. Sie begannen laut und fröhlich zu lachen. „Was, Narr, der heilige Petrus ist wirklich so böse auf uns?" rief einer von ihnen.

„Sei jetzt still und laß uns hören, ob unser Herr uns nicht in Schutz genommen hat!" fiel ein andrer ein.

„Nein, unser Herr schwieg fürs erste still," sagte der Narr. „Er wußte von altersher: wenn Sankt Petrus so recht in Eifer gekommen war, war es vergebliche Mühe, ihm zu widersprechen. Er eiferte weiter und sagte, unser

Herr möge nicht einwenden, daß sie sich schließlich doch erinnert hätten, in welche Stadt sie gekommen waren, und auf bloßen Füßen im Büßergewand in die Kirche gegangen wären. Diese Andacht hätte ja gar nicht so lange gedauert, daß es überhaupt lohnte, davon zu sprechen. Und dann beugte er sich noch einmal über die Brüstung hinaus und wies auf Jerusalem hinunter. Er deutete auf das Lager der Christen davor. ‚Siehst du, wie deine Ritter ihren Sieg feiern?' fragte er. Und unser Herr sah, daß überall im Lager Trinkgelage gefeiert wurden. Ritter und Knechte saßen da und sahen syrischen Tänzerinnen zu. Gefüllte Becher kreisten, man würfelte um die Kriegsbeute, und — —"

„Man hörte Narren an, die alberne Geschichten erzählten," fiel Raniero ein. „War das nicht auch eine große Sünde?"

Der Narr lachte und nickte Raniero zu, als wollte er sagen: Na, warte nur, ich zahl dir's schon heim.

„Nein, unterbrecht mich nicht," bat er abermals, „ein armer Narr vergißt so leicht, was er sagen wollte. Ja, richtig, der heilige Petrus fragte unsern Herrn mit der strengsten Stimme, ob er meine, daß ihm dieses Volk große Ehre mache. Darauf mußte unser Herrn natürlich antworten, daß er das nicht meine. ‚Sie waren Räuber und Mörder, ehe sie von daheim auszogen,' sagte Sankt Petrus, ‚und Räuber und Mörder sind sie auch heute noch. Dieses Unternehmen hättest du ebensogut ungeschehen lassen können. Es kommt nichts Gutes dabei heraus'."

„Na, na, Narr!" sagte Raniero mit warnender Stimme.

Aber der Narr schien eine Ehre darein zu setzen, zu probieren, wie weit er gehen könne, ohne daß jemand aufspränge und ihn hinauswürfe, und er fuhr unerschrocken fort:

„Unser Herr neigte nur den Kopf wie einer, der zugesteht, daß er gerecht gestraft wird. Aber beinahe in demselben Augenblick beugte er sich eifrig vor und sah mit noch größerer Aufmerksamkeit als vorher hinunter. Da guckte Sankt Petrus ebenfalls hin. ‚Wonach blickst du denn aus?' fragte er."

Der Narr erzählte dies mit sehr lebhaftem Mienenspiel. Alle Ritter sahen sowohl unsern Herrn als auch Sankt Petrus vor Augen, und sie waren begierig, was es wohl sein mochte, was unser Herr erblickt haben sollte.

„Unser Herr antwortete, es sei nichts Besonderes," sagte der Narr, „aber er ließ auf jeden Fall nicht davon ab, hinabzublicken. Sankt Petrus folgte der Richtung der Blicke unsres Herrn, und er konnte nichts andres finden, als daß unser Herr dasaß und in ein großes Zelt hinuntersah, vor dem ein paar Sarazenenköpfe auf lange Lanzen gespießt waren, und wo eine Menge prächtiger Teppiche, goldner Tischgefäße und kostbarer Waffen, die in der heiligen Stadt erbeutet waren, aufgestapelt lagen. In diesem Zelte ging es ebenso zu wie sonst überall im Lager. Da saß eine Schar Ritter und leerte die Becher. Der einzige Unterschied mochte sein, daß hier noch mehr gelärmt und gezecht wurde als an irgendeinem andern Orte. Der heilige Petrus konnte nicht verstehen, warum unser Herr, als er dorthin blickte, so vergnügt war, daß ihm die Freude förmlich aus den Augen leuchtete. So viele strenge und furchtbare Gesichter, wie er dort erblickte, glaubte er kaum je um einen Zechtisch versammelt gesehen zu haben. Und der Wirt bei dem Gastmahl, der am obern Tischende saß, war der entsetzlichste von allen. Es war ein etwa fünfunddreißigjähriger Mann, furchtbar groß und grob, mit einem roten Gesicht, das von Narben und Schrammen durchkreuzt war, mit harten Fäusten und einer starken, polternden Stimme."

Hier hielt der Narr einen Augenblick inne, als fürchte er, weiterzugehen, aber Raniero und den andern machte es Spaß, von sich selbst sprechen zu hören, und sie lachten nur über seine Dreistigkeit.

„Du bist ein kecker Bursche," sagte Raniero, „laß uns nun sehen, wo du hinaus willst!"

„Endlich," fuhr der Narr fort, „sagte unser Herr ein paar Worte, aus denen Sankt Petrus erriet, was der Grund seiner Freude war. Er fragte Sankt Petrus, ob er fehl sähe oder ob es wirklich so wäre, daß einer der Ritter ein brennendes Licht neben sich hätte."

Raniero zuckte bei diesen Worten zusammen. Erst jetzt wurde er böse auf den Narren und streckte die Hand nach

einem schweren Trinkhumpen aus, um ihn ihm ins Gesicht zu schleudern, aber er bezwang sich, um zu hören, ob der Bursche zu seiner Ehre oder zu seiner Schande sprechen wollte.

„Sankt Petrus sah nun,“ erzählte der Narr, „daß das Zelt im übrigen zwar mit Fackeln beleuchtet war, daß aber einer der Ritter wirklich eine brennende Wachskerze neben sich stehen hatte. Es war eine große dicke Kerze, eine Kerze, die bestimmt war, einen ganzen Tag und eine ganze Nacht zu brenen. Der Ritter, der keinen Leuchter hatte, worein er sie hätte stecken können, hatte eine ganze Menge Steine ringsherum aufgehäuft, damit das Licht stehen könnte.“

Die Tischgesellschaft brach bei diesen Worten in lautes Gelächter aus. Alle wiesen auf ein Licht, das neben Raniero auf dem Tische stand und ganz so aussah, wie der Narr es beschrieben hatte. Aber Raniero stieg das Blut zu Kopfe, denn dies war das Licht, das er vor ein paar Stunden am heiligen Grabe hatte anzünden dürfen. Er hatte es nicht über sich gebracht, es auszulöschen.

„Als der heilige Petrus dieses Licht sah,“ sagte der Narr, „wurde es ihm freilich klar, woran unser Herr seine Freude gehabt hatte, aber zugleich konnte er es nicht lassen, ihn ein wenig zu bemitleiden. ‚Jaso,‘ sagte er, ‚das ist der Ritter, der heute morgen hinter Herrn Gottfried von Bouillon auf die Mauer sprang und am Abend sein Licht vor allen andern am heiligen Grabe anzünden durfte.‘ — ‚Ja, so ist es,‘ sagte unser Herr, ‚und wie du siehst, hat er sein Licht noch brennen.‘“

Der Narr sprach jetzt sehr rasch, während er ab und zu einen lauernden Blick auf Raniero warf: „Der heilige Petrus konnte es noch immer nicht lassen, unsern Herrn ein ganz klein wenig zu bemitleiden. ‚Verstehst du denn nicht, warum er dieses Licht brennen hat?‘ sagte er. ‚Du glaubst wohl, daß er an deine Qual und deinen Tod denke, wenn er es sieht. Aber er denkt an nichts anderes, als an den Ruhm, den er errang, als er als der Tapferste im ganzen Heere nach Gottfried von Bouillon anerkannt wurde.‘“

Bei diesen Worten lachten alle Gäste Ranieros. Raniero war sehr zornig, aber er zwang sich, gleichfalls zu

lachen. Er wußte, daß alle es lächerlich gefunden hätten, wenn er nicht ein bißchen Spaß vertragen hätte.

„Aber unser Herr widersprach dem heiligen Petrus," sagte der Narr. „,Siehst du nicht, wie ängstlich er um das Licht besorgt ist?' fragte er. ‚Er hält die Hand vor die Flamme, sobald jemand das Zelttuch lüftet, aus Furcht, daß die Zugluft es ausblasen könnte. Und er hat vollauf damit zu tun, die Nachtschmetterlinge zu verscheuchen, die herumfliegen und es zu verlöschen drohen.'"

Es wurde immer herzlicher gelacht, denn was der Narr sagte, war die reine Wahrheit. Raniero fiel es immer schwerer, sich zu beherrschen. Es war ihm, als könne er es nicht ertragen, daß jemand mit der heiligen Lichtflamme seinen Scherz trieb.

„Der heilige Petrus war jedoch mißtrauisch," fuhr der Narr fort. „Er fragte unseren Herrn, ob er diesen Ritter kenne. ‚Er ist nicht gerade einer, der häufig zur Messe ginge oder den Betschemel abnützte,' sagte er. Aber unser Herr ließ sich von seiner Meinung nicht abbringen. ‚Sankt Petrus, Sankt Petrus!' sagte er feierlich. ‚Merke dir, daß der Ritter hier fortan frommer werden wird als Gottfried! Von wo gehen Milde und Frömmigkeit aus, wenn nicht von meinem Grabe? Du wirst Raniero di Ranieri Witwen und notleidenden Gefangenen zu Hilfe kommen sehen. Du wirst sehen, wie er Kranke und Betrübte in seine Hut nimmt, so wie er jetzt die heilige Lichtflamme hütet.'"

Darüber erhob sich ein ungeheures Gelächter. Es deuchte alle, die Ranieros Laune und Leben kannten, sehr spaßhaft. Aber ihm selbst waren der Scherz und das Gelächter ganz unleidlich. Er sprang auf und wollte den Narren zurechtweisen. Dabei stieß er so heftig an den Tisch, der nichts andres war als eine auf lose Böcke gelegte Tür, daß er wackelte und das Licht umfiel. Es zeigte sich nun, wie sehr es Raniero am Herzen lag, das Licht brennend zu erhalten. Er dämpfte seinen Groll und nahm sich Zeit, das Licht aufzuheben und die Flamme anzufachen, bevor er sich auf den Narren stürzte. Aber als er mit dem Lichte fertig war, war der Narr schon aus dem Zelte geeilt, und Raniero sah ein, daß es nicht der Mühe lohne, ihn im nächtlichen Dunkel zu verfolgen. Ich treffe

ihn wohl noch ein andermal, dachte er und setzte sich wieder.

Die Tischgäste hatten inzwischen weidlich gelacht, und einer von ihnen wollte den Spaß fortsetzen und wendete sich an Raniero. „Eins steht aber fest, Raniero, und das ist, daß du diesmal der Madonna in Florenz nicht das Kostbarste schicken kannst, was du im Kampfe errungen hast," sagte er.

Raniero fragte, warum er glaube, daß er diesmal seinem alten Brauche nicht treu bleiben würde.

„Aus keinem anderen Grunde," sagte der Ritter, „als weil das Kostbarste, was du errungen hast, diese Lichtflamme ist, die du angesichts des ganzen Heeres in der heiligen Grabeskirche entzünden durftest. Und die nach Florenz zu schicken, wirst du wohl nicht imstande sein."

Wieder lachten die anderen Ritter, aber Raniero war jetzt in einer Laune, daß er das Verwegenste unternommen hätte, nur um ihrem Gelächter ein Ende zu machen. Er faßte rasch seinen Entschluß, rief einen alten Waffenträger zu sich und sagte zu ihm: „Mache dich zu langer Fahrt bereit, Giovanni! Morgen sollst du mit dieser heiligen Lichtflamme nach Florenz ziehen."

Aber der Waffenträger weigerte sich schlankweg, diesen Befehl auszuführen. „Dies ist etwas, was ich nicht auf mich nehmen will," sagte er. „Wie sollte es möglich sein, mit einer Lichtflamme nach Florenz zu reiten? Sie würde erlöschen, ehe ich noch das Lager verlasse."

Raniero fragte einen seiner Mannen nach dem andern. Er erhielt von allen dieselbe Antwort. Sie schienen seinen Befehl kaum ernst zu nehmen.

Natürlich lachten die fremden Ritter, die seine Gäste waren, immer lauter und fröhlicher, je deutlicher es sich zeigte, daß keiner von den Mannen Ranieros Befehl ausführen wollte.

Raniero geriet in immer größere Erregung. Schließlich verlor er die Geduld und rief: „Diese Lichtflamme wird dennoch nach Florenz gebracht werden, und da kein andrer damit hinreiten will, werde ich es selbst tun."

„Bedenke dich, bevor du so etwas versprichst!" sagte ein Ritter. „Du reitest von einem Fürstentum fort!"

„Ich schwöre euch, daß ich diese Lichtflamme nach Flo-

renz bringen werde!“ rief Raniero. „Ich werde tun, was kein anderer auf sich nehmen wollte.“

Der alte Waffenträger verteidigte sich: „Herr, für dich ist es ein ander Ding. Du kannst ein großes Gefolge mitnehmen, aber mich wolltest du allein ausschicken.“

Raniero jedoch war ganz außer sich und überlegte seine Worte nicht. „Ich werde auch allein ziehen,“ sagte er.

Aber damit hatte Raniero sein Ziel erreicht. Alle im Zelte hatten zu lachen aufgehört. Sie saßen erschrocken da und starrten ihn an.

„Warum lacht ihr nicht mehr?“ fragte Raniero. „Für einen tapfern Mann ist dies Beginnen wohl für nichts mehr zu achten als ein Kinderspiel.“

3

Am nächsten Morgen, bei Tagesgrauen, bestieg Raniero sein Pferd. Er trug die volle Rüstung, aber darüber hatte er einen groben Pilgermantel geworfen, damit das Eisenkleid von den Sonnenstrahlen nicht allzusehr erhitzt werde. Er war mit einem Schwert und einer Streitaxt bewaffnet und ritt ein gutes Pferd. Ein brennendes Licht hielt er in der Hand, und am Sattel hatte er ein paar große Bündel langer Wachskerzen befestigt, damit die Flamme nicht aus Mangel an Nahrung sterbe.

Raniero ritt langsam durch die überfüllte Zeltstraße, und so lange ging alles gut. Es war noch so früh, daß die Nebel, die aus den tiefen Tälern rings um Jerusalem aufgestiegen waren, sich nicht zerstreut hatten, und Raniero ritt wie durch eine weiße Nacht. Das ganze Lager schlief, und Raniero kam leicht an den Wachposten vorbei. Keiner von ihnen rief ihn an, denn durch den dichten Nebel konnten sie ihn nicht sehen, und auf den Wegen lag fußhoher Staub, der die Schritte des Pferdes unhörbar machte.

Raniero war bald aus dem Bereiche des Lagers und schlug die Straße ein, die nach Joppe führte. Er hatte nun einen bessern Weg, aber er ritt noch immer ganz langsam, der Lichtflamme wegen. Die brannte schlecht in dem dichten Nebel, mit einem rötlichen, zitternden Schein.

Und immer wieder kamen große Insekten, die mit knatternden Flügelschlägen gerade ins Licht stürzten. Raniero hatte vollauf damit zu tun, es zu hüten, aber er war guten Mutes und meinte noch immer, daß die Aufgabe, die er sich gestellt hätte, nicht schwerer wäre, als daß ein Kind sie bewältigen könnte.

Doch das Pferd ermüdete bei dem langsamen Trott und setzte sich in Trab. Da begann die Lichtflamme in der Zugluft zu zucken. Es half nichts, daß Raniero sie mit der Hand und mit dem Mantel zu schützen suchte. Er sah, daß sie ganz nahe daran war, zu erlöschen.

Aber er war durchaus nicht gewillt, sein Vorhaben so bald aufzugeben. Er hielt das Pferd an und saß ein Weilchen still und grübelte. Schließlich sprang er aus dem Sattel und versuchte, sich rücklings daraufzusetzen, so daß er die Flamme mit seinem Körper vor Wind und Zug schützte. So gelang es ihm, sie brennend zu erhalten, aber er merkte jetzt, daß die Reise sich beschwerlicher gestalten würde, als er anfangs geglaubt hatte.

Als er die Berge, die Jerusalem umgaben, hinter sich gelassen hatte, hörte der Nebel auf. Er ritt nun durch die tiefste Einsamkeit. Es gab weder Menschen, noch Häuser, noch grüne Bäume oder Pflanzen, nur kahle Höhen.

Hier wurde Raniero von Räubern angefallen. Es war loses Gesindel, das dem Heere ohne Erlaubnis folgte und vom Rauben und Plündern lebte. Sie hatten hinter einem Hügel im Hinterhalt gelegen, und Raniero, der rücklings ritt, sah sie erst, als sie ihn schon umringt hatten und ihre Schwerter gegen ihn zückten.

Es waren etwa zwölf Männer, sie sahen recht jämmerlich aus und ritten auf erbärmlichen Pferden. Raniero sah gleich, daß es ihm nicht schwer fallen konnte, sich einen Weg durch die Schar zu bahnen und von dannen zu reiten. Aber er begriff, daß dies sich nicht tun ließe, ohne daß er das Licht von sich werfe. Und er wollte nach den stolzen Worten, die er heute Nacht gesprochen hatte, nicht so leicht von seinem Vorsatz abstehen.

Er sah daher keinen anderen Ausweg, als mit den Räubern ein Übereinkommen zu schließen. Er sagte, daß es ihnen, da er wohl bewaffnet sei und ein gutes Pferd reite, schwer fallen würde, ihn zu überwinden, wenn er

sich verteidige. Aber da er durch ein Gelöbnis gebunden sei, wolle er ihnen keinen Widerstand leisten, sondern sie dürften ohne Kampf alles nehmen, was sie begehrten, wenn sie nur versprächen, sein Licht nicht auszulöschen.

Die Räuber hatten sich auf einen harten Strauß gefaßt gemacht. Sie waren über Ranieros Vorschlag sehr erfreut und machten sich sogleich daran, ihn auszuplündern. Sie nahmen ihm Rüstung und Roß, Waffen und Geld. Das einzige, was sie ihm ließen, waren der grobe Mantel und die beiden Kerzenbündel. Sie hielten auch ehrlich ihr Versprechen, die Lichtflamme nicht zu löschen.

Einer von ihnen hatte sich auf Ranieros Pferd geschwungen. Als er merkte, wie gut es war, schien er ein wenig Mitleid mit dem Ritter zu empfinden. Er rief ihm zu: „Siehst du, wir wollen nicht gar zu hart gegen einen Christenmenschen sein. Du sollst mein altes Pferd haben, um darauf zu reiten."

Es war eine elende Schindmähre und bewegte sich so starr und steif, als wenn es aus Holz wäre.

Als die Räuber endlich verschwunden waren und Raniero daran ging, sich auf den elenden Klepper zu setzen, sagte er zu sich selbst: „Ich muß wohl von dieser Lichtflamme verhext sein. Um ihretwillen reite ich nun wie ein toller Bettler meinen Weg."

Er sah ein, daß es das klügste gewesen wäre, umzukehren, weil das Vorhaben wirklich unausführbar war. Aber ein so heftiges Verlangen, es zu vollbringen, war über ihn gekommen, daß er der Lust nicht widerstehen konnte, auszuharren.

Er zog also weiter. Noch immer sah er dieselben kahlen, lichtgelben Höhen um sich. Nach einer Weile ritt er an einem jungen Hirten vorbei, der vier Ziegen hütete. Als Raniero die Tiere auf dem nackten Boden weiden sah, fragte er sich, ob sie wohl Erde äßen.

Dieser Hirte hatte wahrscheinlich früher eine größere Herde besessen, die ihm von den Kreuzfahrern gestohlen worden war. Als er nun einen einsamen Christen heranreiten sah, suchte er ihm alles Böse zu tun, was er nur konnte. Er stürzte auf ihn zu und schlug mit einem Stab nach seinem Lichte. Raniero war von der Lichtflamme so gefesselt, daß er sich nicht einmal gegen einen Hirten ver-

teidigen konnte. Er zog nur das Licht an sich, um es zu schützen. Der Hirte schlug noch ein paarmal danach, aber dann blieb er erstaunt stehen und hörte zu schlagen auf. Er sah, daß Ranieros Mantel in Brand geraten war, aber Raniero tat nichts, um das Feuer zu ersticken, so lange die Lichtflamme in Gefahr war. Man sah es dem Hirten an, daß er sich schämte. Er folgte Raniero lange nach, und an einer Stelle, wo der Weg sehr schmal an zwei Abgründen vorüberging, kam er heran und führte sein Pferd.

Raniero lächelte und dachte, daß der Hirte ihn sicherlich für einen heiligen Mann halte, der eine Bußübung vornehme.

Gegen Abend begannen Raniero Menschen entgegenzukommen. Es war nämlich so, daß das Gerücht vom Falle Jerusalems sich schon während der Nacht die Küste entlang verbreitet hatte, und eine Menge Leute hatten sich sogleich bereit gemacht, hinzuziehen. Es waren Pilger, die schon jahrelang auf die Gelegenheit warteten, Jerusalem zu betreten, es waren nachgesendete Truppen, und vor allem waren es Kaufleute, die mit Wagenladungen von Lebensmitteln hineilten.

Als diese Scharen Raniero begegneten, der rücklings mit einem brennenden Lichte in der Hand geritten kam, riefen sie: „Ein Toller, ein Toller!“

Die meisten waren Italiener, und Raniero hörte, wie sie in seiner eigenen Zunge riefen: pazzo, pazzo! was: ein Toller, ein Toller! bedeutet.

Raniero, der sich den ganzen Tag so wohl im Zaum zu halten verstanden hatte, wurde durch diese sich stets wiederholenden Rufe heftig gereizt. Mit einem Male sprang er aus dem Sattel und begann mit seinen harten Fäusten die Rufenden zu züchtigen. Als die Leute merkten, wie schwer die Schläge waren, die da fielen, entstand eine allgemeine Flucht, und er stand bald allein auf dem Wege.

Nun kam Raniero wieder zu sich selbst. „Wahrlich, sie hatten recht, als sie dich einen Tollen nannten,“ sagte er, indem er sich nach dem Lichte umsah, denn er wußte nicht, was er damit angefangen hatte. Endlich sah er, daß es vom Wege in einen Graben gekollert war. Die

Flamme war erloschen, aber er sah Feuer in einem trockenen Grasbüschel dicht daneben glimmen und begriff, daß das Glück ihn nicht verlassen hatte, denn das Licht mußte das Gras in Brand gesetzt haben, bevor es erloschen war.

„Dies hätte leicht ein trauriges Ende großer Mühsal werden können,“ dachte er, während er das Licht entzündete und sich wieder in den Sattel schwang. Er fühlte sich recht gedemütigt. Es kam ihm jetzt nicht sehr wahrscheinlich vor, daß seine Fahrt gelingen würde.

Gegen Abend kam Raniero nach Ramle und ritt dort zu einem Hause, wo Karawanen Herberge für die Nacht zu suchen pflegten. Es war ein großer überbauter Hof. Ringsum waren kleine Verschläge, wo die Reisenden ihre Pferde einstellen konnten. Es gab keine Stuben, sondern die Menschen schliefen neben den Tieren.

Es war schon eine große Menschenmenge da, aber der Wirt schaffte doch Raum für Raniero und sein Pferd. Er gab auch dem Pferde Futter und dem Reiter Nahrung.

Als Raniero merkte, daß er so gut behandelt wurde, dachte er: „Ich fange fast zu glauben an, daß die Räuber mir einen Dienst erwiesen haben, als sie mir meine Rüstung und mein Pferd raubten. Sicherlich komme ich mit meiner Bürde leichter durchs Land, wenn man mich für einen Wahnsinnigen hält.“

Als Raniero das Pferd in den Stand geführt hatte, setzte er sich auf ein Bund Stroh und behielt das Licht in den Händen. Es war seine Absicht, nicht zu schlafen, sondern die ganze Nacht wach zu bleiben.

Doch kaum hatte sich Raniero niedergesetzt, als er auch schon einschlummerte. Er war furchtbar müde, er streckte sich im Schlafe aus, so lang er war, und schlief bis zum Morgen.

Als er erwachte, sah er weder die Lichtflamme noch die Kerze. Er suchte im Stroh danach, aber fand sie nirgends.

„Jemand wird sie mir weggenommen und ausgelöscht haben,“ sagte er. Und er versuchte zu glauben, daß er sich freue, weil alles aus war und er ein unmögliches Vorhaben nicht zu verfolgen brauchte.

Aber während er so dachte, empfand er zugleich eine

innere Leere und Trauer. Es war ihm, als hätte er sich das Gelingen eines Vorsatzes nie sehnlicher gewünscht als eben diesmal.

Er führte das Pferd aus dem Stande, striegelte es und legte den Sattel auf.

Als er fertig war, kam der Wirt, dem die Karawanserei gehörte, mit einem brennenden Lichte auf ihn zu. Er sagte auf fränkisch: „Ich mußte dir gestern dein Licht nehmen, als du einschliefst, aber hier hast du es wieder."

Raniero ließ sich nichts anmerken, sondern sagte ganz gelassen: „Es war klug von dir, daß du es ausgelöscht hast."

„Ich habe es nicht ausgelöscht," sagte der Mann. „Ich sah, daß du es brennen hattest, als du kamst, und ich glaubte, es sei von Gewicht für dich, daß es weiter brenne. Wenn du siehst, um wie viel es sich verringert hat, wirst du begreifen, daß es die ganze Nacht gebrannt hat."

Raniero strahlte vor Freude. Er rühmte den Wirt sehr und ritt in bester Laune weiter.

4

Als Raniero von Jerusalem aufbrach, hatte er den Seeweg von Joppe nach Italien nehmen wollen. Aber er änderte diesen Entschluß, als die Räuber ihn um sein Geld plünderten, und beschloß über Land zu ziehen.

Es war eine lange Reise. Er zog von Joppe nördlich, der Küste Syriens entlang. Dann ging die Fahrt nach Westen, längs der Halbinsel von Kleinasien. Dann wieder nördlich bis hinauf nach Konstantinopel. Und von dort hatte er noch eine ansehnliche Strecke Wegs bis Florenz.

Während dieser ganzen Zeit lebte Raniero von frommen Gaben. Meistens waren es die Pilger, die nun in Massen nach Jerusalem strömten, die ihr Brot mit ihm teilten.

Obgleich Raniero fast immer allein ritt, waren seine Tage weder lang noch einförmig. Er hatte allezeit die Lichtflamme zu hüten und konnte sich um ihretwillen

niemals ruhig fühlen. Es brauchte nur ein Wind, nur ein Regentropfen zu kommen, und es war um sie geschehen.

Während Raniero einsame Wege ritt und nur daran dachte, die Lichtflamme am Leben zu erhalten, kam es ihm in den Sinn, daß er schon einmal zuvor etwas Ähnliches erlebt hatte. Er hatte schon einmal zuvor einen Menschen über etwas wachen sehen, was ebenso verletzlich war wie eine Lichtflamme.

Dies schwebte ihm anfangs so undeutlich vor, daß er nicht recht wußte, ob es etwas war, was er geträumt hätte.

Aber während er einsam durch das Land zog, kam der Gedanke, daß er schon einmal etwas Ähnliches mit erlebt habe, unablässig wieder.

„Es ist, als hätte ich mein ganzes Leben lang von nichts anderm gehört," sagte er.

Eines Abends ritt Raniero in eine Stadt ein. Es dunkelte, und die Frauen standen in den Türen und schauten nach ihren Männern aus. Da sah Raniero eine, die hoch und schlank war und ernste Augen hatte. Sie erinnerte ihn an Francesca degli Uberti.

In demselben Augenblick gelangte Raniero zur Klarheit, worüber er nachgegrübelt hatte. Er dachte, daß für Francesca ihre Liebe sicherlich wie eine Lichtflamme gewesen war, die sie immer brennend hatte erhalten wollen, und von der sie stets gefürchtet hatte, daß Raniero sie verlöschen würde. Er wunderte sich über diesen Gedanken, aber immer mehr ward es ihm zur Gewißheit, daß es sich so verhielt. Zum ersten Male begann er zu verstehen, warum Francesca ihn verlassen hatte, und daß er sie nicht durch Waffentaten wiedererobern konnte.

*   *
*

Ranieros Reise wurde sehr langwierig. Und dies nicht zum wenigsten darum, weil er sie nicht fortsetzen konnte, wenn das Wetter ungünstig war. Dann saß er in der Karawanserei und bewachte die Lichtflamme. Das waren sehr harte Tage.

Eines Tages, als Raniero über den Berg Libanon ritt, sah er, daß sich die Wolken zu einem Unwetter zusammenzogen. Er war da hoch oben zwischen furchtbaren Klüften und Abstürzen, fern von allen menschlichen Behausungen. Endlich erblickte er auf einer Felsspitze ein sarazenisches Heiligengrab. Es war ein kleiner viereckiger Steinbau mit gewölbtem Dache. Es deuchte ihn am besten, seine Zuflucht dorthin zu nehmen.

Kaum war Raniero hineingekommen, als ein Schneesturm losbrach, der zwei Tage raste. Zugleich kam eine so furchtbare Kälte, daß er nahe daran war zu erfrieren.

Raniero wußte, daß es draußen auf dem Berge genug Zweige und Reisig gab, so daß es ein leichtes für ihn gewesen wäre, Brennstoff zu einem Feuer zu sammeln. Allein er hielt die Lichtflamme, die er trug, sehr heilig, und wollte mit ihr nichts andres entzünden als die Lichter vor dem Altar der heiligen Jungfrau.

Das Unwetter wurde immer ärger, und schließlich hörte er heftiges Donnern und sah Blitze.

Und ein Blitz schlug auf dem Berge dicht vor dem Grabe ein und entzündete einen Baum. Und so hatte Raniero eine Flamme, ohne daß er das heilige Feuer anzutasten brauchte.

* *
*

Als Raniero durch einen öden Teil der Berggegend von Cilicien ritt, ging sein Licht zur Neige. Die Kerzenbündel, die er von Jerusalem mitgebracht hatte, waren längst aufgebraucht, aber er hatte sich doch weiterhelfen können, weil auf dem ganzen Wege christliche Gemeinden gewesen waren, wo er sich neue Lichter erbetteln konnte.

Aber nun war sein Vorrat zu Ende, und er glaubte, daß dies das Ende seiner Fahrt sein würde.

Als das Licht so tief herabgebrannt war, daß die Flamme seine Hand versengte, sprang er vom Pferde, sammelte Reisig und trockenes Gras und entzündete dies mit dem letzten Überbleibsel der Flamme. Aber auf dem Berge fand sich nicht viel, was brennen konnte, und das Feuer mußte bald verlöschen.

Wie Raniero so saß und sich darüber betrübte, daß die heilige Flamme sterben mußte, hörte er vom Wege her Gesang, und eine Prozession von Wallfahrern kam mit Kerzen in den Händen den Pfad herangezogen. Sie waren auf dem Wege zu einer Grotte, in der ein heiliger Mann gelebt hatte, und Raniero schloß sich ihnen an. Unter ihnen befand sich auch eine Frau, die alt war und nur schwer gehen konnte, und Raniero half ihr und schleppte sie den Berg hinauf.

Als sie ihm dann dankte, machte er ihr ein Zeichen, daß sie ihm ihre Kerze geben möge. Und sie tat es, und auch mehrere andre schenkten ihm die Kerzen, die sie trugen.

Er löschte die Lichter und eilte den Pfad hinunter und entzündete eines von ihnen an der letzten Glut des Feuers, das von der heiligen Flamme entzündet war.

* *
*

Einmal um die Mittagstunde war es sehr heiß, und Raniero hatte sich in ein Gebüsch schlafen gelegt. Er schlief tief, und das Licht stand zwischen ein paar Steinen neben ihm. Aber als Raniero ein Weilchen geschlafen hatte, begann es zu regnen, und dies dauerte ziemlich lange an, ohne daß er erwachte. Als er endlich aus dem Schlummer auffuhr, war der Boden rings um ihn naß, und er wagte kaum zu dem Lichte hinzusehen, aus Furcht, daß es erloschen sein könnte.

Aber das Licht brannte still und ruhig mitten im Regen, und Raniero sah, daß dies daher kam, daß zwei kleine Vögelchen über der Flamme flogen und flatterten. Sie schnäbelten sich und hielten die Flügel ausgebreitet, und so hatten sie die Lichtflamme vor dem Regen geschützt.

Raniero nahm sogleich seine Kapuze ab und hing sie über das Licht. Dann streckte er die Hand nach den kleinen Vögeln aus, denn er hatte Lust, sie zu liebkosen. Und sieh da, keiner von ihnen flog von ihm fort, sondern er konnte sie einfangen.

Raniero staunte sehr, daß die Vögel keine Angst vor

ihm hatten. Aber er dachte: das kommt daher, daß sie wissen, daß ich keinen andern Gedanken habe, als das zu schützen, was das Schutzbedürftigste ist, darum fürchten sie mich nicht.

* *
*

Raniero ritt in der Nähe von Nicea. Da begegnete er ein paar abendländischen Rittern, die ein Entsatzheer ins Heilige Land führten. In dieser Schar befand sich auch Robert Taillefer, der ein wandernder Ritter und Troubadour war.

Raniero kam in seinem fadenscheinigen Mantel mit dem Lichte in der Hand herangeritten, und die Krieger begannen wie gewöhnlich zu rufen: „Ein Toller, ein Toller!" Aber Robert hieß sie schweigen und sprach den Reiter an:

„Bist du lange so gezogen?" fragte er ihn.

„Ich bin so von Jerusalem hergeritten," antwortete Raniero.

„Ist dein Licht unterwegs nicht oftmals erloschen?"

„An meiner Kerze brennt noch dieselbe Flamme, wie da ich von Jerusalem auszog," sagte Raniero.

Da sprach Robert Taillefer zu ihm: „Ich bin auch einer von denen, die eine Flamme tragen, und ich wollte, daß sie ewig brennen könnte. Aber vielleicht kannst du, der du dein Licht brennend von Jerusalem hergebracht hast, mir sagen, was ich tun soll, auf daß sie nicht erlösche."

Da erwiderte Raniero: „Herr, das ist ein schweres Beginnen, obgleich es von geringem Gewichte scheint. Ich will euch wahrlich nicht zu solch einem Vorhaben raten. Denn diese kleine Flamme verlangt von euch, daß ihr ganz aufhört, an etwas andres zu denken. Sie gestattet euch nicht, eine Liebste zu haben, falls ihr zu derlei geneigt sein solltet, auch dürft ihr es um dieser Flamme willen nicht wagen, euch bei einem Trinkgelage niederzulassen. Ihr dürft nichts andres im Sinne haben als eben diese Flamme, und keine andre Freude darf euch eigen sein. Aber warum ich euch vor allem abrate, dieselbe Fahrt zu tun, die ich nun versucht habe, das ist,

weil ihr euch keinen Augenblick sicher fühlen könnt. Aus wie vielen Gefahren ihr auch die Flamme gerettet haben mögt, ihr dürft euch doch keinen Augenblick geborgen wähnen, sondern ihr müßt darauf gefaßt sein, daß sie euch im nächsten Augenblick entrissen werde."

Aber Robert Taillefer warf den Kopf stolz zurück und sagte: „Was du für deine Lichtflamme getan hast, das werde ich auch für die meine zu tun wissen."

* *
*

Raniero war nach Italien gekommen. Er ritt eines Tages auf einsamen Pfaden durch das Gebirge. Da kam ihm eine Frau nachgeeilt und bat ihn um Feuer von seinem Lichte. „Bei mir ist das Feuer erloschen," sagte sie, „meine Kinder hungern. Leihe mir Feuer, damit ich meinen Ofen wärmen und ihnen Brot backen kann!"

Sie streckte die Hand nach dem Lichte aus, aber Raniero entzog es ihr, weil er nicht zulassen wollte, daß etwas andres an dieser Flamme entzündet werde, als die Lichter vor dem Bilde der heiligen Jungfrau.

Da sagte die Frau zu ihm: „Gib mir Feuer, Pilger, denn meiner Kinder Leben ist die Flamme, die brennend zu bewahren mir auferlegt ist!" Und um dieser Worte willen ließ Raniero sie den Docht ihrer Lampe an seiner Flamme entzünden.

Einige Stunden später ritt Raniero in ein Dorf. Es lag hoch oben auf dem Berge, so daß bittre Kälte dort herrschte. Ein junger Bauer stand am Wege und sah den armen Mann, der in seinem fadenscheinigen Rocke geritten kam. Rasch nahm er den kurzen Mantel ab, den er trug und warf ihn dem Reiter zu. Aber der Mantel fiel gerade auf das Licht und löschte die Flamme.

Da erinnerte sich Raniero an die Frau, die Feuer von ihm geliehen hatte. Er kehrte zu ihr zurück und entzündete sein Licht wiederum mit heiligem Feuer.

Als er weiter reiten wollte, sagte er zu ihr: „Du sagst, die Lichtflamme, die du zu hüten hast, sei das Leben deiner Kinder. Kannst du mir sagen, welchen Namen die Lichtflamme trägt, die ich so weither bringe?"

„Wo wurde deine Lichtflamme entzündet?“ fragte die Frau.

„Sie wurde an Christi Grab entzündet.“

„Dann kann sie wohl nicht anders heißen als Milde und Menschenliebe,“ sagte sie.

Raniero mußte über die Antwort lachen. Er deuchte sich ein seltsamer Apostel für solche Tugenden.

* *
*

Raniero ritt zwischen blauen Hügeln von schöner Gestalt. Er sah, daß er sich in der Nähe von Florenz befand.

Er dachte daran, daß er nun bald von der Lichtflamme befreit sein würde. Er erinnerte sich an sein Zelt in Jerusalem, das er voll Kriegsbeute zurückgelassen hatte, und an die tapferen Krieger, die er noch in Palästina hatte und die sich freuen würden, wenn er das Kriegerhandwerk wieder aufnähme und sie zu Siegen und Eroberungen führte.

Da merkte Raniero, daß er keineswegs Freude empfand, wenn er daran dachte, sondern daß seine Gedanken lieber eine andre Richtung nahmen.

Raniero sah zum ersten Male ein, daß er nicht mehr derselbe Mann war, als der er Jerusalem verlassen hatte. Dieser Ritt mit der Lichtflamme hatte ihn gezwungen, sich an allen zu freuen, die friedfertig und klug und barmherzig waren, und die Wilden und Streitsüchtigen zu verabscheuen.

Er wurde jedesmal froh, wenn er an Menschen dachte, die friedlich in ihrem Heim arbeiteten, und es ging ihm durch den Sinn, daß er gern in seine alte Werkstatt in Florenz einziehen und schöne, kunstreiche Arbeit verfertigen wolle.

„Wahrlich, diese Flamme hat mich umgewandelt,“ dachte er. „Ich glaube, sie hat einen andern Menschen aus mir gemacht.“

5

Es war Ostern, als Raniero in Florenz einritt.

Kaum war er durch das Stadttor gekommen, rücklings reitend, die Kapuze über das Gesicht gezogen und das brennende Licht in der Hand, als auch schon ein Bettler aufsprang und das gewohnte: „Pazzo, pazzo!“ rief.

Auf diesen Ruf stürzte ein Gassenjunge aus einem Torweg, und ein Tagedieb, der die längste Zeit nichts andres zu tun gehabt hatte, als dazuliegen und den Himmel anzugucken, sprang auf seine Füße. Und beide begannen dasselbe zu rufen: „Pazzo, pazzo!“

Da ihrer nun drei waren, die schrien, so machten sie Lärm genug, um alle Burschen aus der ganzen Straße aufzuscheuchen. Diese kamen aus Ecken und Winkeln herbeigestürzt, und sowie sie Raniero in seinem fadenscheinigen Mantel auf seinem elenden Klepper gewahrten, riefen sie: „Pazzo, pazzo!“

Aber dies war nichts andres, als woran Raniero schon gewöhnt war. Er ritt still durch die Gasse, ohne die Schreier zu beachten.

Sie begnügten sich jedoch nicht damit, zu rufen, sondern einer von ihnen sprang in die Höhe und versuchte das Licht auszublasen.

Raniero hob das Licht empor. Zugleich versuchte er, das Pferd anzutreiben, um den Jungen zu entkommen.

Doch die hielten gleichen Schritt mit ihm und taten alles, was sie konnten, um das Licht auszulöschen.

Je mehr Raniero sich anstrengte, die Flamme zu behüten, desto eifriger wurden sie. Sie sprangen einander auf den Rücken, sie bliesen die Backen auf und pusteten. Sie warfen ihre Mützen nach dem Licht. Nur weil ihrer so viele waren und sie einander wegdrängten, gelang es ihnen nicht, die Lichtflamme zu töten.

Auf der Gasse herrschte das fröhlichste Treiben. An den Fenstern standen Leute und lachten. Niemand fühlte Mitleid mit dem Verrückten, der seine Lichtflamme verteidigen wollte. Es war Kirchenzeit, und viele Kirchen-

besucher waren auf dem Wege zur Messe. Auch sie blieben stehen und lachten über den Spaß.

Aber nun stand Raniero aufrecht im Sattel, um das Licht zu bergen. Er sah wild aus. Die Kapuze war hinabgesunken, und man sah sein Gesicht, das bleich und abgezehrt war wie das eines Märtyrers. Das Licht hielt er erhoben, so hoch er vermochte.

Die ganze Gasse war ein einziges Gewühl. Auch die Ältern begannen an dem Spiele teilzunehmen. Die Frauen wehten mit ihren Kopftüchern, und die Männer schwenkten die Barette. Alle arbeiteten daran, das Licht zu verlöschen.

Raniero ritt nun an einem Hause vorbei, das einen Altan hatte. In diesem stand eine Frau. Sie beugte sich über das Geländer, riß das Licht an sich und eilte damit hinein.

Das ganze Volk brach in schallendes Gelächter und Jubel aus, aber Raniero wankte im Sattel und stürzte auf die Straße.

Aber wie er da ohnmächtig und geschlagen lag, wurde die Straße sogleich menschenleer.

Keiner wollte sich des Gefallenen annehmen. Sein Pferd allein blieb neben ihm stehen.

Sowie die Volksmenge sich von der Straße zurückgezogen hatte, kam Francesca degli Uberti mit einem brennenden Lichte in der Hand aus ihrem Hause. Sie war noch schön, ihre Züge waren sanft, und ihre Augen ernst und tief.

Sie ging auf Raniero zu und beugte sich über ihn. Raniero lag bewußtlos, aber in dem Augenblick, in dem der Lichtschein auf sein Antlitz fiel, machte er eine Bewegung und fuhr auf. Es sah aus, als ob die Lichtflamme alle Macht über ihn hätte. Als Francesca sah, daß er zur Besinnung erwacht war, sagte sie: „Hier hast du dein Licht. Ich entriß es dir, weil ich sah, wie sehr es dir am Herzen lag, es brennend zu erhalten. Ich wußte keinen andern Weg, um dir zu helfen."

Raniero hatte sich beim Fallen übel zugerichtet. Aber nun konnte niemand ihn halten. Er begann sich langsam aufzurichten. Er wollte gehen, schwankte aber und war nahe daran, wieder zu fallen. Da versuchte er, sein

Pferd zu besteigen. Francesca half ihm. „Wo willst du hin?" fragte sie, als er wieder im Sattel saß. „Ich will zur Domkirche," sagte er. „Dann will ich dich geleiten," sagte sie, „denn ich gehe zur Messe." Und sie nahm den Zügel und führte sein Pferd.

Francesca hatte Raniero vom ersten Augenblick an erkannt. Aber Raniero sah nicht, wer sie war, denn er gönnte sich nicht die Zeit, sie zu betrachten. Er hielt den Blick nur auf die Lichtflamme geheftet.

Auf dem Wege sprachen sie kein Wort. Raniero dachte nur an die Lichtflamme, daran, sie in diesen letzten Augenblicken wohl zu hüten. Francesca konnte nicht sprechen, weil es sie deuchte, daß sie nicht klaren Bescheid über das haben wolle, was sie fürchtete. Sie konnte nichts andres glauben, als daß Raniero wahnsinnig heimgekommen wäre. Aber obgleich sie beinahe davon überzeugt war, wollte sie doch lieber nicht mit ihm sprechen, um nicht volle Gewißheit zu erlangen.

Nach einer Weile hörte Raniero, wie jemand neben ihm weinte. Er sah sich um und merkte, daß es Francesca degli Uberti war, die neben ihm ging, und wie sie so ging, weinte sie. Aber Raniero sah sie nur einen Augenblick und sagte nichts zu ihr. Er wollte nur an die Lichtflamme denken.

Raniero ließ sich zur Sakristei führen. Da stieg er vom Pferde. Er dankte Francesca für ihre Hilfe, sah aber noch immer nicht sie an, sondern das Licht. Er ging allein in die Sakristei zu den Geistlichen.

Francesca trat in die Kirche. Es war Karsamstagabend, und alle Lichter in der Kirche standen unentzündet auf ihren Altären, zum Zeichen der Trauer. Francesca deuchte es, daß auch bei ihr jede Flamme der Hoffnung, die einst in ihr gebrannt hatte, erloschen wäre.

In der Kirche ging es sehr feierlich zu. Vor dem Altare standen viele Priester. Zahlreiche Domherren saßen im Chore, und der Bischof zu oberst unter ihnen.

Nach einer Weile merkte Francesca, daß unter den Geistlichen eine Bewegung entstand. Beinahe alle, die nicht bei der Messe anwesend sein mußten, erhoben sich und gingen in die Sakristei. Schließlich ging auch der Bischof.

Als die Messe zu Ende war, betrat ein Geistlicher den Chor und begann zum Volke zu sprechen. Er erzählte, daß Raniero di Ranieri mit heiligem Feuer aus Jerusalem nach Florenz gekommen war. Er erzählte, was der Ritter auf dem Wege geduldet und erlitten hatte. Und er pries ihn über alle Maßen.

Die Menschen saßen staunend da und hörten dies. Francesca hatte nie eine so selige Stunde erlebt. „O, Gott," seufzte sie, „dies ist mehr Glück, als ich tragen kann." Ihre Tränen strömten, während sie lauschte.

Der Priester sprach lange und beredt. Zum Schlusse sagte er mit mächtiger Stimme: „Nun kann es gewißlich eine geringe Sache scheinen, daß eine Lichtflamme hierher nach Florenz gebracht wurde. Aber ich sage euch: Betet zu Gott, daß er Florenz viele Träger des ewigen Feuers schenke, dann wird es eine große Macht werden und gebenedeit unter den Städten!"

Als der Priester zu Ende gesprochen hatte, wurden die Haupttore der Domkirche weit geöffnet, und eine Prozession, so gut sie sich in aller Eile hatte ordnen können, zog herein. Da gingen Domherren und Mönche und Geistliche, und sie zogen durch den Mittelgang zum Altare. Zu allerletzt ging der Bischof und an seiner Seite Raniero in demselben Mantel, den er auf dem ganzen Wege getragen hatte.

Aber als Raniero über die Schwelle der Kirche trat, stand ein alter Mann auf und ging auf ihn zu. Es war Oddo, der Vater eines Gesellen, den Raniero in seiner Werkstatt gehabt hatte, und der sich um seinetwillen erhängt hatte.

Als dieser Mann zum Bischof und zu Raniero gekommen war, neigte er sich vor ihnen. Hierauf sagte er mit so lauter Stimme, daß alle in der Kirche ihn hörten: „Es ist eine große Sache für Florenz, daß Raniero mit heiligem Feuer von Jerusalem gekommen ist. Solches ist nie zuvor vernommen worden. Vielleicht, daß darum auch manche sagen werden, es sei unmöglich. Darum bitte ich, daß man das ganze Volk wissen lasse, welche Beweise und Zeugen Raniero dafür gebracht hat, daß dies wirklich Feuer ist, das in Jerusalem entzündet wurde."

Pferd zu besteigen. Francesca half ihm. „Wo willst du hin?“ fragte sie, als er wieder im Sattel saß. „Ich will zur Domkirche,“ sagte er. „Dann will ich dich geleiten,“ sagte sie, „denn ich gehe zur Messe.“ Und sie nahm den Zügel und führte sein Pferd.

Francesca hatte Raniero vom ersten Augenblick an erkannt. Aber Raniero sah nicht, wer sie war, denn er gönnte sich nicht die Zeit, sie zu betrachten. Er hielt den Blick nur auf die Lichtflamme geheftet.

Auf dem Wege sprachen sie kein Wort. Raniero dachte nur an die Lichtflamme, daran, sie in diesen letzten Augenblicken wohl zu hüten. Francesca konnte nicht sprechen, weil es sie deuchte, daß sie nicht klaren Bescheid über das haben wolle, was sie fürchtete. Sie konnte nichts andres glauben, als daß Raniero wahnsinnig heimgekommen wäre. Aber obgleich sie beinahe davon überzeugt war, wollte sie doch lieber nicht mit ihm sprechen, um nicht volle Gewißheit zu erlangen.

Nach einer Weile hörte Raniero, wie jemand neben ihm weinte. Er sah sich um und merkte, daß es Francesca degli Uberti war, die neben ihm ging, und wie sie so ging, weinte sie. Aber Raniero sah sie nur einen Augenblick und sagte nichts zu ihr. Er wollte nur an die Lichtflamme denken.

Raniero ließ sich zur Sakristei führen. Da stieg er vom Pferde. Er dankte Francesca für ihre Hilfe, sah aber noch immer nicht sie an, sondern das Licht. Er ging allein in die Sakristei zu den Geistlichen.

Francesca trat in die Kirche. Es war Karsamstagabend, und alle Lichter in der Kirche standen unentzündet auf ihren Altären, zum Zeichen der Trauer. Francesca deuchte es, daß auch bei ihr jede Flamme der Hoffnung, die einst in ihr gebrannt hatte, erloschen wäre.

In der Kirche ging es sehr feierlich zu. Vor dem Altare standen viele Priester. Zahlreiche Domherren saßen im Chore, und der Bischof zu oberst unter ihnen.

Nach einer Weile merkte Francesca, daß unter den Geistlichen eine Bewegung entstand. Beinahe alle, die nicht bei der Messe anwesend sein mußten, erhoben sich und gingen in die Sakristei. Schließlich ging auch der Bischof.

Als die Messe zu Ende war, betrat ein Geistlicher den Chor und begann zum Volke zu sprechen. Er erzählte, daß Raniero di Ranieri mit heiligem Feuer aus Jerusalem nach Florenz gekommen war. Er erzählte, was der Ritter auf dem Wege geduldet und erlitten hatte. Und er pries ihn über alle Maßen.

Die Menschen saßen staunend da und hörten dies. Francesca hatte nie eine so selige Stunde erlebt. „O, Gott," seufzte sie, „dies ist mehr Glück, als ich tragen kann." Ihre Tränen strömten, während sie lauschte.

Der Priester sprach lange und beredt. Zum Schlusse sagte er mit mächtiger Stimme: „Nun kann es gewißlich eine geringe Sache scheinen, daß eine Lichtflamme hierher nach Florenz gebracht wurde. Aber ich sage euch: Betet zu Gott, daß er Florenz viele Träger des ewigen Feuers schenke, dann wird es eine große Macht werden und gebenedeit unter den Städten!"

Als der Priester zu Ende gesprochen hatte, wurden die Haupttore der Domkirche weit geöffnet, und eine Prozession, so gut sie sich in aller Eile hatte ordnen können, zog herein. Da gingen Domherren und Mönche und Geistliche, und sie zogen durch den Mittelgang zum Altare. Zu allerletzt ging der Bischof und an seiner Seite Raniero in demselben Mantel, den er auf dem ganzen Wege getragen hatte.

Aber als Raniero über die Schwelle der Kirche trat, stand ein alter Mann auf und ging auf ihn zu. Es war Oddo, der Vater eines Gesellen, den Raniero in seiner Werkstatt gehabt hatte, und der sich um seinetwillen erhängt hatte.

Als dieser Mann zum Bischof und zu Raniero gekommen war, neigte er sich vor ihnen. Hierauf sagte er mit so lauter Stimme, daß alle in der Kirche ihn hörten: „Es ist eine große Sache für Florenz, daß Raniero mit heiligem Feuer von Jerusalem gekommen ist. Solches ist nie zuvor vernommen worden. Vielleicht, daß darum auch manche sagen werden, es sei unmöglich. Darum bitte ich, daß man das ganze Volk wissen lasse, welche Beweise und Zeugen Raniero dafür gebracht hat, daß dies wirklich Feuer ist, das in Jerusalem entzündet wurde."

Als Raniero diese Worte vernahm, sagte er: „Nun helfe mir Gott. Wie könnte ich Zeugen haben? Ich habe den Weg allein gemacht. Wüsten und Wildnisse mögen kommen und für mich zeugen."

„Raniero ist ein ehrlicher Ritter," sagte der Bischof, „und wir glauben ihm auf sein Wort."

„Raniero hätte wohl selbst wissen können, daß hierüber Zweifel entstehen würden," sagte Oddo. „Er wird wohl nicht ganz allein geritten sein. Seine Knappen können wohl für ihn zeugen."

Da trat Francesca degli Uberti aus der Volksmenge und eilte auf Raniero zu. „Was braucht es Zeugen?" rief sie. „Alle Frauen von Florenz wollen einen Eid darauf ablegen, daß Raniero die Wahrheit spricht."

Da lächelte Raniero, und sein Gesicht erhellte sich für einen Augenblick. Aber dann wendete er seine Blicke und seine Gedanken wieder der Lichtflamme zu.

In der Kirche entstand ein großer Aufruhr. Einige sagten, daß Raniero die Lichter auf dem Altar nicht entzünden dürfe, ehe seine Sache bewiesen war. Zu diesen gesellten sich viele seiner alten Feinde.

Da erhob sich Jacopo degli Uberti und sprach für Ranieros Sache. „Ich denke, daß alle hier wissen, daß zwischen mir und meinem Eidam nicht allzugroße Freundschaft geherrscht hat," sagte er, „aber jetzt wollen sowohl ich wie meine Söhne uns für ihn verbürgen. Wir glauben, daß er die Tat vollbracht hat, und wir wissen, daß der, der es vermocht hat, ein solches Unternehmen auszuführen, ein weiser, behutsamer und edelgesinnter Mann ist, den wir uns freuen, in unsrer Mitte aufzunehmen."

Aber Oddo und viele andre waren nicht gesonnen, Raniero das Glück, das er erstrebte, zu gönnen. Sie sammelten sich in einem dichten Haufen, und es war leicht zu sehen, daß sie von ihrer Forderung nicht abstehen wollten.

Raniero begriff, daß sie, wenn es nun zum Kampfe käme, sie gleich versuchen würden, nach der Lichtflamme zu trachten. Während er die Blicke fest auf seine Widersacher geheftet hielt, hob er das Licht so hoch empor, als er nur konnte.

Er sah todmüde und verzweifelt aus. Man sah ihm an, daß er, wenn er auch so lange wie möglich aushalten wollte, doch nur eine Niederlage erwartete. Was frommte es ihm nun, wenn er die Flamme entzünden dürfte! Oddos Worte waren ein Todesstreich gewesen. Wenn der Zweifel einmal geweckt war, dann mußte er sich verbreiten und wachsen. Es deuchte ihn, daß Oddo schon die Lichtflamme für alle Zeit gelöscht hätte.

Ein kleines Vöglein flatterte durch die großen geöffneten Tore in die Kirche. Es flog geradewegs auf Ranieros Licht zu. Dieser konnte es nicht so rasch zurückziehen, der Vogel stieß daran und löschte die Flamme.

Ranieros Arm sank herunter, und die Tränen traten ihm in die Augen. Aber im ersten Augenblick empfand er dies als eine Erleichterung. Es war besser, als daß Menschen sie getötet hätten.

Das kleine Vöglein setzte seinen Flug in die Kirche fort, verwirrt hin und her flatternd, wie Vögel zu tun pflegen, wenn sie in einen geschlossenen Raum kommen.

Da brauste mit einem Male durch die ganze Kirche der laute Ruf: „Der Vogel brennt! Die heilige Lichtflamme hat seine Flügel entzündet!"

Der kleine Vogel piepste ängstlich. Er flog ein paar Augenblicke wie eine flatternde Flamme unter den hohen Wölbungen des Chors umher. Dann sank er rasch und fiel tot vor dem Altar der Madonna nieder.

Aber in demselben Augenblick, wo der Vogel auf den Altar niederfiel, stand Raniero da. Er hatte sich einen Weg durch die Kirche gebahnt, nichts hatte ihn halten können. Und an den Flammen, die die Schwingen des Vogels verzehrten, entzündete er die Kerzen vor dem Altar der heiligen Jungfrau.

Da erhob der Bischof seinen Stab und rief: „Gott wollte es! Gott hat für ihn gezeugt!"

Und alles Volk in der Kirche, seine Freunde wie seine Widersacher, hörten auf zu zweifeln und zu staunen. Sie riefen alle, von Gottes Wunder hingerissen: „Gott wollte es! Gott hat für ihn gezeugt!"

* *
*

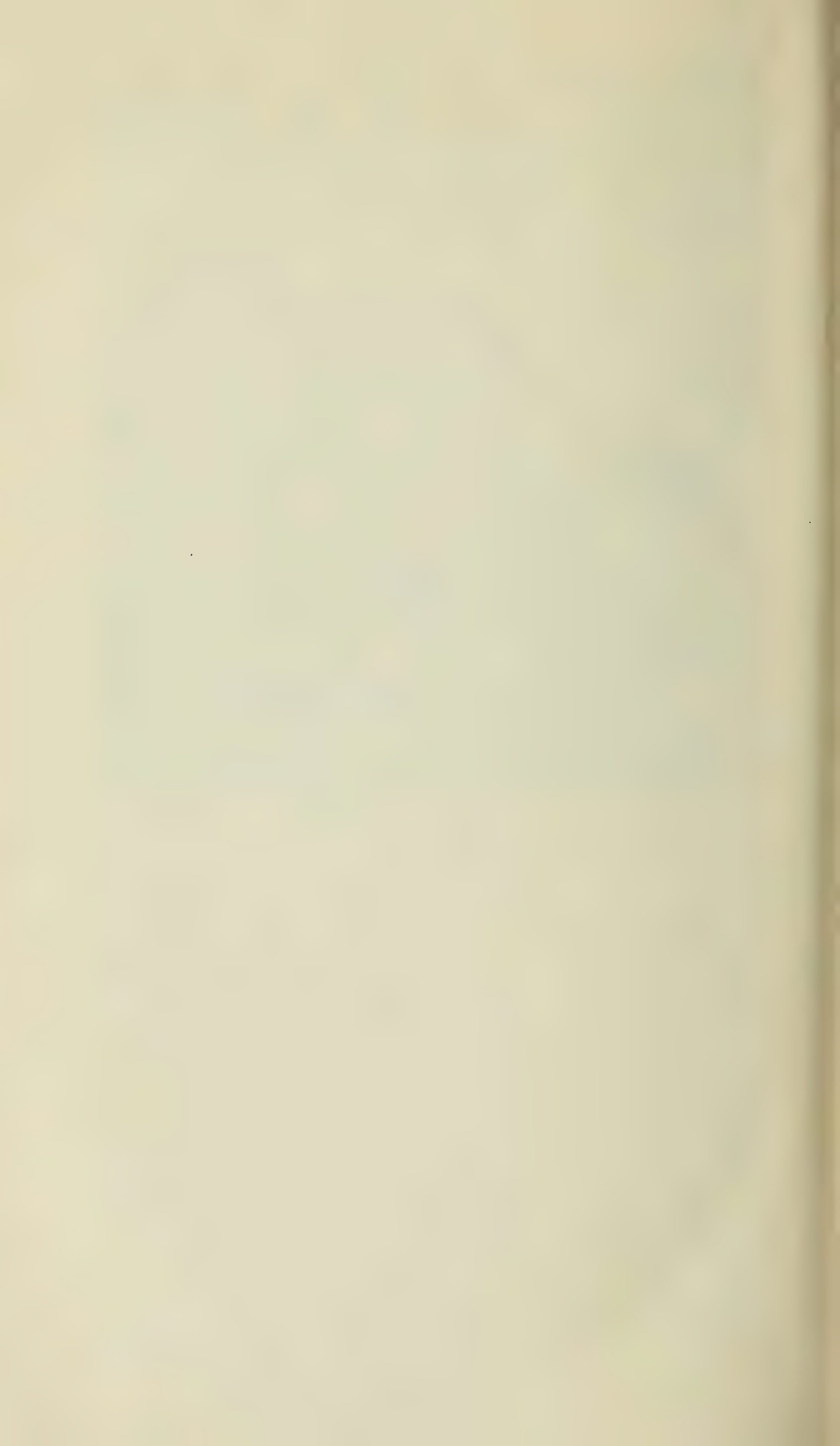
Von Raniero ist noch zu berichten, daß er hinfort seiner Lebtag großes Glück genoß und weise, behutsam und barmherzig war. Aber das Volk von Florenz nannte ihn immer Pazzo di Raniero, zur Erinnerung daran, daß man ihn für toll gehalten hatte. Und dies ward ein Ehrentitel für ihn. Er gründete ein edles Geschlecht, und dieses nahm den Namen Pazzo an, und so nennt es sich noch heute.

Es mag weiter berichtet werden, daß es in Florenz Sitte wurde, jedes Jahr am Karsamstagabend ein Fest zur Erinnerung an Ranieros Heimkunft mit dem heiligen Feuer zu feiern, und daß man dabei immer einen künstlichen Vogel mit Feuer durch den Dom fliegen läßt. Und so wird dieses Fest wohl auch noch in diesem Jahre begangen worden sein, wenn nicht ganz vor kurzem eine Änderung eingetreten ist.

Aber ob es wahr ist, wie viele meinen, daß die Träger heiligen Feuers, die in Florenz gelebt und die Stadt zu einer der herrlichsten der Erde gemacht haben, ihr Vorbild in Raniero fanden und dadurch ermutigt wurden, zu opfern, zu leiden und auszuharren, dies mag hier unausgesagt bleiben.

Denn was von dem Lichte bewirkt wurde, das in dunkeln Zeiten von Jerusalem ausgegangen ist, läßt sich weder messen noch zählen.

Inhalt



Einzelausgaben der

Werke von Selma Lagerlöf

Jerusalem I (In Dalarne), Roman, 22. Auflage
Jerusalem II (Im heiligen Land), Roman, 20. Aufl.
Gösta Berling, Roman, 28. Auflage
Eine Herrenhofsage, 15. Auflage
Die Wunder des Antichrist, Roman, 10. Auflage
Liljecronas Heimat, Roman, 19. Auflage
Jans Heimweh, Roman, 22. Auflage
Das heilige Leben, Roman, 25. Auflage
Herrn Arnes Schatz, Erzählung, 8. Auflage
Der Fuhrmann des Todes, Erzählung, 12. Auflage
Christuslegenden, 35. Auflage
Legenden und Erzählungen, 8. Auflage
Die Königinnen von Kungahälla, Erzähl., 8. Aufl.
Unsichtbare Bande, Erzählungen, 4. Auflage
Ein Stück Lebensgeschichte, Erzählungen, 12. Auflage
Trolle und Menschen, Erzählungen, 10. Auflage
Die sieben Todsünden, Ausgew. Erzähl., 18. Auflage
Wunderbare Reise, Ein Kinderbuch, 23. Auflage
Wunderbare Reise, Ill. Ausgabe, 25. Auflage
Die schönsten Geschichten der Lagerlöf, 15. Auflage
Zacharias Topelius, Eine Lebensgeschichte, 8. Aufl.
Die Prinzessin von Babylonien und andere Erzählungen, 5. Auflage
Mårbacka, Jugenderinnerungen, 10. Auflage

Albert Langen, Verlag in München

Knut Hamsun
Gesammelte Werke

Neue Ausgabe in zwölf Bänden

besorgt und herausgegeben von J. Sandmeier

Auf feinstem holzfreiem Papier gedruckt

Preis jeder Band geh. 5 Goldmark, in Ganzleinen geb. 10 Goldmark

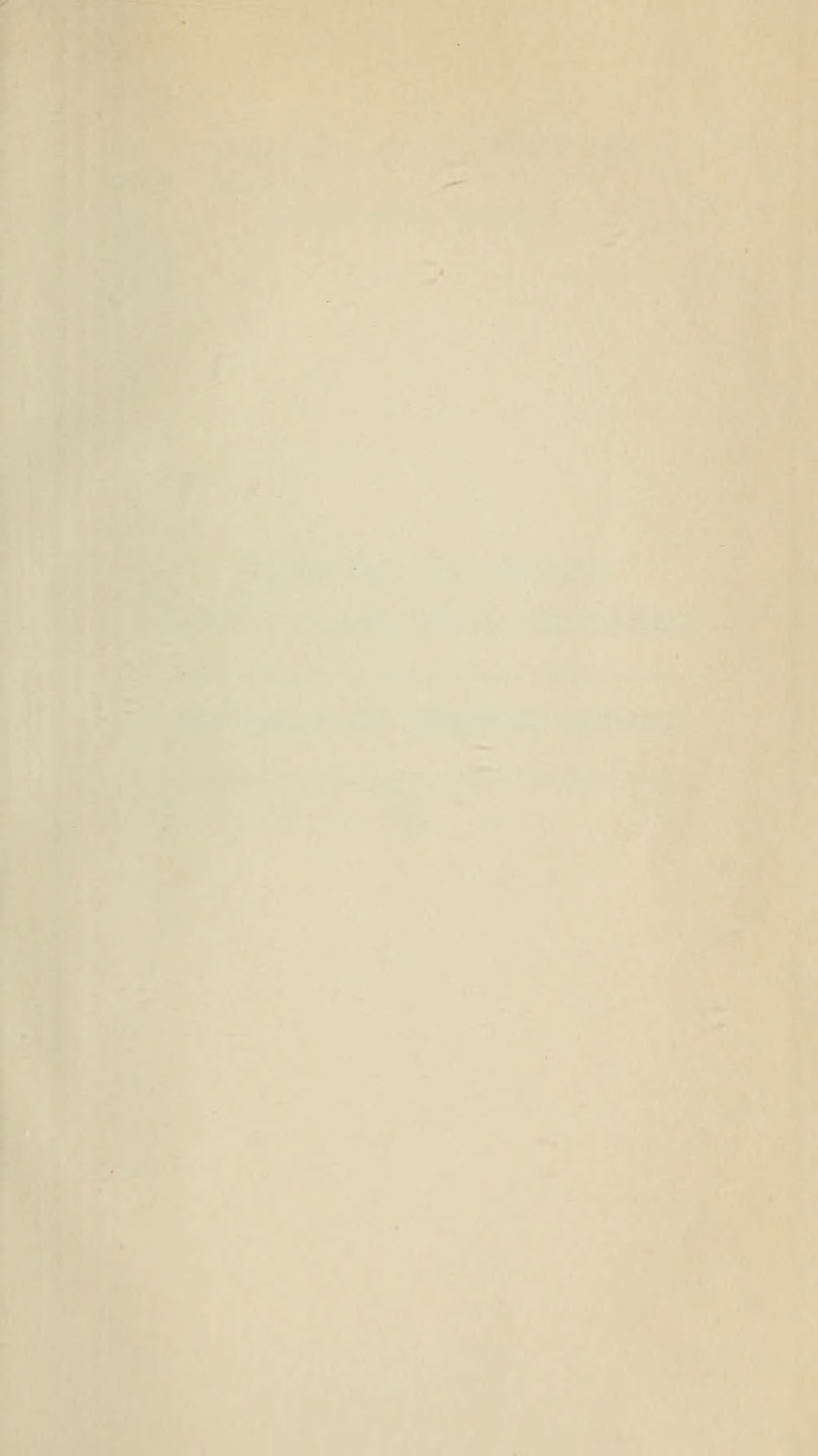
Band 1: Romane (Hunger. Mysterien)
Band 2: Romane (Redakteur Lynge. Neue Erde)
Band 3: Romane (Pan. Victoria. Schwärmer)
Band 4: Romane (Benoni. Rosa)
Band 5: Romane (Unter Herbststernen. Gedämpftes Saitenspiel. Die letzte Freude)
Band 6: Romane (Im Märchenland. Unter dem Halbmond. Kinder ihrer Zeit)
Band 7: Romane (Die Stadt Segelfoß)
Band 8: Romane (Segen der Erde)
Band 9: Romane (Die Weiber am Brunnen)
Band 10: Novellen
Band 11: Dramen (An des Reiches Pforten. Spiel des Lebens. Abendröte. Vom Teufel geholt)
Band 12: Dramen (Munken Vendt. Königin Tamara)

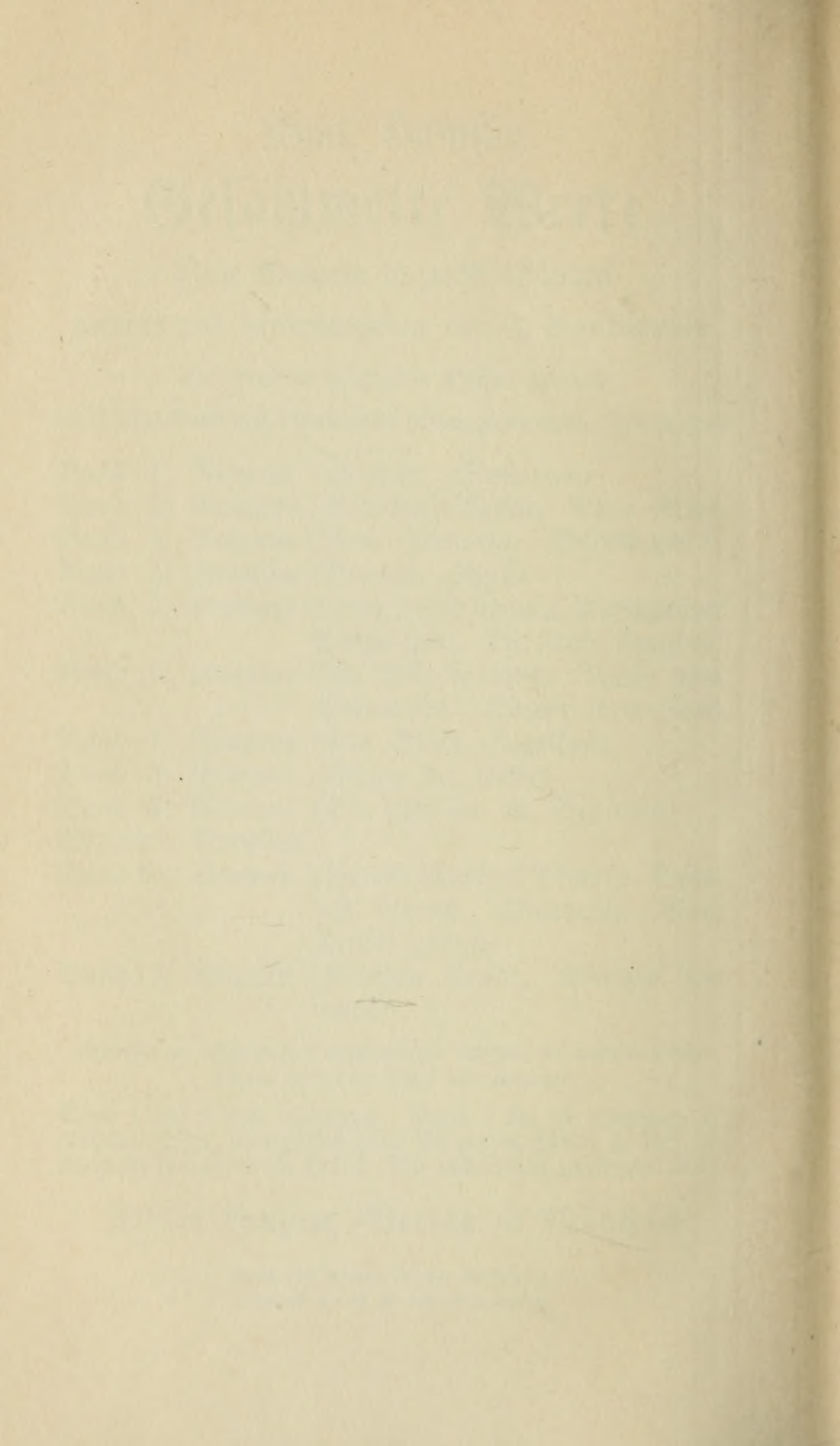
Abnahme des ersten Bandes verpflichtet zur Abnahme der weiteren Bände
Einzeln werden die Bände nicht abgegeben

Band 1 bis 6 sind erschienen. Band 7 bis 12 erscheinen in schneller Folge, wenigstens zwei Bände im Jahr, so daß die Ausgabe spätestens im Herbst 1926 vollständig vorliegen wird.

Albert Langen, Verlag in München

Druck von Hesse & Becker in Leipzig
Einband von E. A. Enders in Leipzig





PT Lagerlöf, Selma Ottiliana
9765 Lovisa
K4 Gesammelte Werke
1911
Bd.8

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY


UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 13 06 02 10 013 3